Fontane Blätter 69/2000

In diesem Heft:

»Bitte, helfen Sie.« Unbekannte Briefe Fontanes an Holtze / Linguistische Betrachtungen zu ausgewählten »Unechten Korrespondenzen«. Ein Beitrag zur Diskussion um Fontanes Autorschaft – Clarissa Jantzen / Trauerarbeit. Zum literarischen Ort von Fontanes Lyrik – Rolf Selbmann / »Um zu sterben muß sich Hr. F. erst eine andere Krankheit anschaffen.« Neues zu Fontanes Krankheit von 1892 – Horst Gravenkamp / Fontane und der nicht gegenwärtige Clausewitz – Peter Paret / Rezensionen / Bibliographie

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von
Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

10 »Bitte, helfen Sie.« Unbekannte Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze und ein Geburtstagsbrief des Theodor-Fontane-Archivs an Prof. Dr. Helmuth Nürnberger
STEFANIE DIETZSCH UND KLAUS-PETER MÖLLER (HRSG.)

39 »Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus …«

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

44 Linguistische Betrachtungen zu ausgewählten *Unechten Korrespondenzen*:
Ein Beitrag zur Diskussion um Theodor Fontanes Autorschaft
CLARISSA JANTZEN

67 Trauerarbeit.
Zum literaturgeschichtlichen Ort von Theodor Fontanes Lyrik
ROLF SELBMANN

81 »Um zu sterben muß sich Hr. F. erst eine andere Krankheit anschaffen.« Neue Fakten zu Fontanes Krankheit von 1892
HORST GRAVENKAMP

Rezensionen

100 Rolf Selbmann: Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus
BETTINA PLETT

105 Harald Tanzer: Theodor Fontanes Berliner Doppelroman: ›Die Poggenpuhls‹ und ›Mathilde Möhring‹
MICHAEL SCHEFFEL

109 Theodor Fontane: Der Stechlin
KLAUS-PETER MÖLLER

114 Christine Kretschmer: Der ästhetische Gegenstand und das ästhetische Urteil in den Romanen Fontanes
HUGO AUST

116 Hanjo Kesting: Theodor Fontane. Bürgerlichkeit und Lebensmusik
HUGO AUST

117 Theodorus victor
MARIA BROSIG

Vermischtes

124 Fontane und der nicht gegenwärtige Clausewitz
PETER PARET

Theodor-Fontane-Preis 1999
138 Laudatio auf Günter de Bruyn
HELMUTH NÜRNBERGER

150 Dankesworte für den Fontane-Preis
GÜNTER DE BRUYN

153 Zum Projekt Theodor-Fontane-Bibliographie
WOLFGANG RASCH

158 Zum Projekt Theodor Fontane. Chronik von Leben und Werk
JOSEFINE KITZBICHLER

160 »Der Dichter Fontane hier, der [...] von dem englischen Leben – sehr wenig versteht.« Eine anonyme Äußerung über Fontane in London und eine Vermutung zur Autorschaft
PETER SCHAEFER

163 Nachruf auf Peter Görlich

Bibliographie

166 Auswahlbibliographie

Informationen

190 Autorenverzeichnis
190 Vertriebshinweise
191 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen
194 Impressum

»Es gibt nicht zwei Sorten von Anständigkeit, und was ein anständiger Mensch nicht darf, das darf auch ein anständiger Staat nicht. Verstößt der Staat gegen diesen einfachen Satz, so gibt er nur ein schlechtes Beispiel.«

(Theodor Fontane an Theodor Fontane jr., 9.12.1887)

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,
»Tick, tick, tausend Jahre sind ein Augenblick« – Nachdem die Hirne unserer Computer den Wechsel der Zählweise weit besser überstanden haben, als wir zu träumen wagten, scheint sich allgemein große Gelassenheit angesichts der Relativität alles Zeitlichen breitgemacht zu haben.

In schöner Regelmäßigkeit sollen indes die *Fontane Blätter* auch nach der schon stattgehabten oder noch bevorstehenden Jahrtausendwende erscheinen. Das jedenfalls wünschen sich Redaktion und Herausgeber, und »wir vom Archiv« werden alles tun, auch weiterhin, trotz immer leerer werdender Kassen, den Rahmen für ihr Erscheinen zu schaffen.

Mit einem weiteren Beitrag zum Thema Fontane, der Publizist, wird die Rubrik »Literaturgeschichtliches und Interpretation«, eröffnet, die von nun an unter dem erweiterten Titel »Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte« erscheinen soll. Clarissa Jantzen beschäftigt sich aus linguistischer Sicht mit der Frage der Zuschreibung der *Unechten Korrespondenzen.* Aus ganz anderer, nämlich medizinisch-psychiatrischer Perspektive argumentiert Horst Gravenkamp in seinem Beitrag über Fontanes Depression des Jahres 1892. Obwohl »Trauerarbeit« überschrieben, knüpft Rolf Selbmann gerade nicht an den biographischen Faden an. Sein Aufsatz widmet sich der Lyrik Fontanes.

Diejenigen, die bei der letztjährigen Jahrestagung der Fontane Gesellschaft in Neuruppin anwesend waren, werden sich gewiß freuen, den Festvortrag von Peter Paret noch einmal nachlesen zu können, vereinte er doch zwei vorderhand gar nicht verwandte Größen, nämlich Fontane und Clausewitz, und knüpfte daran interessante Überlegungen zum sozialen Ort der Personnage von Fontanes Romanen.

Der Rest sind Berichte, denn seit Herbst letzten Jahres sind Wissenschaftler der Humboldt Universität und das Fontane-Archiv in der glücklichen Lage, zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte wissenschaftliche Projekte betreiben zu können, die seit langem als Desiderate der Fontane-Forschung gelten. Es sind dies die Erarbeitung einer Fontane-Chronik und die Erarbeitung einer Fontane-Personalbibliographie. Letztere stand seit langem auf dem Arbeitsplan des Archivs, doch fehlte es bislang an der nötigen (Wo)Manpower. Wir werden gewiß nicht zum letzten Mal davon zu berichten haben.

Im Frühjahr werden nun endlich auch die Tagungsbände der großen Potsdamer Jubiläumstagung vorliegen. Wir möchten unseren werten Lesern und

Leserinnen diese umfassende Präsentation des Forschungsstandes zum Thema »Fontane und die literarische Moderne« noch einmal ausdrücklich zur Lektüre empfehlen.

Eine weitere Publikation des Archivs soll noch im Frühsommer erscheinen. Es ist dies das lang angekündigte Verzeichnis der vermißten Bestände des Fontane-Archivs, das Manfred Horlitz in akribischen Recherchen erarbeitet hat. Auch über das Erscheinen dieser Publikation werden wir Sie rechtzeitig informieren.

Zu guter Letzt freuen wir uns, von einem bedeutenden Ankauf des Fontane-Archivs berichten zu können. Es handelt sich um ein Konvolut von bislang nicht bekannten Briefen Fontanes an den Verleger Carl Müller-Grote aus den Jahren 1885 bis 1887. Wir werden diese Briefe im nächsten Heft der *Blätter* veröffentlichen, genauere Angaben erfahren Sie schon jetzt aus der Bibliographie.

Wir hatten es oben schon angedeutet, und Sie werden es aus den Medien wissen, die kulturellen Einrichtungen des Landes Brandenburg müssen sehr starke finanzielle Einschnitte hinnehmen. Auch das Fontane-Archiv ist davon betroffen. Wir haben uns deshalb entschlossen, wieder einmal den freundlichen Appell an Sie zu richten, doch bitte, wenn Sie an eine Spende denken, auch das Fontane-Archiv nicht zu vergessen.

Die Herausgeber

Zuvörderst aber gelten unsere Wünsche Helmuth Nürnberger, der in den ersten Wochen des neuen Jahres seinen siebzigsten Geburtstag feiern konnte. In schöner Regelmäßigkeit hat auch er seine Sorgfalt, sein Stilempfinden und seine Langmut eingesetzt, damit die *Blätter* erscheinen können. Herzlichen Dank dafür, lieber Herr Nürnberger, verbunden mit dem Wunsch, Sie mögen an dieser Gewohnheit auch weiterhin festhalten.

Als ein Glückwunsch und ein Danke soll deshalb auch der erste Beitrag dieses Heftes mit unbekannten Briefen Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze, die sich bislang unbemerkt in unseren Beständen erhalten haben, Ihnen gewidmet sein. Die Überlieferungsgeschichte, die Klaus-Peter Möller und Stefanie Dietzsch akribisch rekonstruiert haben, liest sich wie eine Kriminalgeschichte.

Die redaktion

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

»Bitte, helfen Sie.« Unbekannte Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze und ein Geburtstagsbrief des Theodor-Fontane-Archivs an Prof. Dr. Helmuth Nürnberger

Stefanie Dietzsch und Klaus-Peter Möller (Hrsg.)

Sehr geehrter Herr Professor Dr. Nürnberger,
»Bitte, helfen Sie.« – unter diesem Motto, das mit einigem Recht über dem gesamten Briefwechsel Fontanes mit Friedrich Wilhelm Holtze stehen könnte, läßt sich auch ein großer Teil der Beziehungen des Theodor-Fontane-Archivs zu Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, zusammenfassen. Wie oft haben wir zu Ihren Editionen und wissenschaftlichen Arbeiten gegriffen, wenn es galt, eine Frage zu klären, ein Problem zu lösen. Und wie Holtze mit seinen reich sprudelnden Bücherquellen Fontane nie im Stich gelassen hat, so fanden auch wir bei Ihnen noch in den meisten Fällen Rat und Belehrung. Ihr Geburtstag ist für uns ein schöner Anlaß, Ihnen einmal für alles, was Sie für die Fontane-Forschung geleistet haben, Dank zu sagen. Es ist uns eine besondere Freude, daß wir Ihnen zu Ihrem Geburtstag die beifolgenden unbekannten Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze, die sich versteckt in einem Typoskript erhalten haben, auf den Gabentisch legen können. Sie selbst haben ja 1995 einen anderen Teil dieses Briefwechsels herausgegeben. Es wird Sie sicher freuen, diese Lücke geschlossen zu sehen.

Die umständlichen Erläuterungen, mit denen Fontane seine Bücherwünsche regelmäßig begleitete, sind für die Fontane-Forschung ein Segen. Wie viele interessante Details verdanken wir den Ausführungen, in die seine Bestellzettel und seine Bitten um Verlängerung entliehener Bücher verpackt sind. Nicht nur über die Quellen Fontanes und seine Fragen an dieselben erhalten wir aus den Briefen an Holtze weitere Auskünfte. Auch die Arbeitsweise und die Arbeitsbedingungen Fontanes werden an einigen Punkten sichtbar, etwa die Gleichzeitigkeit der Arbeit an unterschiedlichsten Projekten, oder der Termindruck, unter dem Fontane nicht selten stand. Und wie gut können wir noch heute Fontanes Stoßseufzer darüber nachvollziehen, daß man in der Königlichen Bibliothek »von 6 Büchern, die man daselbst

erbittet, immer höchstens eines erhält«. Glücklich, wer in solchem Fall einen Professor Holtze zur Hand hat!

Daß man bei aller Arbeit auch verstand zu leben, einen guten Schoppen Wein und eine lustige Anekdote nicht verachtete, ist ein Gedanke, der uns ebenfalls nicht schlecht zu einem Geburtstagsglückwunsch zu passen scheint. In seinen *Erinnerungen an Theodor Fontane* berichtet Friedrich Holtze, der Sohn von Friedrich Wilhelm Holtze, unter anderem, auf welche Weise er den Romancier kennengelernt hat. Sein Vater hatte, vermutlich im Herbst 1875, zusammen mit zwei Freunden in der Preußischen Klassenlotterie 500 Mark gewonnen. Es wurde beschlossen, das Geld bei Huth in der Potsdamer Straße zu vertrinken. Da jedoch der Betrag »an die Leistungsfähigkeit von drei Männern zu große Ansprüche stellte«, sollte jeder noch einen guten Freund mitbringen. Zu einem dieser Helfer wurde Theodor Fontane erkoren. Da Friedrich Wilhelm Holtze diesen Termin »wegen einer plötzlich aufgetretenen Heiserkeit« nicht wahrnehmen konnte, wurde er von seinem Sohn vertreten. Noch 50 Jahre später erinnerte sich Friedrich Holtze lebhaft an diese ausgelassene Runde, die nicht nur Vergnügen daran fand, sich einen Abend lang mit gutem Wein und lustigen Anekdoten zu unterhalten, sondern die in der Folgezeit immer wieder in einem der Restaurants um den Potsdamer Platz herum zusammenkam, um das Gespräch fortzusetzen. Zu diesem Kränzchen, von den Freunden »Fontane-Abend«, von Fontane einmal scherzweise »Società oenologica« genannt,[1] in dem Holtze Fontane regelmäßig begegnete und von dem er eine Reihe schnurriger Begebenheiten zu berichten weiß, gehörten u. a. das in ständigem Widerstreit befindliche Freundespaar Ludwig Metzel und Karl Zitelmann, das an das Dioskurenpaar Seidentopf und Turgany erinnert, und der Chefredakteur der Norddeutschen Zeitung Emil Pindter, ein Spaßvogel und Plauderer allerersten Ranges, der u. a. einmal zu einer mildtätigen Sammlung aufgerufen hatte, von deren Beiträgen eine Nähmaschine für Shakespeares Mutter finanziert werden sollte.

Wir wünschen Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, daß auch Sie an Ihrem Ehrentag eine so fröhliche Runde mit ebenso heiterem Gespräch finden mögen, wie es in der »Società oenologica« gepflegt wurde. Wir wünschen Ihnen Glück und Gesundheit. Und natürlich wünschen wir Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre der Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze.

Es gratulieren Ihnen sehr herzlich
Cornelia Becker, Sylke Jabs, Christine Hehle, Christina Siems,
Klaus-Peter Möller, Stefanie Dietzsch,Wolfgang Rasch, Grit Apolke
Maria Brosig, Peter Schaefer und Hanna Delf von Wolzogen

Friedrich Holtze hat 1926 in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* seinen Aufsatz *Erinnerungen an Theodor Fontane*[2] veröffentlicht. Er stützt sich darin nicht nur auf seine persönlichen Erinnerungen, sondern auch auf die Briefe, die sein Vater, Friedrich Wilhelm Holtze, von Theodor Fontane erhalten hatte. Bei einer gründlichen Revision fand sich kürzlich in einer der Sammelmappen der Fontane-Sammlung Emden[3] ein Typoskript, das offensichtlich eine frühere Fassung der *Erinnerungen* Holtzes überliefert. Mit Hilfe dieses Typoskripts läßt sich das Wissen über die Korrespondenz Theodor Fontanes mit Friedrich Wilhelm Holtze nochmals erweitern.[4] Durch einen Vergleich mit der Druckfassung stellte sich nämlich heraus, daß der Aufsatz für die Publikation nicht nur überarbeitet, sondern auch stark gekürzt worden ist. Namentlich enthält das Typoskript zahlreiche ausführliche Zitate aus Briefen Fontanes, die in der später publizierten Version fehlen. Mehrere dieser Briefe sind der Forschung bisher nicht bekannt gewesen. Es schien also geboten, sich einmal näher mit dem Typoskript und dem Aufsatz Holtzes zu beschäftigen.

Die Mappe 6a der Fontane-Sammlung Paul H. Emdens[5] enthält außer dem Durchschlag der maschinenschriftlichen Abschrift des gesamten Aufsatzes (Typoskript, im folgenden T)[6] eine maschinenschriftliche Abschrift der Anlagen zu dem nicht bekannten Manuskript Holtzes (im folgenden A1)[7], einen Durchschlag von A1 (im folgenden A2)[8], Teile der Korrespondenz zwischen Emden, Hans von Müller[9] und Friedrich Holtze über das Publikationsprojekt[10] sowie ein von einem Herrn Schuldt unterzeichnetes Gutachten vom 8. Dezember 1928, in dem die Urheberrechtssituation des Typoskripts dargestellt ist[11]. Während in T eine vollständige Version des Aufsatzes vorliegt, die auch die in den Anlagen (A1 und A2) überlieferten Textteile enthält, geben die Anlagen lediglich Zusätze zu dem nicht bekannten Manuskript Holtzes wieder. Hauptbestandteil von A sind die Brieffragmente, die hier in derselben Fassung und in denselben Ausschnitten zitiert sind, wie in T.

Anhand des Briefwechsels und des Gutachtens von 1928 läßt sich das Schicksal des Aufsatzes in groben Zügen nachvollziehen. Im Gutachten heißt es: »Die Erinnerungen wurden Ende 1922 durch Vermittlung von Dr. Hans von Müller Herrn Emden zur Veröffentlichung angeboten. Das handschriftliche Manuskript von Geheimrat Holtze wurde dann hier im Büro von Fräulein Studsinski mit der Maschine in einigen Durchschlägen abgeschrieben. – / Herr Emden verhandelte monatelang mit Friedrich Fontane, Neuruppin, um die Genehmigung zur Veröffentlichung der Erinnerungen und der darin angeführten zahlreichen Briefe Fontanes an den Vater Geheimrat Holtze's zu erlangen. – Geheimrat Holtze hat inzwischen die Maschinen-

Reinschrift des Manuskripts durchgesehen, verbessert und zum Teil Ergänzungen hinzugefügt. […]«[12]

Da sich die Veröffentlichung seines Aufsatzes verzögerte, wurde Friedrich Holtze ungeduldig. Am 12. Februar 1923 berichtet Hans von Müller in einem Brief an Emden, der ihn offenbar gebeten hatte, Holtze zu beschwichtigen, von seinem Besuch bei Holtze:

»[…] Als ich dort Ihren Namen nannte, unterbrach er mich sogleich mit den Worten: ›Ja, ich sehe doch, er *will* es nicht drucken lassen: also mag er es mir doch ruhig zurückschicken, ich nehms ihm nicht übel.‹ Darauf erwiderte ich, daß Sie seit Monaten mit der Familie verhandelten. Er fiel aus den Wolken, weil er nie daran gedacht hatte. Er blieb auch dabei, daß das unnötig sei, da er ja die Briefe nicht in extenso brächte und nicht als ein Herausgeber von Texten, sondern weil er nur *Citate* daraus als *Belege* für seine eigenen Ausführungen bringe. Er habe deshalb absichtlich niemals Datum, Anrede & c. am Anfang mit abgeschrieben. Aber natürlich läge dann die Sache anders, und er ließe Ihnen selbstverständlich für diesen Zweck Zeit soviel dazu Ihnen erforderlich scheine. […]«[13]

Noch am 22. März 1923 signalisiert Hans von Müller das Einverständnis Holtzes mit der Publikation.

»[…] Holtze ist, nachdem ich ihm eine anständige Ausstattung garantiert hatte, einverstanden damit, daß Sie seinen Fontane-Aufsatz drucken, und verlangt als Entgelt lediglich *zwanzig Exemplare*. Das Manuscript kann direct als Druckvorlage verwendet werden. Die Correctur möchte Holtze *selbst lesen*. Sollten die Druckkosten für das Ganze zu hoch werden, ist er bereit, zu kürzen.«[14] Außerdem schlägt von Müller vor, Emden solle direkt mit Holtze verhandeln, und teilt dessen Anschrift mit. Emden wendet sich daraufhin an Holtze: »Sehr verehrter Herr Geheimrat!/ Herr Dr. Hans von Müller hatte die Liebenswürdigkeit, mir heute die Handschrift Ihres Fontane Aufsatzes zuzusenden. / Ich spreche Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür aus, dass Sie mir gestatten wollen gegebenenfalls Ihren Aufsatz zu veröffentlichen. Ihrem Wunsch auf Ueberlassung von 20 Exemplaren komme ich sehr gern nach.«[15]

Allerdings bittet Emden um Verständnis dafür, daß er erst nach den Feiertagen weiteres unternehmen könne. Noch im April heißt es in einem Schreiben Emdens an Hans von Müller:

»Meine Sekretärin legt mir heute die Holtz'sche Fontane Arbeit vor. / Ich habe mich nun endgültig entschlossen, falls nicht geradezu irrsinnige Kosten entstehen sollten, die Arbeit herauszugeben und drucken zu lassen. Dies wollen Sie bitte Herrn Geheimrat Holtze mitteilen. / Ich verreise diese Woche. Es ist aber Sorge getragen und alle Vorbereitung getroffen, dass heute in

einer Woche mir die gesamte Reinschrift in Druck-Maschinenschrift vorgelegt wird. Ich will erst dann an eine Kommentierung und an eine evtl. Bearbeitung herangehen, da ich die Holtze'sche Handschrift intakt dem Herrn wieder zurückgeben will. / Bitte strecken Sie doch einmal Ihre Fühler aus, ob evtl. die Originalbriefe zu erwerben wären.«[16]

Im Juni war die Geduld Holtzes jedoch erschöpft. Am 10. Juni 1923 berichtet Hans von Müller:

»[…] Der alte Holtze ist ernstlich böse darüber, daß er nichts sieht und hört von seinem Aufsatz, und *verlangt von mir* die Reinschrift, auf deren Durchsicht er einen Tag verwendet habe, zurück. Er *glaubt mir nicht*, daß Sie sie drucken lassen, und weigert sich, eine Abschrift seiner Arbeit in fremden Händen zu lassen. Was soll ich tun? […]«[17]

Obwohl er eingesteht, »bisher noch keinen Handschlag in der Sache getan« zu haben, reagiert Emden verärgert. Er schreibt an Hans von Müller am 12. Juni 1923:

»Es bleiben also zwei Möglichkeiten: Herr Holtze gibt noch diese Woche die Erklärung ab, dass er die Veröffentlichung nicht wünscht, dann bekommt er sein Manuscript zurück und ich kann nur mein lebhaftes Bedauern ausdrücken, oder aber, Herr Holtze geduldet sich, bis die Sache im Rahmen des Möglichen fertiggestellt werden kann.«[18]

Durch ein Gespräch in Neuruppin versuchte Emden, die urheberrechtlichen Bedenken der Erben auszuräumen. Von dem Ergebnis seiner Bemühungen berichtet er Hans von Müller am 18. Juni 1923:

»Ich war gestern in Neuruppin bei Herrn Friedrich Fontane und habe nach eingehender Besprechung mit ihm, Ihnen bezw. Herrn Geheimrat Holtze folgendes mitzuteilen. / Da aus dem Nachlass noch so viel unveröffentlichtes Material zur Veröffentlichung steht, das sich weit besser auch für Privatdrucke eignen würde, so glaubt Herr Friedrich Fontane als Bevollmächtigter der Erben Theodor Fontanes nicht, die Verantwortung übernehmen zu sollen, eine literarisch doch immer […[19]]gende, den anderen Erben zur Herausgabe empfehlen zu können, selbst nicht in Form eines Privatdrucks. […] Wie mir meine Sekretärin sagt, befindet sich die Originalhandschrift von Herrn Holtze bereits in Ihrem Besitz, damit wäre also wohl das Ae[u]sserliche dieser Angelegenheit erledigt.«[20]

Mit einem Schreiben vom 28. Dezember 1923 wendet sich Friedrich Holtze allerdings nochmals an Emden, um das von ihm druckfertig gemachte Typoskript zurückzuverlangen:

»Vor einem Jahr sagte mir Herr von Müller, daß Sie dazu bereit wären, einen Aufsatz von mir über Fontane zum Abdruck zu bringen. Ich bat darauf Herrn von Müller, Ihnen meine Handschrift zuzustellen, und erhielt darauf

von Ihnen einen Abzug, den ich dann in stundenlanger Arbeit druckfertig herstellte. [...] es besteht wohl kein Zweifel, daß die seitdem ins Unendliche gestiegenen Druckkosten die Sache als nicht mehr zweckmäßig haben erscheinen lassen./ Ich teile diese Ihre Ansicht durchaus, ersuche Sie aber so ergebenst als dringend, mir möglichst umgehend den Ihnen übersandten von mir druckfertig gemachten Abzug, der sich nach Fallenlassen jenes nicht von mir angeregten Planes ohne Zweck und Berechtigung in Ihren Händen befindet, zugehn zu lassen.«[21]

Am 29. Dezember 1923 schickt Emden daraufhin das durchkorrigierte Typoskript an Holtze: »Der Wunsch, Ihnen den von Ihnen zum Druck fertig gemachten Abzug zukommen zu lassen, ist mir bisher *nicht* zu Ohren gekommen, wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich Ihnen diesen unverzüglich übersandt. Ich übersende Ihnen nunmehr den Abzug in der Anlage und hoffe, dass nunmehr diese Angelegenheit ihre Erledigung gefunden hat.«[22]

Ganz war allerdings die Angelegenheit für Emden mit der Rückgabe des durchgearbeiteten Typoskripts offenbar doch noch nicht zum Abschluß gekommen. Daß Emden, sicher ohne Holtzes Einverständnis, einen Durchschlag des Typoskripts zurückbehalten hat, scheint für einen Fontaneliebhaber wie ihn verständlich. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, daß er 1928 ein Gutachten über die urheberrechtliche Situation des Typoskripts anfertigen ließ. Da der Text des Aufsatzes bereits 1926 veröffentlicht worden war, kann es dabei nur um die Frage gegangen sein, ob die im Typoskript enthaltenen Briefe Fontanes eventuell für die Publikation zur Verfügung stehen. Das Gutachten wurde am 8. Dezember 1928 von einem gewissen Schuldt angefertigt. Es liegt in zwei unterzeichneten Exemplaren (Typoskript und Durchschlag) der Mappe 6a bei. Schuldt kommt zu dem Resultat: »Aus diesen ›Erinnerungen‹ darf auch nach Ablauf der Schutzfrist nichts veröffentlicht werden, da sie geistiges Eigentum von Geheimrat Holtze sind.«[23]

Das Scheitern des gemeinsamen Publikationsvorhabens von Holtze und Emden hatte mehrere Ursachen. Wie man dem oben zitierten Briefwechsel entnehmen kann, war sich Emden über seine Rolle als Herausgeber oder Verleger offenbar nicht im klaren. Er zögerte, zog eine Kommentierung und Bearbeitung in Erwägung, ohne sich mit dem Autor überhaupt über die Fragen der Edition abgestimmt zu haben. Sicher spielte auch die fortschreitende Inflation eine Rolle. Emden weist auf seine enorme Arbeitsbelastung hin, um die eingetretene Verzögerung der Edition zu begründen, und auf die stark angestiegenen Druckkosten wird mehrfach verwiesen. Nicht zuletzt scheiterte die Veröffentlichung an der Intervention Friedrich Fontanes. Auch in anderen Fällen haben die Erben Fontanes urheberrechtliche Ansprüche geltend

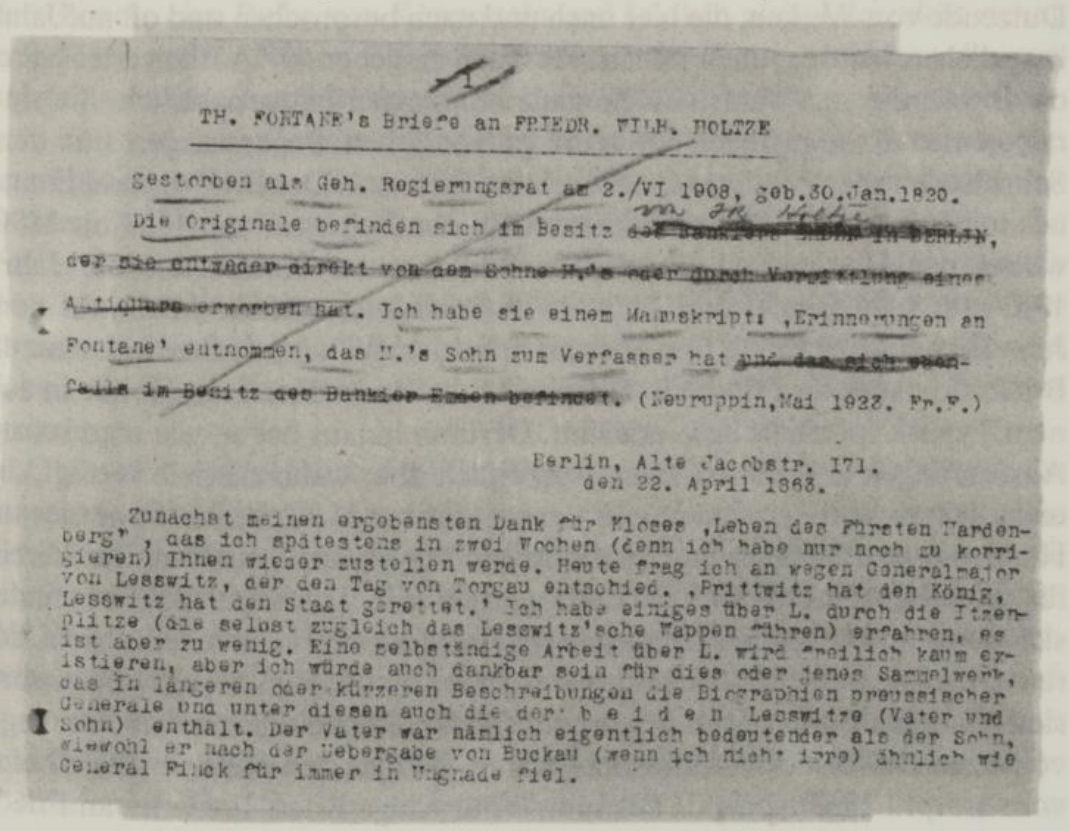
gemacht, um Briefeditionen zu unterbinden, etwa die von Georg Friedlaender bereits im Herbst 1903 vorgeschlagene Separatausgabe der Briefe, die Fontane an ihn gerichtet hatte,[24] oder die Ausgabe des Briefwechsels Fontanes mit Wilhelm Wolfsohn,[25] die allerdings trotz der Einwände der Erben erschienen ist. In einem Schreiben vom 1. Februar 1910 teilte Friedrich Fontane Wilhelm Wolters, dem Sohn von Wolfssohn, mit, sowohl die Nachlaß-Kommission als auch die Erben seien der Ansicht, »dass vermöge ihrer originellen Eigenschaften eine sehr grosse Anzahl Th. F'scher Briefe als ›Schriftwerke‹ im Sinne des Urheber-Schutzgesetzes anzusehen sind.«[26] Wolters hatte sich nämlich gegen die Aufforderung, keine weiteren Fontane-Briefe zu veröffentlichen, verwahrt:

»Gesetzlich haben Sie kein Recht, mir die Veröffentlichung dieser Briefe zu verbieten. Wie ich aus einem analogen Falle weiss [...] hat das Reichsgericht entschieden, dass Briefe nur dann den Urheberschutz geniessen, wenn sie vom Briefschreiber entweder selbst zum Druck bestimmt worden sind oder in einem ganz scharf umgrenzten und in jenem Urteile genau erörterten Sinne über persönliche Mitteilungen hinausgehen. Beides ist bei den in meinem Besitze sich befindlichen, vor sechzig Jahren geschriebenen Briefen nicht der Fall.«[27]

Während sie gegen die Zitation aus bereits veröffentlichten Briefen nichts einzuwenden hatten, versuchten die Erben Fontanes, Publikationen unveröffentlichten Materials nach Möglichkeit zu verhindern. Zu diesem Zweck wurde eine entsprechende Rechtsbelehrung auf der Rückseite des Titelblatts der 2. Sammlung der Briefe Fontanes abgedruckt. Bereits in seinem Brief vom 12. Februar 1923 an Paul H. Emden hatte Hans von Müller zu bedenken gegeben, daß man »in der von Holtze angewendeten Form der Mitteilung doch leicht eine bloße Umgehung des Verbotes sehen kann«.[28] Der Vergleich der maschinenschriftlichen Abschriften (T, A1 und A2) mit den nach Original-Handschriften edierten Briefen erlaubt die Feststellung, daß Holtze in seinen Briefzitaten tatsächlich die vollständigen Briefe bis auf Anrede und Unterschrift wiedergegeben hatte. Durch die von Holtze beabsichtigte Publikation waren also auch urheberrechtliche Fragen berührt, über die sich Emden nicht ohne weiteres hinwegsetzen konnte.

Da sich die Erben als Inhaber der Urheberrechte an den Briefen Fontanes ansahen, auch wenn sich diese im Besitz der Empfänger oder dritter Personen befanden, konnte sich Friedrich Fontane für berechtigt halten, später selbst aus den Abschriften, die er, sicher ohne das Wissen Holtzes, nach dessen Manuskript angefertigt hatte bzw. hatte anfertigen lassen, einige Briefe zu publizieren. Die Vorlagen der in LA abgedruckten Briefe Fontanes an Holtze[29] sind heute im Theodor-Fontane-Archiv zwar nicht mehr nachweis-

bar, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese Briefe nicht nach den Originalhandschriften ediert worden sind, sondern nach dem Text von T. Die in LA wiedergegebenen Fragmente entsprechen genau den Auszügen, die auch in T enthalten sind. Lücken in T wurden auch in LA reproduziert, allerdings ohne daß diese als Fehlstellen kenntlich gemacht worden sind.[30] Um den Anschein zu erwecken, vollständige Briefe abzudrucken, haben die Herausgeber von LA für die Publikation teilweise Anreden und Grußformeln der Briefe fingiert. Auch die heute noch im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrten Abschriften von Briefen Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze sind nicht von Originalbriefen genommen worden, sondern von dem Typoskript, und zwar von dem Durchschlag, der sich in der Sammlung Emden erhalten hat. Diese Abschriften waren mit der Schreibmaschine fortlaufend nacheinander auf dünnes, gelbes[31] Papier geschrieben worden, so daß stets mehrere Briefe auf einer Schreibmaschinenseite standen. Das erste Blatt trug am Kopf die Paginierung »– 1 –«. Später wurden diese Blätter in Streifen geschnitten, damit die Briefe in chronologischer Folge in den Bestand des Archivs eingeordnet werden konnten. Zur Befestigung wurden die einzelnen Streifen aufgeklebt, wozu Korrekturfahnen der *Causerien* mit handschriftlichen Korrekturen von Friedrich Fontane benutzt worden sind. Auf dem ersten Blatt hat Friedrich Fontane die Quelle für seine Abschriften festgehalten:



TH. FONTANE's Briefe an FRIEDR. WILH. HOLTZE

Gestorben als Geh. Regierungsrat am 2./VI 1908, geb.30.Jan.1830.

Die Originale befinden sich im Besitz der Bankiers [illegible] in BERLIN, der sie entweder direkt von dem Sohne H.'s oder durch Vermittlung eines Antiquars erworben hat. Ich habe sie einem Manuskript: ‚Erinnerungen an Fontane' entnommen, das H.'s Sohn zum Verfasser hat und das sich wahrscheinlich im Besitz des Bankier Emden befindet. (Neuruppin, Mai 1933. Fr.F.)

Berlin, Alte Jacobstr. 171.
den 22. April 1868.

Zunächst meinen ergebensten Dank für Klosses ‚Leben des Fürsten Hardenberg' , das ich spätestens in zwei Wochen (denn ich habe nur noch zu korrigieren) Ihnen wieder zustellen werde. Heute frag ich an wegen Generalmajor von Lesswitz, der den Tag von Torgau entschied. ‚Prittwitz hat den König, Lesswitz hat den Staat gerettet.' Ich habe einiges über L. durch die Itzenplitze (die selbst zugleich das Lesswitz'sche Wappen führen) erfahren, es ist aber zu wenig. Eine selbständige Arbeit über L. wird freilich kaum existieren, aber ich würde auch dankbar sein für dies oder jenes Sammelwerk, das in längeren oder kürzeren Beschreibungen die Biographien preussischer Generale und unter diesen auch die der b e i d e n Lesswitze (Vater und Sohn) enthält. Der Vater war nämlich eigentlich bedeutender als der Sohn, wiewohl er nach der Uebergabe von Buckau (wenn ich nicht irre) ähnlich wie General Finck für immer in Ungnade fiel.

»*TH. FONTANE's Briefe an FRIEDR. WILH. HOLTZE*
gestorben als Geh. Regierungsrat am 2./VI 1908, geb. 30. Jan. 1820. Die Originale befinden sich im Besitz ~~des Bankiers Emden in Berlin, der sie entweder direkt von dem Sohne H.'s oder durch Vermittlung eines Antiquars erworben hat.~~[32] Ich habe sie einem Manuskript: ›Erinnerungen an Fontane‹ entnommen, das H.'s Sohn zum Verfasser hat und das sich ~~ebenfalls~~ im Besitz des Bankier Emden befindet. (Neuruppin, Mai 1923. Fr. F.)«

Diese Abschriften sind ebenfalls fragmentarisch, sie haben dieselben Lücken und Fehler wie die Briefabschriften in T und A. Als sicheres Merkmal für die direkte Abhängigkeit der Briefkopien Friedrich Fontanes von T kann die Fehldatierung einiger Briefe angeführt werden. Der Brief vom 26. März 1866 wurde in LA[33] auf den 27. Mai 1865 datiert, bei seiner Reproduktion war irrtümlich die Datierung des unmittelbar vorher im Typoskript zitierten Briefes auf den folgenden Brief bezogen worden. Auch die Fehldatierung des Briefes vom 10. Juni 1874, der in der Abschrift Friedrich Fontanes auf den 8. Februar 1866 datiert wurde, erklärt sich auf diese Weise.

Nachdem der Plan, die *Erinnerungen an Fontane* in Form eines Privatdrucks herauszugeben, gescheitert war, veröffentlichte Friedrich Holtze seinen Fontane-Aufsatz 1926 in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, wobei er jedoch davon Abstand nahm, »die vielen Briefe, in denen Dutzende von Werken, die hier nach und nach besprochen und oft auf Jahre hergeliehen wurden, auch nur im Auszuge zu geben.«[34] Ausgewertet hat er die Briefe, die sein Vater von Fontane empfangen hatte, natürlich. Sie sind neben den Erinnerungen an seine persönlichen Begegnungen mit dem Schriftsteller die wichtigste Quelle seines Aufsatzes. Der Briefwechsel Fontanes mit Friedrich Wilhelm Holtze umfaßt den Zeitraum von 1863 bis 1890, wobei der Hauptanteil der Briefe Fontanes an Holtze auf die Jahre 1863–1865 (16 Briefe) und 1874–1879 (26 Briefe) entfällt. Allein aus dem Jahr 1879 sind 19 Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze bekannt. 42 Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze hatte Friedrich Holtze in seinem Typoskript zitiert bzw. erwähnt. Darüber hinaus hat er, wie man seinen Ausführungen entnehmen kann, womöglich über weitere Briefe verfügt, die er in seinen *Erinnerungen* nicht verwendet hat.[35] 42 Briefe Fontanes an Holtze waren 1931 über das Auktionshaus Meyer und Ernst[36] an den Verein für die Geschichte Berlins verkauft worden. Ein Teil dieser Briefe befindet sich heute im Deutschen Literaturarchiv in Marbach,[37] 11 weitere Briefe, deren Originale verschollen sind, werden hier erstmals publiziert. Insgesamt sind 52 Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze erhalten bzw. bezeugt, von denen 40 bisher veröffentlicht waren.[38] Über den Verbleib des Briefes vom 1. April 1863 ist nichts bekannt.[39] Für einige Briefe Fontanes an Fried-

rich Wilhelm Holtze waren die Abschriften Friedrich Fontanes die einzige bisher bekannte Quelle. Die schlechte Qualität dieser Abschriften, die bereits Nürnberger[40] aufgefallen war, geht auf das Typoskript zurück, das Vorlage für diese Abschriften gewesen ist.

Editorischer Bericht

Das Typoskript, das sich in der Sammlung Emden erhalten hat, ist ein Durchschlag einer maschinenschriftlichen Abschrift des Aufsatzes. T und A sind offenbar voneinander unabhängige Abschriften, die nach ein und derselben Quelle angefertigt worden sind. Der Text ist sowohl in T als auch in A an vielen Stellen fehlerhaft und verderbt überliefert. Besonders auffällig sind die zahlreichen Lücken, vor allem in den Briefen, die in T und A durch Auslassungspunkte gekennzeichnet wurden. Aus einem Vergleich mit den nach den Handschriften edierten Briefen läßt sich ableiten, daß insbesondere Fremdwörter und Namen falsch bzw. nicht gelesen worden sind. Ausgelassen wurden ferner redundante Stellen, also etwa die Wiederholung der Anrede innerhalb eines Briefes. T sowie A1 und A2 sind von mehreren zeitgenössischen Händen korrigiert und mit Glossen versehen worden. Trotzdem konnte eine Reihe von Korrupteln und Lücken nicht oder nicht richtig aufgelöst werden. Neben Friedrich Fontane, der T mit mehreren Anmerkungen versehen hat,[41] in der Regel Richtigstellungen zu einzelnen Aussagen, sind von dem Verfasser des Gutachtens Schuldt »wenige Aenderungen (zum grössten Teil nur Schreibfehler)«[42] in den Abschriften vorgenommen worden. Außerdem sind in T von weiteren unbekannten Händen zahlreiche Fehler korrigiert und Lücken geschlossen worden, teilweise offenbar nach dem Manuskript Holtzes, wobei es allerdings ebenfalls zu Fehllesungen gekommen ist und einige Lücken nicht ausgefüllt werden konnten. Im Original haben die Briefe Fontanes offenbar weder Emden noch Friedrich Fontane vorgelegen.

Obwohl die von Holtze durchkorrigierte und für den Druck vorbereitete maschinenschriftliche Abschrift längere Zeit bei Emden gelegen hat, sind die Fehler in T sowie A1 und A2 vermutlich nicht nach diesem Exemplar korrigiert und die verbliebenen Lücken nicht geschlossen worden, jedenfalls ist die Redaktion von T und A1, A2 nicht konsequent gewesen. Wichtig erscheint die Feststellung, daß A1 und A2 verhältnismäßig mehr Lücken aufzuweisen haben als T und daß in T mehrere handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen, die in A1 und A2 vorgenommen worden sind, bereits im fortlaufenden Text des Typoskripts verwirklicht worden sind. Allerdings gibt

es umgekehrt auch einige Lücken in T an Stellen, an denen in A eine plausible Textfassung bereits mit der Maschine geschrieben worden ist. A1 und A2 unterscheiden sich lediglich dadurch, daß die handschriftlichen Korrekturen und Anmerkungen in der Abschrift und im Durchschlag an einigen Stellen nicht in beiden Exemplaren identisch sind. Insgesamt scheint der Text in T dem Original näher zu sein als in A1 und A2. Während in den Anlagen in der Regel eine modernisierte Orthographie festzustellen ist, wurden in T die Schreibgepflogenheiten der Fontane-Zeit wie »th« statt »t«, kurzes »i« bei Fremdwörtern usw. reproduziert.

Da die Originalhandschriften der im folgenden publizierten Briefe verschollen sind und weder das Manuskript Holtzes noch die von ihm durchkorrigierte Schreibmaschinenabschrift aufgefunden werden konnten, werden die Briefe hier nach den Abschriften ediert, die sich im Typoskript (T) sowie in den beiliegenden Anlagen (A1 und A2) erhalten haben. Der Abdruck folgt T, Varianten in A1, A2 und D.[43] werden angegeben, auch wenn es sich um handschriftliche Korrekturen und Zusätze handelt. Eingriffe der Herausgeber in den Text, die sich auf A und die handschriftlichen Korrekturen in T, A1 und A2 stützen, sind im Apparat verzeichnet. Nicht wiedergegeben werden offensichtliche Fehllesungen, etwa von Eigennamen, die von den Herausgebern sicher identifiziert werden konnten. An zwei Stellen, an denen T Lücken aufzuweisen hat, die handschriftlich durch unsichere Lesungen ausgefüllt sind, wurde das Wort »Dannewerk« eingefügt. Dieser Eingriff, der im Apparat nicht nachgewiesen ist, beruft sich auf die Leseversuche in T und A und wird durch den Kontext gestützt. Nicht nachgewiesen werden ferner Sofortkorrekturen in T und A, orthographische Varianten wie die Schreibung von »t« statt »th«, »ie« statt »i« (in Fremdwörtern), »Hilfe« statt »Hülfe«, graphische Varianten wie übliche Abkürzungen statt ausgeschriebener Wörter oder umgekehrt sowie Elisionen. Die Interpunktion folgt T. Zu den Besonderheiten von A gehört, daß bei den mehrseitigen Anlagen das letzte Wort jeder Seite am Beginn der folgenden Seite meistens wiederholt worden ist. Diese Eigentümlichkeit[44] wird in der vorliegenden Edition ebenfalls nicht berücksichtigt. Auch typographische Besonderheiten, die mit der Schreibmaschine oder mit Schreibgepflogenheiten zusammenhängen mögen, werden nicht verzeichnet. So sind in A schließende runde Klammern stets mit Bleistift ergänzt, auf den späteren Blättern (ab Bl. 11) findet man statt runder Klammern nur noch Schrägstriche (/). Die jeweils unterschiedliche Anzahl von Punkten, mit denen Lücken bezeichnet sind, ist stets mit drei Punkten wiedergegeben. Normiert wurde ebenfalls die Darbietung von Anfang und Ende der Brieftexte. Da es sich um Fragmente von Briefen handelt, werden jeweils drei Punkte in eckigen Klammern am Beginn und am

Ende des Fragments angefügt, unabhängig davon, ob in der Vorlage solche Auslassungen angegeben sind oder nicht. Sind Auslassungspunkte nicht mit eckigen Klammern versehen, handelt es sich um Lücken in der Vorlage (T).

[1.]

22. Oktober 1863

[…]

Ich knüpfe daran die Bitte, mir jetzt wiederum einige Bücher zu neuen Arbeiten, die ich vorhabe, gütigst anvertrauen zu wollen. Ich denke fast, es ist am besten, ich nenne die Arbeiten, an die ich mich jetzt zu machen gedenke, Sie werden daraus am besten erkennen können, was mir unter den zu nennenden Büchern am meisten zu statten kommen würde. Ich würde also schreiben:

1. Ueber die Wenden in der Mark[45]
2. Ueber die Cisterzienser in der Mark.[46]

Für 1 hat mir Professor Schaeffer[47] aus Greifswald folgendes namhaft gemacht:

Giesebrecht wendische Geschichten. 3 Bände[48]
Büdinger österreich. Geschichte 1 (einziger Band)[49]
Kantzow Chronik von Pommern.[50]

Für 2 denke ich muss ich das Beste aus einem französischen Werk über die Cisterzienser[51], zudem aber aus Riedels codex diplom.[52] nehmen, und zwar aus den Bänden, die sich auf Lehnin[53] und Chorin[54], vielleicht auch auf Zinna beziehen. Ich möchte nun um diesen Riedel'schen Codex vor allem bitten; vielleicht auch um etwas spezielles über Chorin; (Lehnin habe ich das Nöthige[55]). Was die Bücher über das Wendenthum angeht, so steht wohl Giesebrecht an der Spitze und bitte ich freundlichst darum, wenn Sie nicht etwa etwas kennen sollten, dass meinen speziell *märkischen* Zwecken mehr entspräche.

[…]

<T Bl. 7–8; A Bl. [2]>

entspräche] entspricht *A*; entspräche *hs. Korr. in A*.

[2.]

23. Oktober 1863

[…]

Lassen Sie mich, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre so überaus freundlichen Zeilen wie für die sie begleitenden beiden Bände (codex brandenb.) auszusprechen. Ende November werde ich mich wieder melden und unter Ablieferung der codices – Ich sehe eben, dass Sie sie früher wieder haben müssen – zugleich mein Gesuch wegen der verschiedenen Bücher über Wendenthum zu wiederholen. Vielleicht gestatten sie mir später von Ihrer eigenen Arbeit … Gegenstand Gebrauch zu machen. Jedenfalls wird es nach Ihren eigenen vorgängigen Arbeiten Ihnen ein Leichtes sein, mich speziell auf diesem Gebiete mit Rath und That zu unterstützen. Wegen Mölten[56] werd ich auf der Königl. Bibliothek nachfragen, wiewohl man von 6 Büchern, die man daselbst erbittet, immer höchstens eines erhält. Sie sind immer verliehen.

An Prof. Adler[57] würde ich mich wenden, wenn es mir nicht wie Zeitschädigung erschienen, d.h. (um Missverständnissen vorzubeugen), wie Zeit, die ich ihm nutzlos raube. Ich habe die von ihm erschienenen Werke, die ich dankbarst und voll lebhafter Anerkennung nach der aussichtsreichsten Seite der historischen Forschung hin, so weit sie nicht das Bauliche betrifft, möchte ich aber *weiter*gehn und mit Hülfe dunkler Bücher in dunkle Zeiten einiges Licht hineinlegen. Ob es mir glücken wird, steht dahin, dennoch fühle ich, dass ich dabei an eine Literatur heran muss, die wohl unter unsern Berliner Landsleuten kaum einer … hat. Hat es Prof. Adler doch gethan, was ich nicht weiss, so würde ich seinen Fleiss noch mehr bewundern, als ich es ohnedies schon thue. Eigentlich liegt es doch jenseits seiner Aufgabe, die das Bauliche in's Auge fasst. Aber vielleicht habe ich Unrecht. Die Pläne und Tabellen zur Schlacht bei Torgau hat mir damals mein Junge[58] nicht gebracht … Wissen Sie denn schon, dass der Herr, der bei den Wahlen am Dienstag so gröblich insultirt, geschlagen und getreten wurde, unser hochverehrter Director v. Ledebur ist?[59]

[…]

<T Bl. 8–10; A Bl. [2–3]>

Lassen Sie mich, Ihnen] Lassen Sie mich Ihnen *A.* – auszusprechen] aussprechen *hs. Korr in T.* – Mölten] Mölten? *A.* – werd] ward *T*; werd *hs. Korr in T*; war *A*; ward *hs. Korr. in A.* – erschienen] erschiene *hs. Korr. in T und A.* – aussichtsreichsten] *Lücke in T*; aussichtsreichsten? *hs. Erg. in T*; aussichtsreisten *A.* – kaum einer] kaum eine *A.*

[3.]

3. Februar 1864

[…]

Immer noch im Besitz Ihrer beiden Bände Riedelscher Codices nehme ich mir nichtsdestoweniger heute die Freiheit abermals eine Bitte an Sie zu richten. Ich thue es, weil ich trotz schlechten Worthaltens dennoch ein gutes Gewissen habe, das gute Gewissen, die beiden Bände wirklich Tag um Tag gebraucht und nicht durch Nachlässigkeit die Rückgabe versäumt zu haben. Ich bin übrigens nun mit zwei sehr langen Arbeiten über Lehnin und Chorin wirklich fertig und bitte, die beiden Bände nur deshalb noch 8 oder 14 Tage behalten zu dürfen; weil ich das Ganze nochmal durchgehen und hier und dort meine Uebersetzung einzelner Urkundenstellen nochmals mit dem Original vergleichen muss. Ich bin jetzt bei den *Wenden*. Thietmar[60], Adam v. Bremen[61] und vor allem Giesebrecht[62] (so wie ich ihn für meine Zwecke brauchen konnte) habe ich durch, ich bin leidlich orientiert und die Composition des Aufsatzes – dessen Schwierigkeit darin besteht, das märkisch-Wendische aus dem ganzen Wendenthum herauszuschälen – ist fertig. Ich könnte anfangen, entsinne mich nun aber noch rechtzeitig, dass Sie, hochgeehrter Herr, von einer Arbeit Ihrerseits über denselben Gegenstand[63] sprachen und so frage ich hiermit bei Ihnen an: kann ich sie erhalten? Darf ich sie lesen und benutzen? In dem Giesebrecht'schen Buch trotz aller seiner Verdienstlichkeit kommen doch *unsere* Wenden eigentlich schlecht weg und ich denke mir, dass über Brennabor, Jüterbock, Dobrilugk, vielleicht auch über Wittstock, Wilsnack etc. vieler anderer Orte zu geschweigen, ebenfalls allerhand interessantes und vielleicht neueres weniger bekanntes gesagt werden kann. Gewiss waren fast alle unsere märkischen Tempelorte (kaum Brandenburg ausgenommen) 2ten und selbst 3ten Ranges verglichen mit Rhetra, Arkona, Rettin etc., aber das thut nichts, diesem kleineren und geringeren nachzugehn, wäre gewiss gerade verdienstlich. Hier haben Sie meinen Wunsch. Enthält Ihre Arbeit dies und ähnliches, so bitte ich dringend darum, anderenfalls vielleicht Bücher (Spezial-Geschichten) die dergleichen bringen.

[…]

<T Bl. 11–13; A Bl. [5–6]>

3. Februar 1864] 3. Februar 1869 *T, Bl. 13;* 3. Februar 1868 *A*. Die Datierung ›1864‹, die sich an anderer Stelle in T (Bl. 7) findet, ist plausibel aufgrund inhaltlicher Kriterien. – Riedelscher] Riedel'scher *A*. – nichtsdestoweniger] nichts destoweniger *A*. – märkisch-Wendische] märkisch-wendische *A*; märkisch-Wendische *hs. Korr. in A*. – *unsere* Wenden] unsere *Wenden T*; *unsere* Wenden *A*.

[4.]

9. Februar 1864

[…]
Gestern war ich in Potsdam[64] und Hofrath Schneider[65] hat mir ein Heft der »Mittheilungen etc.«[66] eingehändigt. Der letzte Aufsatz über die »erste Potsdam betreffende Urkunde«[67] ist vermuthlich die Arbeit, die ich, gestützt auf freundliche Mittheilungen in Ihrem letzten geehrten Briefe an mich, von Ihnen erbat. Dadurch erledigt sich dann ein Theil meiner Bitte; sind Ihnen indess … die Heffterschen Spezialgeschichten von Brandenburg[68] und Jüterbog[69], vielleicht auch andere von anderen zur Hand, so möchte ich Ihre Güte um freundliche Zusendung derselben gebeten haben. In Ihren Aufsatz, dessen Lobes der Hofrath voll war, hab ich erst flüchtig hineingesehen; es erscheint mir alles sehr gelehrt und imponirt mir nicht wenig, dennoch wird er mir für meine speziellen Arbeitszwecke schwerlich etwas bieten. Ich halte es für das Beste, das ehrlich auszusprechen.
[…]

<T Bl. 10–11; A Bl. [4]>

[5.]

13. April 1864

[…]
Mit meinem herzlichsten Dank schicke ich anbei die Bücher zurück, die Sie so freundlich waren, mir anzuvertrauen, und die ich so ungebührlich lange in Händen gehabt habe. Bei Licht betrachtet (ohne mich ganz entschuldigen zu wollen) ist die Sache nicht so schlimm; – ehe die eigene Arbeit nicht im Druck vor einem liegt, ist man eigentlich nicht fertig und hat immer noch eine Neigung – und zwar eine nur allzu begründete – nachzuschlagen, zu vergleichen und zu corrigiren.

Das Buch von Heffter »Geschichte der Stadt Brandenburg« darf ich mir wohl später noch einmal erbitten. In den »Verein«[70] kann ich heute leider nicht kommen. Wir haben am 19. (4 Tage vor der eigentlichen Feier) eine ziemlich splendid angelegte … Feier im Meser'schen Saal, bei welcher Gelegenheit ich, ohne besonderes Verdienst und Würdigkeit die Festrede halten soll. Das sind nur noch 5 Tage und noch habe ich kein Wort geschrieben.[71] Wenn ich oben sagte, »wir« haben eine Feier, so heisst das der literarische Sonntags-Verein, vulgo »Tunnel« geheissen.
[…]

<T Bl. 20–21; A Bl. [7]>

die Sie so] die so *T*; die Sie so *A*. – so schlimm] zu schlimm *A*; so schlimm *hs. Korr. in A*. – … Feier] Shakespeare-Feier *D, S. 10*. Vgl. auch Anm. 71.

[6.]

21. März 1865

[…]

Zugleich erlaube ich mir die ergebenste Anfrage, ob ich wohl die Biographie des alten Wrangel[72], des Prinzen Friedrich Karl[73], des Feldmarschall Lieutn. v. Gablenz[74] und des Generallieutenant de Meza[75] von Ihnen direkt empfangen oder Nachweis erhalten kann, wo dieselben zu finden sind. Einzelne (wahrscheinlich alle) sind wohl in dem biographischen Lexikon »Männer der Zeit«[76] zu finden, doch würde ich gern bessere, sichere, zuverlässigere Quellen befragen. Ich will nämlich in *dem* Kapitel meines Buches, in welchem ich den ganzen militärischen … des letzten Krieges aufzähle, auch die Biographien der kommandierenden geben. Die Genannten würden ausreichen, liesse sich aber über Manstein[77], Canstein[78], Roeder[79], Goeben[80], Gondrecourt[81], Prinz Wilhelm von Württemberg[82] etc. einzelnes beifügen, so würde mir das kaum minder willkommen sein. Die Brochüre über das Dannewerk habe ich erhalten und danke bestens dafür. Ich sah es gleich flüchtig durch und wenn ich mich bei flüchtigem Durchlesen nicht getäuscht habe, so ist es ein blosses, confuses, weitschweifiges »Simmelsummelsurium«.

[…]

<T Bl. 27–28; A Bl. [11]>

beifügen] einfügen *A*. – Simmelsummelsurium] Sammelsummelsurium *hs. Korr. in T*.

[7.]

24. März 1865

[…]

Soldatenfreund XXX 10[83], Wrangel[84], *Kaufmann* Rückzug vom Dannewerk[85], und die *Illustrirten* Kriegsberichte[86] kommen mir sehr zu pass und werde ich mir die Freiheit nehmen, morgen (Sonnabend) gegen 4 Uhr bei Ihnen vorzusprechen.

[…]

<T Bl. 28–29; A Bl. [11]>

[8.]

10. Mai 1865

[…]
… ich habe die Ehre, Ihnen mit vielem Dank die »Militär. Blätter«[87] wieder zuzustellen; die Schrift von Major Kaufmann schicke ich morgen durch Stadtpost – ich möchte noch rasch einen Passus daraus copiren. Die »Militär. Blätter« darf ich mir später wohl wieder ausbitten; ich bin 4 Wochen krank gewesen und treibe deshalb noch immer bei … herum. Bin also noch nicht einmal bis »vor Düppel«. Ich habe auch noch die »Illustrirten Hauptberichte« von Ihnen.
[…]

<T Bl. 29; A Bl. [11–12]>
treibe deshalb] treibe mich deshalb *A.* – immer noch bei … herum] *vgl. D, S. 15:* »Da klagte er, daß er sich immer noch bei Oeversee herumtreibe, also noch nicht einmal vor Düppel sei […]«.

[9.]

27. Mai 1865

[…]
Ich habe das Glück gehabt, auf einem Massow'schen Gute (Steinhöfel) den ersten Entwurf der Ode zu finden, die Kronprinz Friedrich 1734 oder 35 an Voltaire richtete.[88] Dies interessante M.S. möchte ich nun gern mit *der* Ode vergleichen, wie sie später im Druck erschienen ist. Darf ich Sie freundlichst ersuchen, mir aus den oeuvres completes – Ist durchaus nicht nöthig, dass es die neue Ausgabe[89] ist – *den* Band zu schicken, der jene Ode enthält, oder – da dies möglicherweise zeitraubend ist – mir *die* Bände (ich weiss nicht wie viele) anzuvertrauen, die die Poetica des Königs enthalten.
[…]

<T Bl. 13; A Bl. [6]>
27. Mai 1865] 25. Mai 1865 *D, S. 7.* – oeuvres] *Lücke in T und A*; ouevres *hs. Erg. in T und A1.*

<10.>

6. Juni 1865

[…]
Mit meiner Arbeit bin ich bis zum 17. März[90]; ich wollte, ich hätte das Ganze hinter mir, es ist mühvoll und undankbar.
[…]

<T Bl. 29; A Bl. [12]>

[11.]

13. Januar 1874

[…]
Diese Zeilen sollen Ihnen nur Dank sagen, nicht aufs Neue Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Die kurzen Angaben in Ihrem gef. Schreiben waren genau das, um was es sich für mich handelte. Das Cosmar, Klaproth'sche Buch[91] besitze ich leider nicht; ich werde es mir aber anzuschaffen suchen; es ist für mich eine Art tägliches Brot. Der E.F. Kritiker spukt in den »Mittheilungen« aus der historischen Literatur[92]
[…]

<T Bl. 38–39; A Bl. [17]>

Anmerkungen

Folgende Siglen werden benutzt:

T	Friedrich Holtze: *Erinnerungen an Fontane.* Typoskript (Durchschlag)
A1	Anlagen zu T, Typoskript (mit hs. Korrekturen)
A2	Anlagen zu T, Durchschlag von A1 (mit hs. Korrekturen)
D	Friedrich Holtze: *Erinnerungen an Fontane*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, Jg. 1926, Nr. 4–6 und 7–9, S. 29–38 und 67–78, dass. als Sonderdruck mit eigener Paginierung. Zitiert wird im folgenden der Sonderdruck (TFA: 58/7178).
Hasselberg	Felix Hasselberg: *Ein Brief Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze.* Mit Faksimile. Den Teilnehmern an der Weihnachtssitzung im Deutschen Dom am 16. Dezember 1933 gewidmet vom Verein für die Geschichte Berlins, Berlin 1933
HBV	*Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*, hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel, München: Hanser 1988
Krieg 1864	Theodor Fontane: *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*, Berlin: Decker 1866
LA	Theodor Fontane. *Briefe an die Freunde. Letzte Auslese*, hrsg. von Friedrich Fontane und Hermann Fricke, Bd. I–II, Berlin: Grote 1943

N.-Fürstenau JUTTA NEUENDORFF-FÜRSTENAU: *Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960), S. 358–376.

Nürnberger HELMUTH NÜRNBERGER: *»In Doppel-Dankbarkeit als Mensch und Vater …« Theodor Fontane an Friedrich Wilhelm Holtze. 15 Briefe*, in: FBl. 60/1995, S. 10–26

TFA Theodor-Fontane-Archiv

Z HERMANN KÜGLER: *Eine Quelle zu Fontanes »Vor dem Sturm«. (mit einem bisher unveröffentlichten Brief)*, in: *Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins* 1934, H. 3, S. 57–59

Sämtliche Signaturen beziehen sich, wenn nicht ausdrücklich eine andere Einrichtung genannt ist, auf das Theodor-Fontane-Archiv Potsdam.

Verzeichnis der Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze

Nr.	HBV	Datum	Handschrift	Abschriften	Veröffentlichungen
01.	–	01.04.1863	?[93]	–	–
02.	63/11	22.04.1863	?	T (5–6), A (1), Da 112	Nürnberger, S. 15
03.	–	22.10.1863	?	T (7–8), A (2)	–
04.	–	23.10.1863	?	T (8–10), A (2–3)	–
05.	–	03.02.1864[94]	?	T (11–13), A (5–6)	–
06.	–	09.02.1864	?	T (10–11), A (4)	–
07.	–	13.04.1864	?[95]	T (20–21), A (7)	–
08.	64/37	17.07.1864	?	T (21–26), A (7–10), Da 144	Nürnberger, S. 15
09.	–	21.03.1865	?	T (27–28), A (11)	–
10.	–	24.03.1865	?	T (28–29), A (11)	–
11.	–	10.05.1865	?	T (29), A (11–12)	–
12.	65/14	12.05.1865	Kraków		Nürnberger, S. 19
13.	–	27.05.1865[96]	?[97]	T (13), A (6)	–
14.	–	06.06.1865	?	T (29), A (12)	–
15.	65/26	26.08.1865	SNM Marbach	T (29–30), A (12)	N.-Fürstenau, S. 360
16.	65/44	06.12.1865	SNM Marbach	T (30–31), A (12–13)	N.-Fürstenau, S. 360 f.
17.	66/5	08.02.1866	SNM Marbach	T (31-32), A (13)	N.-Fürstenau, S. 361
18.	66/11	26.03.1866	SNM Marbach	T (13-14), A (6)	LA I, 213; N.-Fürstenau, S. 362
19.	67/13	22.05.1867	SNM Marbach		N.-Fürstenau, S. 362
20.	68/35	19.09.1868	Kraków		Nürnberger, S. 19
21.	73/35	17.05.1873	UB Basel	T (33), A (14), Ca 1720	Nürnberger, S. 19

22.	73/60	02.10.1873	SNM Marbach	T (36–37), A (15–16), Ca 915	N.-Fürstenau, S. 363
23.	73/88	23.12.1873	UB Basel	T (33-34), A (14–15), Ca 1721	D, S. 33; LA I, 270 Nürnberger, S. 20
24.	74/04	11.01.1874	SNM Marbach	T (37–38) A (16), Ca 918	N.-Fürstenau, S. 364
25.	–	13.01.1874	?	T (38–39), A (17)	–
26.	74/27	04.04.1874	SNM Marbach	T (39), A (18)	N.-Fürstenau, S. 365
27.	74/39	10.06.1874	SNM Marbach	T (32), Da 166[98]	N.-Fürstenau, S. 365
28.	74/74	22.10.1874	SNM Marbach	T (39–40), A (18), Ca 922	N.-Fürstenau, S. 366
29.	76/06	24.02.1876	SNM Marbach	T (40), A (18–19)	N.-Fürstenau, S. 366
30.	76/13	13.03.1876	SNM Marbach	T (41), A (19), Ca 935	N.-Fürstenau, S. 367
31.	76/43	21.06.1876	SNM Marbach	T (41), A (19), Ca 938	N.-Fürstenau, S. 367
32.	76/44	22.06.1876	Kraków		Nürnberger, S. 21
33.	76/77	19.10.1876	SNM Marbach	T (41–42), A (20), Da 309, Z, S. 59	N.-Fürstenau, S. 368
34.	76/81	08.11.1876	SNM Marbach	T (42–43), A (20)	N.-Fürstenau, S. 368
35.	77/01	12.01.1877[99]	SNM Marbach	T (43), A (20–21), Ca 945	N.-Fürstenau, S. 369
*	*77/43*	*02.10.1877*[100]		**siehe unter Nr. 22 dieser Aufstellung*	
36.	78/14	15.05.1878	SNM Marbach	T (43–44), A (21)	N.-Fürstenau, S. 369
37.	–	18.09.1878	Kraków		Nürnberger, S. 21
38.	79/02	10.01.1879	SNM Marbach	T (46–47), A (23), Da 335	LA II, 322; N.-Fürstenau, S. 370
39.	79/06	23.01.1879	SNM Marbach	T (47–49), A (24–25), Ca 957	N.-Fürstenau, S. 371
40.	79/08	26.01.1879	SNM Marbach	T (49–50), A (25), Da 339	N.-Fürstenau, S. 372
41.	79/10	28.01.1879	SNM Marbach	T (50–54), A (25–27)	LA II, 322 f.; N.-Fürstenau., S. 372f.
*	79/11[101]	28.01.1879	SNM Marbach	T (53–54), A (27)	Hasselberg; LA II, 324f.; N.-Fürstenau, S. 374
42.	79/24	09.03.1879	SNM Marbach	T (54–55), A (27–28), Ca 960	N.-Fürstenau, S. 374f.
43.	79/29	20.03.1879	SNM Marbach	T (55), A (28), Ca 962	N.-Fürstenau, S. 375
44.	79/36	24.04.1879	Kraków		Nürnberger, S. 22
45.	79/61	19.06.1879	SNM Marbach	T (55–56), A (28–29)	N.-Fürstenau, S. 376
46.	79/63	22.06.1879	SNM Marbach	T (56–57), A (29)	N.-Fürstenau, S. 376
47.	79/75	01.07.1879	Kraków		Nürnberger, S. 23
48.	79/118	30.11.1879	Kraków		Nürnberger, S. 24
49.	84/107	03.09.1884	Kraków		Nürnberger, S. 24
50.	88/184	25.11.1888	?	T (101–102), A (34), Da 534	Nürnberger, S. 25
51.	88/188	27.11.1888	Kraków		Nürnberger, S. 25
52.	90/238	19.12.1890	?	T (102–103), A (34), Ca 1141	Nürnberger, S. 26

1 Theodor Fontane: Tagebuch 14. Januar 1884. Über den *Fontane-Abend* vgl. auch: *Theodor Fontane an Geheimrat Pindter. Unveröffentlichte Briefe des Dichters an den Chefredakteur der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung«*, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung* 7.10.1928.

2 Friedrich Holtze: *Erinnerungen an Theodor Fontane*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, Jg. 1926, Nr. 4–6, S. 29–38, und 7–9, S. 67–78, dass. als Sonderdruck mit eigener Paginierung (S. [1–2], 3–67, [68]). Zitiert wird im folgenden der Sonderdruck (TFA: 58/7178). Vgl. auch Friedrich Holtze: *Aus Fontanes Freundeskreis*, in: *Vossische Zeitung*, 7.1.1925.

3 Slg. Emden, Sammelmappen, Mappe 6a, Humboldt-Universität zu Berlin, Dauerleihgabe im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Der Bankier Paul H[ermann] Emden (1882–1953) ist der Fontane-Forschung vor allem als Sammler von Literatur von und über Fontane sowie von Handschriften und Nachlaßteilen bekannt. Emden gehörte als Gründungsmitglied der Berliner Bibliophilen-Vereinigung »Fontane-Abend« an (vgl. Rudolf Steude: *Bibliophile Bemühungen um Theodor Fontane*, Jahresgabe des Berliner Bibliophilen Abends 1981; Lothar Sommer: *Vor 60 Jahren: ›Fontane-Abend‹ / Berlin gegründet*, in: FBl. 45/1988, S. 99–100; – ders.: *Fontane-Abend / Berlin (1927–1933) – eine Dokumentation*, in: FBl. 49/1990, S. 68–91; vgl. Henry H. Remak: *Fontane-Bibliographie unter besonderer Berücksichtigung von Privatdrucken*, Indiana University Masch. 1937 [TFA: 85/102q]). 1933 emigrierte er nach London, wo er in der Folgezeit mehrere Bücher veröffentlichte und 1953 verstarb. Seine umfangreiche Fontane-Sammlung war 1930 vom »Fontane-Abend« erworben und der Universitätsbibliothek übereignet worden (Joachim Krüger: *Das Archiv des »Tunnels über der Spree« und die Fontane-Sammlung in der Universitätsbibliothek*, in: *Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin*, Bd. III, Berlin 1960, S. 439–447, insb. S. 444–445.) Teile der Sammlung Emden befinden sich heute als Dauerleihgabe der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam.

4 Helmuth Nürnberger hatte 1995 in seinem Aufsatz *»In Doppel-Dankbarkeit als Mensch und Vater …«. Theodor Fontane an Friedrich Wilhelm Holtze. 15 Briefe*, in: FBl. 60/1995, S. 10–26 das Wissen über den Briefwechsel Fontanes mit Holtze zusammengefaßt und erweitert, nachdem Jutta Neuendorff-Fürstenau 1960 erstmals eine Reihe von Briefen (29) Fontanes an Holtze publiziert hatte in: *Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960), S. 358–376.

5 Slg. Emden, Mappe 6a, Dauerleihgabe der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam.

6 Durchschlagpapier, 110 Bl., durchgehend foliiert, nur auf recto beschrieben, masch., hs. Korrekturen und Anmerkungen von verschiedenen Händen, darunter Friedrich Fontane, Herr Schuldt und mehrere unbekannte Hände.

7 Durchschlagpapier, 35 Bl., xii. Anlagen, keine durchgehende Foliierung, die einzelnen Anlagen jeweils gesondert foliiert [in spitzen Klammern erfolgt hier eine fingierte Numerierung der Anlagen, in eckigen Klammern die Angabe einer fingierten durchgehenden Blattzählung]:
<i.> »Zu Blatt 4.« [hs. Korr. 5] 1 Bl., nicht foliiert [= Bl. 1]; <ii.> »Zu Blatt 5.«, Bl. 1–3 [= Bl. 2–4]; <iii.> »Zu Blatt 6.«, Bl. 1–2 [= Bl. 5–6]; <iv.> »Zu Blatt 10.«, »Blatt 11«, Bl. 1–4 [= Bl. 7–10]; <v.> »Zu 13«, »Zu Blat 14« Bl. 1–3 [= Bl. 11–13]; <vi.> »Zu Blatt 15«, Bl. 1–4 [= Bl. 14–17]; <vii.> »Zu Seite 17«, Bl. 1–2 [= Bl. 18–19]; <viii.> »Zu Blatt 18«, Bl. 1–2 [= Bl. 20–21]; <ix.> »Zu Seite 19«, Bl. 1–4 [= Bl. 22–25 (Bl. 4 von Anlage ix = Bl. 1 von Anlage x)]; <x.> »Zu Blatt 21« Bl. 1–5 [Bl. 25–29 (Bl. 1 von Anlage x = Bl. 4 von Anlage ix)]; <xi> »Zu Blatt 23«, 1 Bl., nicht foliiert [= Bl. 30]; <xii.> »Zu Seite 25.«, »Zu Seite 26.«, »Zu Seite 28.«, »Zu Seite 30.«, »Zu Seite 34.«, »Zu Seite 41.«, »Zu Seite 48«, »Zu Seite 49«, Bl. 1–5 [= Bl. 31-35]. Die Angaben »Zu Seite …« lassen sich nicht auf T beziehen, die Briefe waren dem handschriftlichen Manuskript des Aufsatzes offenbar ursprünglich in Form von Anlagen gesondert beigefügt gewesen, und zwar in Form von Abschriften, nicht im Original.

8 A1 und A2 unterscheiden sich lediglich durch die handschriftlich von mehreren verschiedenen Händen vorgenommenen Korrekturen, die nicht konsequent in A1 und A2 in gleicher Weise eingetragen worden sind.

9 Hans von Müller (1875–1944), Literarhistoriker, bekannt vor allem durch seine Arbeiten über E. T. A. Hoffmann.

10 Insgesamt 10 Briefe von und an Paul H. Emden, von denen die Briefe an Emden in Originalhandschriften, die Briefe von Emden an Hans von Müller und Friedrich Holtze als Durchschläge der maschinenschriftlich abgefaßten Briefe vorliegen. Auf den Durchschlägen ist es am Ende der Seiten teilweise zum Textverlust von wenigen Zeilen gekommen. <1.> Hans von Müller: eigh. Br. m. U., Berlin, 12. Februar 1923, an Paul H. Emden, 4°, 2 Bl. (1 Bg.), 1^{r-v} Text, 2 leer; <2.> Hans von Müller: eigh. Br. m. U., Berlin, 22. März 1923, an Paul H. Emden, 4°, 2 Bl. (1 Bg.), 1^{r} Text, 1^{r}– 2 leer; <3.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br. o. U. an Hans von Müller, o. O., 26. März 23, 4°, 1 Bl., 1^{r} Text; <4.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br. o. U., o. O., 26. März 23, an Friedrich Holtze, 4° 2 Bl., 1^{r}, 2^{r} Text; <5.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br., o.U; o. O., 24. April 23, an Hans von Müller, 4° 2 Bl., 1^{r}, 2^{r} Text; <6.> Hans von Müller: eigh. Br. m. U., Berlin, 10. Juni 1923, an Paul H. Emden, 4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^{r}–2^{r} Text, 2^{v} leer.; <7.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br. o. U., o.O., 12. Juni 23, an Hans von Müller, 4° 4 Bl., 1^{r}, 2^{r}, 3^{r}, 4^{r}

Text; <8.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br. o. U., o. O., 18. Juni 23, 4° 2 Bl. 1^r, 2^r Text; <9.> Friedrich Holtze: eigh. Br. m. U., Berlin, 28.12.23, an Paul H. Emden, 4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r–2^r Text, 2^v leer; <10.> Paul H. Emden: Durchschlag e. masch. Br. o. U., o. O., 29. Dezember 23, 4°, 1 Bl., 1^r–^{v} Text.

11 Schuldt: masch. Gutachten, 8. Dezember 1928, m. U., 2°, 1 Bl., 1^r–^{v} Text; dass: Durchschlag, m. U., 2°, 1 Bl., 1^r–^{v} Text.

12 Gutachten Schuldt, s. Anm. 11.

13 Hans von Müller an Paul H. Emden, 12. Februar 1923., s. Anm. 10.

14 Hans von Müller an Paul H. Emden, 22. März 1923, s. Anm. 10.

15 Paul H. Emden an Friedrich Holtze, 26. März 1923, s. Anm. 10.

16 Paul H. Emden an Hans von Müller, 24. April 1923, s. Anm. 10.

17 Hans von Müller an Paul H. Emden, 10. Juni 1923, s. Anm. 10.

18 Paul H. Emden an Hans von Müller, 12. Juni 1923, s. Anm. 10.

19 Fehlende Zeile auf dem Durchschlag, die neue Seite beginnt mit dem unvollständigen Wort »gende«.

20 Paul H. Emden an Hans von Müller, 18. Juni 1923, s. Anm. 10.

21 Friedrich Holtze an Paul H. Emden, 28.12.1923, s. Anm. 10.

22 Paul H. Emden an Hans von Müller, 29. Dezember 23, s. Anm. 10.

23 Gutachten Schuldt, s. Anm. 11.

24 TFA: W 315.1–315.6 sowie weitere Briefe im TFA.

25 *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn*, hrsg. von Christa Schultze, Berlin: Aufbau 1988, S. 195–201. Korrespondenz über die Absicht und die Rechte des Sohnes Wilhelm Wolfsohns zur Herausgabe der Briefe Th. Fontanes an seinen Vater, TFA: W 348–362.

26 Friedrich Fontane: Durchschlag e. masch. Abschr. e. Br. o. U. von Wilhelm Wolters, 1. Februar 1910, 2° 1 Bl., 1^r–^{v} Text. TFA: W 355.

27 Wilhelm Wolters: Durchschlag e. masch. Abschr. e. Br. an F. Fontane & Co., Dresden, 31.1.10, 2° 1 Bl., 1^r–^{v} Text. TFA: W 355.

28 Hans von Müller an Paul H. Emden, 12.2.1923, s. Anm. 10.

29 S. die Übersicht der Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze zu Beginn der Anmerkungen zu diesem Aufsatz, Nr. 18, 23, 38, 41.

30 So z. B. im Brief vom 23.12.1873 (LA I, S. 270 f.) und im Brief vom 28.1.1879 (LA II, S. 322–325).

31 Es handelt sich vermutlich um die im Gutachten Schuldts erwähnten maschinenschriftlichen Abschriften auf gelblichem Papier: »Die hier befindliche Abschrift [meint T] ist von Geheimrat Holtze nicht verbessert und weist zum Teil Lücken und Fehler auf. – / Die ferner beiliegenden Auszüge der Briefe aus dem Manuskript, von denen die eine Abschrift auf gelblichem Papier von Friedrich Fontane und die andere hier im Büro geschrieben ist [meint A], scheinen von diesem Manuskript abgeschrieben zu sein, da beide die gleichen Lücken aufweisen.«

32 Mit Bleistift korrigiert: »von JR. Holtze«, die Streichungen ebenfalls mit Bleistift, später mit Rotstift (vgl. Abb. S. 17).

33 LA I, S. 213 (Nr. 107).

34 D, S. 5.

35 »Von der Mitteilung einiger anderer Briefe ist hier, da sie nur freundliche Glückwünsche oder sonst für weitere Kreise Uninteressantes enthalten, hier Abstand genommen worden.« (T, Bl. 103; A, Bl. 35). Bemerkenswerterweise ist keiner der heute in Kraków aufbewahrten Briefe Fontanes an Holtze in T bzw. A zitiert worden.

36 Katalog 18, Hellmut Meyer & Ernst, *Autographen und Original-Porträts aus Literatur – Wissenschaft – Kunst und Geschichte*, Versteigerung vom 5. und 6. Oktober 1931, Nr. 126.

37 Daß es sich bei den später nach Marbach gelangten Briefen um einen Teil dieser Briefe handelt, läßt sich anhand der im Auktionskatalog abgedruckten Auszüge feststellen.

38 Vgl. die Übersicht zu Beginn des Anmerkungsteils.

39 Diesen Brief hat Holtze in T nicht zitiert, sondern nur erwähnt. In D heißt es: »Der Briefwechsel begann am 1. April 1863 mit dem Ersuchen des Dichters, der damals noch in der Alten Jakobstr. 171 wohnte, um Beschaffung des vor 12 Jahren erschienenen Kloseschen Buches über den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, das er zum Abschnitt ›Quilitz und Neu-Hardenberg‹ seiner Wanderungen bedurfte.« (S. 5). Abweichend davon ist die Formulierung in T: »Als Fontane seine ›Wanderungen‹ ins Leben rief, begann dieser Verkehr [zwischen Fontane und Holtze] und zwar am 1. April 1863, wo der damals noch in der alten Jacobstrasse 171 wohnende Dichter um Kloses ›Leben des Fürsten Staatskanzlers‹ bat, das er zu dem Abschnitt über Quilitz und Neu-Hardenberg in den Wanderungen benötigte.« (S. 5).

40 Nürnberger, Fbl. 60/1995, S. 11.

41 Damit ist T auch als Vorlage für die von F. Fontane veranlaßten Abschriften anzusehen, die noch heute im TFA aufbewahrt werden.

42 Gutachten Schuldt, s. Anm. 11.

43 D enthält indirekte Briefzitate und Paraphrasen, die insb. hinsichtlich der Schreibung von Namen und Fremdwörtern sowie der Verifizierung von Quellen vielfach eine zuverlässigere Fassung bieten als T und A.

44 Nachahmung der Kustoden, wie sie vermutlich in der Vorlage für A enthalten gewesen sind.

45 Der später in den Band *Havelland* der *Wanderungen* aufgenommene Aufsatz *Die Wenden in der Mark* erschien zuerst im *Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg* (Johanniter-Blatt) in mehreren Folgen in den Nr. 40–43 vom 2., 9., 16. und 23. Oktober 1867 (NFA XIIIa, S. 20; GBA, S. 502).

46 Der Aufsatz *Die Zisterzienser in der Mark*, der ebenfalls später in den Band *Havelland* der *Wanderungen* aufgenommen wurde, erschien zuerst im *Johanniter-Blatt* (wie Anm. 45) Nr. 18 vom 4.5.1863 (NFA XIIIa, S. 20; GBA, S. 509).

47 Arnold Dietrich Schaefer (1819–1883), Philologe und Historiker, von 1858–1865 Ordinarius für Geschichte in Greifswald, ab 1865 in Bonn. Er veröffentlichte u. a. eine *Geschichte des siebenjährigen Krieges*, 1867–74.

48 Ludwig Giesebrecht: *Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182*, Bd. 1–3, Berlin 1843.

49 Max Büdinger: *Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts*. Erster Band, Leipzig 1858.

50 Folgende Ausgaben kommen in Frage: Thomas Kantzow: *Pomerania oder Ursprunck, Altheit und Geschicht der Völcker und Lande Pomern, Caßuben, Wenden, Stettin, Rhügen*. In 14 Büchern [...]. Aus dessen Handschrift hrsg. von Hans Gottfr. Ludw. Kosegarten. 2 Bde. Greifswald 1816.; – Thomas Kantzow: *Chronik von Pommern in Niederdeutscher Mundart, sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben*. Nach der Handschrift des Verfassers hrsg. [...] von Wilhelm Böhmer. Stettin 1835.; – Thomas Kantzow: *Chronik von Pommern in hochdeutscher Sprache*. Aus der Handschrift des Verfassers hrsg. von Fr. L. B. Medem. Anclam 1841.

51 Laut D (S. 6) handelt es sich um folgendes Werk: Angel Manrique: *Cisterciensium seu verius ecclesiasticorum annalium a condito*. 4 Bde. Lyon 1642–59. (dt.: *Cisterciensische, oder vielmehr Jährliche Kirchen-Geschichte* [...] Übers. von Bonifacius Hiltprand. 5 Bde. Regensburg 1739–42).

52 Adolf Friedrich Riedel: *Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellenschriften für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten*. 41 Bde. Berlin 1838–1869.

53 Riedel (wie Anm. 52), I, Bd. 10, S. 182ff.

54 Riedel (wie Anm. 52), I, Bd. 13, S. 202ff.

55 Moritz Wilhelm Heffter: *Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekannten urkundlichen Quellen zusammengestellt [...]. Nebst einem Anhange, worin die »Lehninsche Weissagung« und die »Regesten des Klosters«*. Brandenburg 1851.

56 n.e.

57 Johann Heinrich Friedrich Adler (1827–1908), ab 1863 Prof. für Baugeschichte an der Berliner Bauakademie. Adler publizierte u. a.: *Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des preussischen Staates*. (In 12 Heften.) Berlin 1862–98 (Zeitschrift für Bauwesen, Suppl.); *Die Baugeschichte von Berlin*. Vortrag, 1861; *Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland*, 1870–79.

58 George Emile Fontane (1851–1887). Daß Fontane und Holtze ihre Söhne zu Botengängen benutzten, bezeugen auch die Briefe an Holtze vom 12.1.1877 und vom 23.1.1879. Auch bei Holtzes Schwester, die in der Leipziger Straße wohnte, hat Fontane oft Bücher, die er zurückgeben mußte, hinterlegt.

59 Leopold von Ledebur (1799–1877), Historiker, Direktor der Königlichen Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Altertümer und der ethnographischen Sammlungen in Berlin, seit 1848 im konservativen Vereinswesen tätig, engagiert im *Central-Commité für conservative Wahlen in Berlin.* Fontane war mit Ledebur persönlich bekannt, sie waren bis zum 27.9.1862 Wohnungsnachbarn in der Tempelhofer Str. 51 gewesen. Während der Urwahlen zum 3. Preußischen Landtag war Ledebur am 20. Oktober 1863 vor dem Wahllokal des 139. Wahlbezirks mit Anhängern der Fortschritts-Partei zusammengestoßen und niedergeschlagen worden (vgl. Hubertus Fischer: *»Mit Gott für König und Vaterland!« Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863*, in: FBl. 58/1994, S. 62–88 und 59/1995, S. 59–84).

60 [Thietmar]: *Thietmari chronicon* edente V. Cl. Joh. M. Lappenberg (MGH, scriptorum tom. III, Hannover 1839, S. 723–871 (Dt. Übersetzung in: *Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, XI. Jahrhundert*, Bd. 1, Berlin 1849).

61 [Adam von Bremen]: *Mag. Adami gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum* edente Jo. M. Lappenberg (MGH, scriptorum tom. VII), Hannover 1846, S. 267–389. (Dt. Übersetzung in: *Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit*, Bd. 7, Berlin 1850.)

62 Vgl. Anm. 48.

63 Vgl. den folgenden Brief.

64 Am 8.2.1864 besuchte Fontane Potsdam, um im Militärkasino seinen Vortrag über die Wenden und über Lehnin in der Mark zu halten (Hermann Fricke: *Theodor Fontane. Chronik seines Lebens.* Berlin 1960, S. 41).

65 Louis Schneider (1805–1878), Schauspieler, Sänger, Schriftsteller, Mitbegründer des Berliner Sonntagsvereins *Tunnel über der Spree*, Vorleser Friedrich Wilhelms IV. und Bibliothekar der königlichen Privatbibliothek. Vgl.: Friedrich Holtze: *Erinnerungen an Louis Schneider.* In: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* 45. Jg., 1928, Heft 3, S. 105–123 und Heft 4, S. 141–159.

66 *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.* Im Auftrage desselben redigirt und hrsg. von L. Schneider. Potsdam 1864 ff.

67 Friedrich Wilhelm Holtze: *Die erste Potsdam betreffende Urkunde.* In: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams* 1 (1864), Nr. 26, 16. Sitzung (24.11.1863), S. 1–12.

68 Moritz Wilhelm Heffter: *Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg. Von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten. Mit Benutzung des Stadt- und Stiftsarchivs u. anderer gedruckter u. ungedruckter Urkunden.* Potsdam 1840.

69 Carl Christian Heffter: *Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen namentlich des Klosters Zinna, der Fabrikstadt Luckenwalde, der Herrschaft Baruth, der vormaligen Herrschaft Dahme, des Ländchens Beerwalde und auch der Stadt Treuenbrietzen.* Jüterbock 1851.

70 Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.

71 In der Festsitzung des *Tunnel über der Spree* anläßlich des 300. Geburtstages von William Shakespeare, die am 19. April 1864 – vier Tage vor dem eigentlichen Geburtstag – im Meserschen Saal in Arnims Hotel Unter den Linden stattfand, hielt Fontane die Festrede (HFA III/1, S. 195–204). In seinem Tagebuch notierte er am 13.4.1864: »Am Abend meine Shakespeare-Festrede hintereinander weg aufs Papier hingeschmissen wohl oder übel …« (Hermann Fricke: *Theodor Fontane. Chronik seines Lebens.* Berlin 1960, S. 41.)

72 Friedrich Heinrich Ernst Freiherr von Wrangel (1784–1877), preußischer Generalfeldmarschall im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (vgl. *Krieg 1864*, S. 43–45). Im Mai 1864 wurde er im Kommando von Prinz Friedrich Karl (Anm. 73) abgelöst.

73 Friedrich Karl, Prinz von Preußen (1828–1885), Oberbefehlshaber der Preußen, später der verbündeten preußisch-österreichischen Truppen im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (vgl. *Krieg 1864*, S. 42–43).

74 Ludwig Karl Wilhelm Freiherr von Gablenz (1814–1874), Kommandeur des 6. österreichischen Armeecorps im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (vgl. *Krieg 1864*, S. 40–41).

75 Christian Julius de Meza (1792–1865), Oberkommandierender der dänischen Truppen im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (vgl. Krieg 1864, S. 52–54).

76 *Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart.* Leipzig 1862.

77 Albrecht Ehrenreich Gustav von Manstein (1805–1877), preußischer General der Infanterie. Im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 Generalleutnant und Befehlshaber der 6. brandenburgischen Division, die sich bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen und beim Übergang nach Alsen auszeichnete.

78 Philipp Freiherr von Canstein (1804–1877), Kommandeur einer preußischen Brigade im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (*Krieg 1864*, S. 41).

79 Julius Heinrich August Edwin Roeder (1808–1889), General, Kommandeur einer preußischen Brigade im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (*Krieg 1864*, S. 41). Fontane kannte Roeder von seiner Einjährig-Freiwilligen-Zeit beim Kaiser-Franz-Regiment (Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, GBA 3, S. 263).

80 August Karl Christian Friedrich von Goeben (1816–1880), Kommandeur einer preußischen Brigade im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (*Krieg 1864*, S. 41 f., vgl. Theodor Fontane: *Märkische Reiterbilder.* In: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dörfer und Flecken im Land Ruppin.* GBA 6, S. 518–522).

81 Leopold Graf von Gondrecourt (1816–1888), Kommandeur einer österreichischen Brigade im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864, war maßgeblich beteiligt an der Erstürmung des Königsberges bei Oberselk (*Krieg 1864*, S. 39 u. ö.).

82 Wilhelm Nicolaus, Herzog von Württemberg (1828-1896), Kommandeur eines österreichischen Regiments im 2. Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 (*Krieg 1864*, S. 91).

83 *Der Soldaten-Freund. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung der Preußischen Soldaten* [ab 1834/35: *des Preußischen Soldaten*], hrsg. von L. Schneider, Jg. 30 (1862/63).

84 Es kommen mehrere biographische Werke über Wrangel (vgl. Anm. 72) in Frage: *Felldmarschall von Wrangel*, Berlin 1858 (*Soldatenfreund* XXV, 10); Fedor von Köppen: *Wrangel*, Berlin 1855; *Leben, Charakter und Wirken Friedrich's von Wrangel, General der Cavallerie. Nach authentischen Quellen bearbeitet als Beitrag zur preußischen Geschichte*, Berlin 1849.

85 Wilhelm Kauffmann: *Der Rückzug von Danevirke und dessen geheime Geschichte aus dem Dänischen übersetzt. Vortrag, geh. im August-Verein zu Kopenhagen*, Berlin 1865.

86 *Illustrirte Kriegs-Berichte aus Schleswig-Holstein. Gedenkblätter an den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864. M. Illustrationen nach Originalzeichnungen von A. Beck, L. Burger, L. Braun* [u. a.]. 2. verb. u. verm. Aufl. (in 13 Nr.), Leipzig 1864.

87 *Militärische Blätter.* In Verbindung mit Mehreren hrsg. von R. de l'Homme de Courbière, Berlin 1860–1872.

88 In seinen *Wanderungen*, Bd. 2, *Oderland*, Kap. *Steinhöfel* (GBA 2, S. 438–454) hat Fontane den Text des Entwurfs zusammen mit einer eigenen Übersetzung abgedruckt und der Ausgabe in den *Œuvres* gegenübergestellt.

89 Frédéric le Grand: *Œvres.* 31 Bde. Berlin 1846–1857 (Bd. 21 = *Correspondance*, Bd. 5).

90 Krieg 1864, Kapitel *Bis zum 17. März* und *Der 17. März.* Am 17. März fanden die Gefechte bei Rackebüll und vor Düppel statt.

91 Christian August Ludwig Klaproth und Carl Wilhelm Cosmar: *Der Königl. Preußische und Churfürstl. Brandenburgische Wirklich Geheime Staats-Rath an Seinem zweihundertjährigen Stiftungstage den 5ten Januar 1805.* Berlin 1805.

92 *Mittheilungen aus der historischen Litteratur.* Hrsg. von der historischen Gesellschaft in Berlin und in deren Auftrag redigirt von Prof. Dr. R. Foss. In dieser Zeitschrift war 1874 (2. Jg., Heft 1, S. 55–58) unter dem Kritikerzeichen »E. F.« eine Kritik des 1. Halbbandes von Fontanes *Der Krieg gegen Frankreich* erschienen. Vgl. den Brief Fontanes an Holtze vom 11.1.1874 (HBV 74/4): »Wer ist F. F., dem ich in der Foß'schen Zeitschrift eine so anerkennende Besprechung meines 1. Halbbandes verdanke?«

93 Vgl. Anm. 39.

94 3.2.1869 *T, Bl. 13*; 3.2.1864 *T, Bl. 7*; 3.2.1868 *A1, A2*. Die Datierung 3.2.1864 erscheint plausibel aufgrund der Chronologie der Arbeit an den entsprechenden Teilen der *Wanderungen*.

95 Zuletzt nachgewiesen bei Meyer & Ernst, Kat. 18, 1931, Nr. 126 (Auszug).

96 25. Mai 1865 *D, S. 7*; 27. Mai 1865 *A*.

97 Zuletzt nachgewiesen bei Meyer & Ernst, Kat. 18, 1931, Nr. 126 (Auszug).

98 Die Abschrift Da 166 ist fehlerhaft datiert auf 8. Februar 1866.

99 1877 *HBV*; 1877 *T*; 1878 *N.-Fürstenau, Anm. 41, S. 368*.

100 Fehldatierung, es handelt sich um den Brief vom 2.10.1873 (HBV 73/60, hier Nr. 22). Die 3. Aufl. des Wanderungsbandes *Ruppin* erschien im Oktober 1874 (vordatiert auf 1875), das Vorwort datiert vom 3. Juli 1874. Bei der erwähnten Reise handelt es sich um die Fahrt ins Ruppinsche in der 2. Septemberhälfte 1873, damit ist der Brief also zu datieren 2.10.1873. Der Brief ist veröffentlicht in N.-Fürstenau, S. 363, Nr. 6, vgl. dort auch die Anm. 16 zur Datierung des Briefes.

101 Offenbar eine Nachschrift zu Nr. 41.

»Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus …«

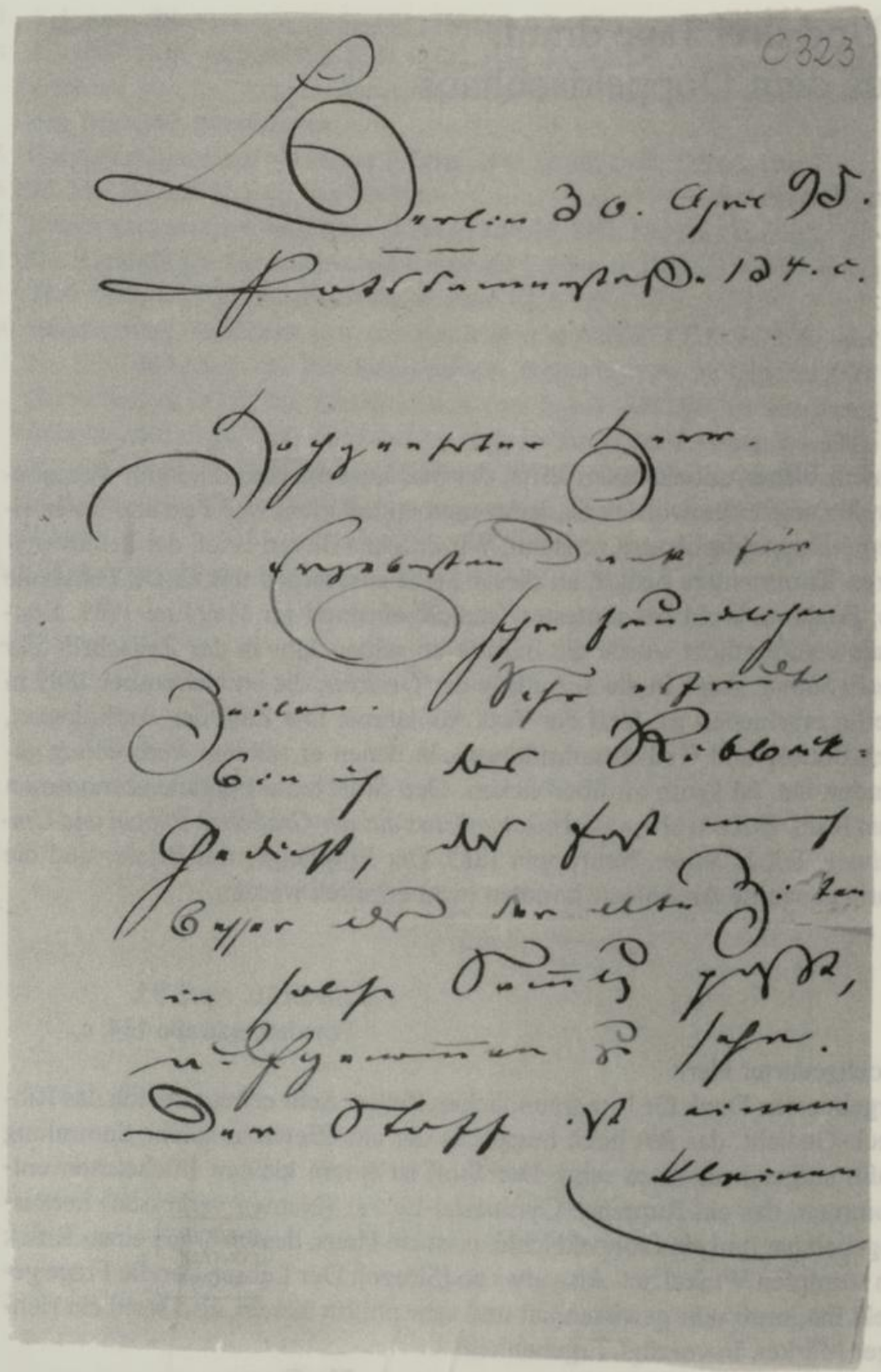
Die Redaktion

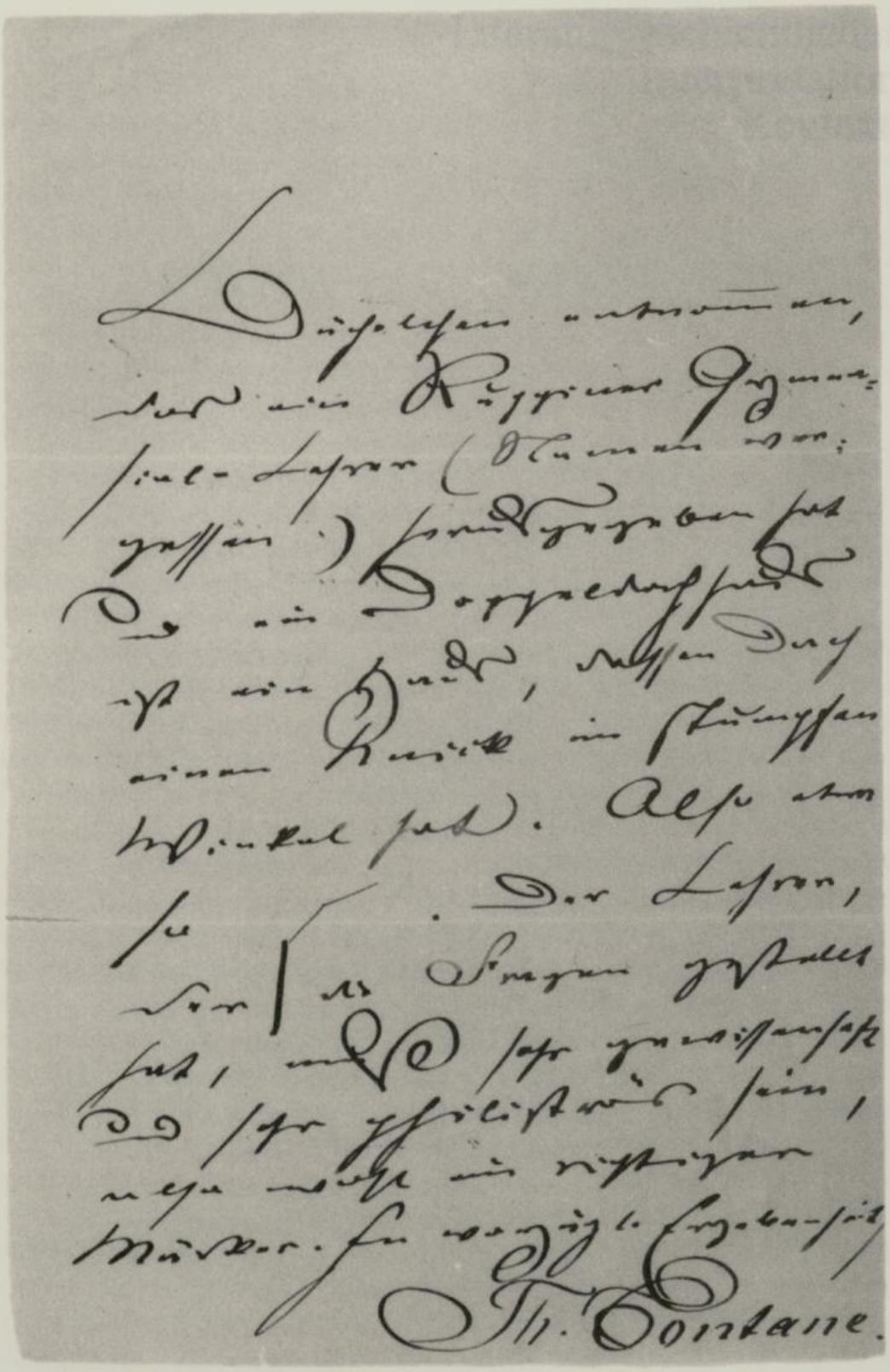
Einem bisher unbekannten Brief, der vor kurzem vom Theodor-Fontane-Archiv erworben worden ist, kann man entnehmen, was Fontane unter einem »Doppeldachhaus« verstand. Wir drucken diesen Brief, der keines weiteren Kommentars bedarf, an dieser Stelle zusammen mit einem Faksimile ab. Fontanes wohl bekanntestes Gedicht entstand im Mai/Juni 1889. Erstmals veröffentlicht wurde die Ballade im selben Jahr in der Zeitschrift *Zur guten Stunde*. Auch in die 3. Auflage der *Gedichte*, die im November 1889 in Berlin erschienen ist, fand der Text Aufnahme. Die Zahl der Anthologien, Lehrbücher und Gedichtsammlungen, in denen er seitdem Verbreitung gefunden hat, ist kaum zu überblicken. Den Stoff hatte Fontane entnommen aus: Karl Eduard Haase: *Volkstümliches aus der Grafschaft Ruppin und Umgebung*, Teil 1: *Sagen*. Neuruppin 1887. Der Empfänger des Briefes und die darin genannte Anthologie konnten nicht ermittelt werden.

Berlin 30. April 95.
Potsdamerstraße 134. c.

Hochgeehrter Herr.
Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Sehr erfreut bin ich das Ribbeck-Gedicht, das fast noch besser als der alte Zieten in solche Sammlung paßt, aufgenommen zu sehn. Der Stoff ist einem kleinen Büchelchen entnommen, das ein Ruppiner Gymnasial-Lehrer (Namen vergessen) herausgegeben hat und ein Doppeldachhaus ist ein Haus, dessen Dach einen Knick im stumpfen Winkel hat. Also etwa so [Skizze]. Der Lehrer, der die Frage gestellt hat, muß sehr gewissenhaft und sehr philiströs sein, also wohl ein richtiger Märker. In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.





Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

Linguistische Beobachtungen zu ausgewählten *Unechten Korrespondenzen*: Ein Beitrag zur Diskussion um Theodor Fontanes Autorschaft

Clarissa Jantzen

1. Die Autorschaftsdiskussion um die *Unechten Korrespondenzen*

Daß Zeitungstexte auch lange Zeit nach ihrem ersten Erscheinen noch von hoher Brisanz sein können, beweist die aktuelle Diskussion um die zwischen 1860 und 1870 in der Berliner *Kreuzzeitung* veröffentlichten und 1996 von Heide Streiter-Buscher als Theodor Fontanes *Unechte Korrespondenzen* herausgegebenen journalistischen Texte. Strittig ist, inwieweit Theodor Fontane, der Redakteur des englischen Artikels bei der *Kreuzzeitung*, für alle während seiner Dienstzeit erschienenen Berichte über England sowie für mehrere Berichte von anderen Schauplätzen verantwortlich zu machen ist und ob er als Autor aller der in die Edition aufgenommenen Texte gelten kann. In dieser Autorschaftsdiskussion haben von Anfang an neben inhaltlichen, historischen und biographischen auch sprachliche Argumente eine Rolle gespielt. Erstaunlicherweise wurde dabei mit Hinweisen auf sprachliche Merkmale sowohl für als auch gegen die Autorschaft Fontanes argumentiert. So hat sich die Herausgeberin bei der »Zuordnung zu Fontanes Feder und [...] Aufnahme in die Edition« auf »stilistische Merkmale und andere Indizien« gestützt.[1] Bei Unklarheiten hat sie »der sprachlichen Erkennbarkeit wesentliche Bedeutung beigemessen«.[2] Trotzdem hat die Kritik sprachliche Unterschiede zwischen den in der Edition enthaltenen Texten festgestellt, und zwar insbesondere zwischen den unter der Sigle *†* und den unter der Sigle p* erschienenen Texten.[3] Seitdem steht die These im Raum, daß sich viele der *Unechten Korrespondenzen* nicht »wie Fontane« lesen und deshalb »kein echter Fontane« sind.[4]

Obwohl der Sprache der *Unechten Korrespondenzen* eine Schlüsselrolle in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Autorschaft Fontanes zukommt, fehlt es bisher an linguistischen Untersuchungen. Die sprachlichen

Argumente, die für und gegen die Autorschaft Fontanes angeführt werden, bleiben noch relativ allgemein und werden nur unzureichend belegt. Soll die Autorschaftsdiskussion weiterhin geführt, und zwar auch mit sprachlichen Argumenten geführt werden, sind genauere linguistische Untersuchungen der *Unechten Korrespondenzen* notwendig. Beweise für oder gegen eine Autorschaft werden sprachliche Merkmale allein nicht liefern können. Wahrscheinlichkeitsaussagen allerdings, die Thesen stützen beziehungsweise entkräften können, sind auf der Grundlage von linguistischen Befunden durchaus möglich. Zur Einschätzung des Wertes von linguistischen Untersuchungen bei Autorschaftsfragen und zur Ermittlung einer geeigneten Analysemethode empfiehlt sich ein Blick auf einen Anwendungsbereich der modernen Linguistik, die forensische Linguistik.

2. Autorschaftsnachweise in der Literaturwissenschaft und der forensischen Linguistik

Die in den *Unechten Korrespondenzen* enthaltenen Pressetexte sind unter Siglen erschienen, die sich heute nicht mehr eindeutig dekodieren lassen. Somit handelt es sich bei den Korrespondenzen strenggenommen um anonyme Texte. Über die Person des Autors weiß der heutige Leser eigentlich nur das, was die Texte über ihn verraten.

Vor einem ähnlichen Problem wie die Fontane-Forschung steht die forensische Linguistik, eine auf dem Gebiet der Kriminalistik operierende linguistische Disziplin. Die forensische Linguistik bemüht sich im Dienste der Täterüberführung, von anonymen Texten wie Erpresserschreiben, Drohbriefen oder Bekennerschreiben auf den Verfasser zu schließen. Aufgrund sprachlicher Merkmale kommt sie zu Aussagen über den Textproduzenten, über seine Herkunft, seine Bildung und seine Formulierungsfähigkeiten. Sie vergleicht auch verschiedene Texte daraufhin, ob sie von demselben Verfasser stammen. Die Aussagekraft linguistischer Gutachten für die Täterüberführung darf nicht über-, aber auch nicht unterschätzt werden. Einigkeit besteht heute darüber, daß eine Täterschaft allein auf der Grundlage linguistischer Untersuchungen nicht zu beweisen ist:

»Rückschlüsse von einem konkreten, anonymen Text, der nur nach textlinguistischen, kommunikations- und informationstheoretischen Kriterien – also nicht nach (typo)graphischen und schriftvergleichenden Kriterien – untersucht werden kann, auf seinen unbekannten Urheber können aus prinzipieller theoretischer und praktischer Perspektive immer nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse sein, da theoretisch wie praktisch nicht auszuschließen ist, daß

zwei oder mehrere Sprecher in einem kleinen Ausschnitt ihrer individuellen Sprachkompetenzen (bezogen auf den fraglichen konkreten Text) und in ihrer individuellen Textproduktion im konkreten, zu untersuchenden Text zufällig übereinstimmen, auch wenn die Wahrscheinlichkeit dieses Zufalls im konkreten Fall äußerst gering sein mag.«[5]

Der linguistische Fingerabdruck besitzt also nicht dieselbe Aussagekraft wie der genetische Fingerabdruck, welcher eine 1:1-Identifizierung zuläßt. Trotzdem wird die Existenz eines Individualstils, den für eine Person typischen Sprachstil, unter Linguisten und Literaturwissenschaftlern nicht mehr bestritten. Schließlich bietet das zur Verfügung stehende Zeicheninventar ausreichenden Spielraum für individuelle Entfaltung. So hinterläßt ein Täter am Text-Tatort unbewußt seine linguistischen Spuren. Diese Spuren aufzudecken und zu verfolgen ist die Aufgabe der forensischen Linguistik. Mit ihrer Hilfe gelingt es immer wieder, den Kreis möglicher Täter einzuengen und zu Unrecht Verdächtigte zu entlasten. Den Nutzen linguistischer Gutachten für die Kriminalistik zu bestreiten, wäre ebenso falsch, wie die Existenz von Individualstilen anzuzweifeln.

Auch im Hinblick auf die Methodik lohnt sich für die Literaturwissenschaft, die sich immer wieder mit Urheberschaftsfragen und Echtheitsproblemen auseinandersetzen muß, ein Blick auf die forensische Linguistik. Eine nach mathematisch-statistischen Verfahren vorgehende quantitative Stilanalyse reicht allein nicht aus. Die zahlenmäßige Beschreibung von Texten mit Angaben zur durchschnittlichen Wort- und Satzlänge, zum Gesamtwortschatz und zur Frequenz einzelner Wörter, zur Häufigkeitsverteilung der Wortarten, zum Verhältnis von Hypotaxen gegenüber Parataxen, zur Anzahl und Art der vorkommenden Nebensätze usw. kann im Bereich der Lexik und der Syntax exakte Ergebnisse liefern. Die Analyse eines anonymen Textes sollte sich aber nicht auf diese beiden Ebenen beschränken, sondern auch die textuelle Ebene einbeziehen. Schließlich kommt auch »der Analyse der Thematik [...] eine besondere Bedeutung für die Bestimmung der Verfasserschaft zu, da gerade die sprachliche Darstellung thematischer Konzepte, aber auch die Art ihrer Entfaltung und Behandlung stark individuell geprägt sind.«[6]

Als Methode für die Analyse und den Vergleich anonymer Texte empfiehlt sich deshalb die linguistische Textanalyse, für die Klaus Brinker ein geeignetes Modell entwickelt hat.[7] Trotz unterschiedlicher Zielsetzung von Textlinguistik und forensischer Linguistik muß – so fordert Brinker – »der theoretisch-begriffliche wie methodische Bezugsrahmen für die forensische Analyse von Texten durch die linguistische Textanalyse gebildet werden.«[8] Dies gilt auch für eine linguistische Analyse der *Unechten Korrespondenzen.*

Im Rahmen dieser Arbeit ist eine systematische linguistische Textanalyse eines repräsentativen Textkorpus nicht leistbar. Es muß bei einer stichprobenartigen Untersuchung einzelner Texte und der Beschreibung der auffälligsten Phänomene bleiben. Am Beispiel dreier ausgewählter Korrespondenzen werden im folgenden einige linguistische Eigentümlichkeiten beschrieben. Es soll auf vielfältige Unterschiede zwischen diesen drei Texten aufmerksam gemacht werden, wobei gelegentlich andere Korrespondenzen zum Vergleich herangezogen werden. Ob sich die an den drei Texten gemachten Beobachtungen verallgemeinern lassen und ob signifikante Unterschiede nicht nur zwischen den ausgewählten Texten, sondern zwischen ganzen Textgruppen bestehen, müssen linguistische Analysen an größeren Korpora in der Zukunft zeigen.

3. Begründung der Textauswahl

Gegenstand der linguistischen Textanalyse sind die Korrespondenzen vom 9. März 1861 (im folgenden: Text I), vom 18. Juli 1862 (Text II) und ein Teil der Korrespondenz vom 17. August 1864 (Text III). Die ersten beiden Korrespondenzen sind unter der Sigle *†* erschienen, die dritte unter der Sigle p*. Alle drei Korrespondenzen sind mit der Ortszeile London überschrieben.[9] Ein linguistischer Vergleich genau dieser drei Texte bietet sich deswegen an, weil sie dasselbe Thema, nämlich den sogenannten »Yelverton-Prozeß« behandeln. Grundsätzlich eignen sich alle in die Edition aufgenommenen Korrespondenzen zum Vergleich, weil alle der Textsorte *Korrespondentenbericht* angehören. Da jede Textsorte spezifische Anforderungen stellt und damit einen eigenen Textsortenstil prägt, sind Aussagen über stilistische Homogenität beziehungsweise Heterogenität nur auf der Grundlage eines Vergleichs von Texten derselben Textsorte zulässig. Unzulässig wäre es deshalb, Fontanes journalistische Texte auf der Grundlage seiner Erzählprosa zu bewerten, etwa die Sprache der *Unechten Korrespondenzen* am *Stechlin* zu messen. Auf dieses Problem hat auch Streiter-Buscher hingewiesen, als sie warnte, Fontanes journalistische Texte seien »nicht mit literarischen Maßstäben zu messen und widersetzen sich naturgemäß der Suche nach dem ›echten‹ Fontane im Sinne seines späteren Romanschaffens.«[10]

Differenzen zwischen verschiedenen Textsortenstilen können also nicht als Argumente bei Autorschaftsnachweisen geltend gemacht werden, wohl aber Differenzen zwischen Texten derselben Textsorte. Die Ergebnisse eines Textvergleichs sind um so aussagekräftiger, je geringer die thematischen Unterschiede zwischen den verglichenen Texten sind, wie man in der forensi-

schen Linguistik weiß: »Die Wahrscheinlichkeit verläßlicher Indizien steigt mit der Größe des Textumfanges und mit der Nähe der zu vergleichenden Texte im Hinblick auf Textsorte und Textthematik.«[11] Stimmen die verglichenen Texte in ihrer Thematik überein, können Aussagen darüber gemacht werden, wie die Texte strukturiert sind, in welcher Art und Weise das Thema jeweils dargestellt wird und welche Begriffe zur Bezeichnung des gemeinsamen Sachverhalts gewählt werden.

Die drei Korrespondenzen zum Yelverton-Prozeß bieten sich auch deswegen zum Vergleich an, weil hier schon aufgrund innertextlicher Indizien der Verdacht besteht, daß die ersten beiden, unter der Sigle *†* erschienenen Texte von demselben Autor, und zwar von Fontane stammen, der dritte, unter p* erschienene Text dagegen das Produkt eines anderen Autors ist. Denn während der Korrespondent im zweiten Text – und darauf hat Muhs bereits hingewiesen[12] – explizit auf den ersten Text zurückverweist und sich selbst als dessen Autor zu erkennen gibt (S. 245: »Der ›Yelverton-Prozeß‹, (über dessen erste Instanz ich Ihnen vor etwa sechs Monaten schrieb)«; S. 246/247: »jenen Prozeß, deren ersten Akt [...] ich seinerzeit beschrieben habe«), scheint der Korrespondent im dritten Text dagegen nicht einmal über die Existenz der beiden früheren Texte informiert zu sein (S. 371: »Ich weiß nicht, ob Ihnen der ›Prozeß *Yelverton*‹, bekannt ist, der hier seit Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt.«).[13] Warum sollte ein Korrespondent, der sonst regelmäßig an seine früheren Berichte anknüpft, hier Unkenntnis vortäuschen? Ein linguistischer Vergleich der drei Korrespondenzen soll helfen, der Antwort auf diese Frage näher zu kommen.

4. Linguistische Analyse von drei ausgewählten Korrespondenzen

4.1. Die textuelle Ebene

4.1.1. Textstruktur: der äußere Textaufbau

Der wohl offensichtlichste Unterschied auf textueller Ebene zwischen den drei Korrespondenzen besteht im äußeren Textaufbau. Während sich die ersten beiden Korrespondenzen ausschließlich einem Thema, dem Yelverton-Prozeß, widmen und somit einen einzigen, in sich geschlossenen, runden Text darstellen, gliedert sich die dritte Korrespondenz in vier durch Gedankenstriche abgetrennte und voneinander unabhängige Teiltexte. Der Bericht über den Yelverton-Prozeß ist einer dieser vier Teiltexte. Es ist genau diese thematische Einheit, die mit den beiden früheren Korrespondenzen, Texten I

und II, verglichen und im folgenden als Text III bezeichnet wird. In ihrer Gesamtheit ist die Korrespondenz vom 17. August 1864 zwar umfangreicher als die beiden früheren Texte. Auf das Thema *Yelverton-Prozeß* wird hier allerdings weniger ausführlich eingegangen als in den ersten beiden Texten.

In der gleichen Weise unterscheiden sich auch viele der übrigen *Unechten Korrespondenzen* in ihrem äußeren Aufbau. Allgemein geht die Tendenz von Texten, die sich mit einem Thema sehr ausführlich befassen, im Laufe der Zeit hin zu Texten, die mehrere Themen nacheinander behandeln und sich in mehrere Teiltexte gliedern lassen. Allerdings finden sich auch schon unter den mit *†* gekennzeichneten Korrespondenzen einzelne Texte mit mehreren Themen.[14] Gleichzeitig gibt es unter den p*-Korrespondenzen seltene Fälle, in denen nur über ein Thema berichtet wird.[15] Während in den früheren Korrespondenzen aber maximal zwei oder drei verschiedene Themen behandelt werden, häufen sich später solche Korrespondenzen, die sich mit vier oder fünf verschiedenen Themen beschäftigen, wobei einige Ereignisse dann nicht mehr in der Form eines Korrespondentenberichts, sondern als Kurzmeldung präsentiert werden. In extremen Fällen wird ein Thema in einem oder zwei Sätzen abgehandelt.[16] Solche Kurzmeldungen im modernen journalistischen Sinne finden sich unter den *†*-Korrespondenzen noch nicht.

In den wenigen frühen Korrespondenzen, die mehrere Themen behandeln, besteht meist ein gewisser inhaltlicher Zusammenhang zwischen den verschiedenen Themen, oder es wird eine Überleitung zwischen den Themenabschnitten hergestellt. Dies erweist sich als ein Unterschied gegenüber den späteren Korrespondenzen, in denen die verschiedenen Themen meist additiv und ohne Überleitung abgehandelt werden, wie am Beispiel der Korrespondenz vom 17. August 1864 zu sehen ist. Schon in der ersten Korrespondenz mit mehreren Themen, vom 25. Februar 1861, bemüht sich der Autor offensichtlich darum, die beiden verschiedenen Themen miteinander zu verknüpfen und einen in sich geschlossenen Text zu formulieren. Er konstruiert eine Überleitung zwischen einem Bericht über den sogenannten »Turnbull-Fall« und einer Äußerung des Außenministers Lord John Russell, indem er das Verhalten Russells mit dem des Premierministers Lord Palmerston vergleicht, welches am Ende des ersten Themenabschnitts angesprochen worden war. Die Eigenschaft *common sense*, die dem Premierminister zu- und dem Außenminister abgesprochen wird, bildet das Verbindungsglied zwischen den beiden Abschnitten: »Zum Schluß noch ein Wort über Lord John *Russell*. Er hat recht wenig von jenem common sense, der seinen Kollegen, den alten Premier, so vorteilhaft charakterisiert.« (S. 114/115)

In anderen frühen Korrespondenzen dienen Hinweise auf das große öffentliche Interesse[17] oder auf die gemeinsame Quelle der Nachricht[18] dazu,

einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Themen herzustellen. An wieder anderer Stelle wird metakommunikativ übergeleitet; das Problem der Überleitung selbst wird thematisiert: »Wie Ironie muß es Ihnen erscheinen, wenn ich von der Besprechung einer so bedenklichen Seite des englischen Lebens zu dem landwirtschaftlichen Verein der Grafschaft Leicester übergehe […].« (S. 273) In den früheren Korrespondenzen befaßt sich der Korrespondent offensichtlich ganz bewußt mit dem Problem des Themenwechsels, und er bemüht sich trotz thematischer Vielfalt um textuelle Einheit. Dies ist anders bei der Korrespondenz vom 17. August 1864 und vielen anderen der mit p* überschriebenen Korrespondenzen. Hier bewirkt thematische Vielfalt den Zerfall der Korrespondenz in mehrere unabhängige Teiltexte.

4.1.2. Textstruktur: der innere Textaufbau

Betrachtet man nun die Struktur der drei Texte zum Yelverton-Prozeß genauer und untersucht man, wie das den drei Texten gemeinsame Thema jeweils gestaltet wird, so stellt man auch hinsichtlich des inneren Textaufbaus Unterschiede fest. Während sich die Texte I und II in ihrer Textstruktur ähneln, ist Text III anders aufgebaut. Und während in den Texten I und II der innere Aufbau durch Gliederungssignale transparent gemacht wird, was das Lesen erleichtert und die Verständlichkeit erhöht, ist Text III weniger deutlich gegliedert.

Die Texte I und II sind ganz ähnlich aufgebaut. Nach einer kurzen Einleitung mit allgemeinen Betrachtungen geht der Korrespondent zum besonderen Fall über. In Text I – und dies ist bei *†*-Korrespondenzen häufiger der Fall – ist die Überleitung vom Allgemeinen zum Besonderen sogar explizit formuliert: »Diese Betrachtungen werden durch einen Skandal-Prozeß angeregt, der vor etwa acht Tagen in Dublin verhandelt worden ist.« (S. 117/118)[19] Auf eine knappe Darstellung des aktuellen Ereignisses folgt in beiden Texten die ausführliche Rekapitulation der Vorgeschichte. Auch dieser Themenabschnitt wird eingeleitet: »Die Sache ist die.« (S. 118); »Die Sache selbst, die zu diesem Prozeß führte, war folgende.« (S. 246) Diese und ähnliche Wendungen kommen auch in anderen *†*-Korrespondenzen häufig vor.[20] Nach der längeren narrativen Passage wird die Darstellung des aktuellen Ereignisses fortgesetzt. Wiederum stellt der Korrespondent die Verbindung explizit her, und zwar mit den folgenden, sogar in der Wortwahl übereinstimmenden Formulierungen: »*Dieser* Prozeß war es, der in voriger Woche in Dublin verhandelt wurde.« (S. 119); »und dieser Prozeß wurde vor 8 Tagen verhandelt« (S. 247). Durch diese Verknüpfungsstrategien wird die

Kohärenz zwischen den Textpassagen gesichert, der innere Textaufbau sichtbar gemacht und das Verständnis erleichtert.[21] Anschließend wird dann das aktuelle Ereignis genauer dargestellt, wobei in beiden Texten ein Schwerpunkt auf der Darstellung der öffentlichen Meinung liegt, insbesondere der Meinung der Presse. Der Text schließt in beiden Fällen mit einem Kommentar des Korrespondenten, was bei den früheren Korrespondenzen häufig zu beobachten ist.

Der innere Aufbau von Text III weicht signifikant von dem der beiden früheren Texte ab. Die Einleitung besteht im Unterschied zu den beiden ersten Texten nur aus einem Satz. Ohne einleitende Bemerkungen allgemeiner Art kommt der Korrespondent sofort auf den aktuellen Stand im Prozeßverlauf zu sprechen, wobei im Unterschied zu den beiden früheren Texten unklar bleibt, was der aktuelle Anlaß für den Bericht ist. Der Korrespondent geht kurz auf die öffentliche Meinung ein, auf die Reaktionen im Volk und in der Presse. Es schließen sich dann einzelne Sätze zu verschiedenen Aspekten an, die ohne erkennbaren Zusammenhang und ohne explizite Übergänge aneinandergereiht sind. So folgt auf die Schilderungen der aktuellen Aktivitäten von Miß Longworth ein einzelner Satz zur Vorgeschichte, deren Beschreibung in den Texten I und II ungleich größeren Raum einnimmt. Hierauf folgt wiederum ein einzelner Satz, dieses Mal ein Rückblick auf ein früheres Prozeßstadium mit der Andeutung, Major Yelverton habe den Prozeß aus Erbschaftsinteressen begonnen. Den Schluß bildet dann eine kritische Äußerung zum Verhalten des Majors und dessen Familie, die aber im Unterschied zu Text II nicht stringent vorbereitet wird und deshalb relativ unmotiviert wirkt. Eine Verbindung zwischen den verschiedenen Unterthemen ist nicht deutlich zu erkennen, was wohl auch am Fehlen von expliziten Gliederungssignalen liegt. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die drei Texte das gemeinsame Thema ganz unterschiedlich strukturieren und verschiedene Schwerpunkte setzen, sofern man bei Text III überhaupt von einer Schwerpunktsetzung sprechen kann. Die Texte I und II weisen eine stärkere Gliederungs- und Verknüpfungsstruktur auf als Text III. In Text III werden verschiedene Einzelaspekte angesprochen, ohne daß Zusammenhänge zwischen ihnen hergestellt oder explizite Überleitungen formuliert werden.

4.1.3. Sach- und meinungsbetonte Darstellungsweise

Texte mit dominanter Informationsfunktion[22] – und um solche handelt es sich bei den *Unechten Korrespondenzen* – können sich hinsichtlich der Art der gewählten Darstellungsweise unterscheiden. Man differenziert im allgemei-

nen zwischen einer sachbetonten und einer meinungsbetonten Darstellungsweise, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich meist nicht »um ein klares Entweder-Oder, sondern um die Dominanz des einen oder des anderen Prinzips« handelt.[23] Diese Unterscheidung erweist sich als hilfreich. Denn während die Texte I und II stark meinungsbetont sind, ist Text III primär sachbetont. In den ersten beiden Texten wird nicht nur informiert, sondern auch evaluiert und kommentiert; in Text III wird primär referiert. In den beiden früheren Texten stellt der Korrespondent die Ereignisse nicht nur sachlich dar, sondern gibt auch seine persönliche Meinung zu dem Berichteten kund. Argumentative Strukturen, wie sie für Texte mit appellativer Funktion charakteristisch sind, indizieren, daß der Korrespondent den Leser von seiner Einstellung überzeugen möchte.

Text III zeichnet sich demgegenüber durch eine primär sachbetonte Darstellungsweise aus und entspricht damit ganz der Äußerung des Korrespondenten vom 8. Oktober 1864: »Ohne ein Urteil zur Sache zu haben referiere ich einfach […].« (S. 395) Der Korrespondent ist in Text III eher sachlicher Berichterstatter als kritischer Kommentator. Ein abschließender Kommentar findet sich zwar auch hier (S. 372: »Eine unglaubliche Verwirrung dies und derb gerügt von jedermann. […] Somit sind die Feuerwerke und Jubelkonzerte etc. von Avonmore nur eine beklagenswerte Illustration gesellschaftlicher Zustände.«), doch ist dies die einzige explizite Stellungnahme des Korrespondenten im ganzen Text. Im Unterschied zu den Texten I und II durchziehen Wertungen nicht den gesamten Korrespondentenbericht. Denn charakteristisch für die beiden früheren Texte, und im übrigen für viele andere *†*-Korrespondenzen auch, sind eingeschobene oder nachgestellte Kurzkommentare wie »mit Recht« (S. 119) oder »nicht mit Unrecht« (S. 247). Bemerkenswerterweise kommen solche Phrasen in Text III nicht vor. Überhaupt sind Bewertungen dieser Form in den p*-Korrespondenzen viel seltener als in den *†*-Korrespondenzen, wo sie ganz regelmäßig und in großer Häufigkeit erscheinen.[24]

Im Unterschied zu Text III wendet sich der Korrespondent in den Texten I und II persönlich an den Leser, und zwar nicht nur in der Rolle des Berichterstatters, wie dies auch der Korrespondent in Text III tut (S. 371: »Ich weiß nicht, ob Ihnen der ›Prozeß *Yelverton*‹ bekannt ist«), sondern auch als Kommentator der Ereignisse. Explizite Meinungsäußerungen finden sich in Form von selbständigen Äußerungen: »Es ist auch hier nicht alles Gold was glänzt, und im Lande des ›normalen Familien- und Ehe-Lebens‹, kommen sehr unnormale Verhältnisse vor.« (S. 117); »Es ist ein interessanter ›Fall‹,« (S. 245); »Die Engländerinnen verstehen sich darauf, wenn sie wollen.« (S. 246); »Ich glaube, es wird alles davon abhängen, ob […]« (S. 247). Noch

häufiger sind Bewertungen in Form von Einschüben: »Alles Volk, in einem ritterlichen und durchaus berechtigten Gefühl […]« (S. 119); »Die Jury, in ihrer souveränen Machtvollkommenheit, half indes aus aller Verlegenheit.« (S. 119); »Miß Longworth – oder, wie ich, da ich entschieden Partei für sie nehme, richtiger sagen sollte: Miß Yelverton – […]« (S. 245); »Die Times hat sich (nach meinem Gefühl in unwürdiger Weise) dieser Pflicht entschlagen und – wenn nicht schlimmere Motive vorliegen – mehr oder weniger aus der ganzen Sache eine Frage englischer *Prüderie* gemacht.« (S. 247). Solche Unterbrechungen der Satzkonstruktion durch Appositionen, eingeschobene Relativsätze und Parenthesen, auch zur Explizierung, sind sehr häufig in den Texten I und II, seltener dagegen in Text III zu beobachten.

Wertungen werden in den ersten beiden Texten aber auch auf weniger offensichtliche Weise eingestreut. Sie sind zum Beispiel in Modalwörtern enthalten (S. 117: »natürlich«, S. 117 und S. 246: »bekanntlich«, S. 245: »selbstverständlich«). Häufig sind auch wertende adjektivische Attribute, oft zusätzlich verstärkt durch Adverbien (S. 117: »unnormale Verhältnisse«; S. 117: »die höchst seltsame *schottische* Ehe-Gesetzgebung«; S. 245/246: »dieser seltsamen und verwickelten Prozeßführung«). Die positiv konnotierten Adjektive, mit denen Miß Longworth beschrieben wird, bestätigen, daß der Korrespondent »entschieden Partei« (S. 245) für die betrogene Frau nimmt (S. 118: »die Bekanntschaft einer Miß Longworth, einer jungen, sehr schönen und sehr klugen Dame«; S. 246: »die schöne Dame«).

Die meinungsbetonte Darstellungsweise der Texte I und II offenbart sich aber vor allem in eindringlichen Argumentationen. Insbesondere Text II weist eine äußerst komplexe Argumentationsstruktur auf. Allein im letzten Textabschnitt lassen sich nicht weniger als vier Argumentationsstränge nachweisen. Der Korrespondent begründet hier ausführlich und genau, warum Miß Longworth nach dem Gesetz vor dem höchsten Gerichtshof des Landes unterliegen muß. Gleichzeitig aber plädiert der Autor von einem moralischen Standpunkt für das »Recht des Herzens« und argumentiert, daß Miß Longworth nach diesem Recht gewinnen müsse. Er ermahnt die Öffentlichkeit, vor allem die Presse, für jenes »ungeschriebene Recht, das doch auch sein Recht« (S. 247) habe, einzustehen.

Der Korrespondent der beiden ersten Texte scheut sich nicht, persönliche Einstellungen zu offenbaren, moralische Bewertungen vorzunehmen und Prognosen über zukünftige Ereignisse abzugeben (S. 247: »Der Prozeß kommt nun vor die Lords und wird ein ungeheueres Aufsehen machen«; S. 247: »Hiernach läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Miß Longworth vor dem höchsten Gerichtshof des Landes unterliegen wird.«) Die Meinungsäußerungen des Korrespondenten finden sich in den Texten I und

II nicht nur, wie in Text III, als abschließender Kommentar am Textende, sondern durchziehen in vielfältiger Art den gesamten Text.

Die sachbetonte Darstellungsweise von Text III gegenüber den Texten I und II zeigt sich auch in dem unterschiedlichen Ausmaß von rhetorisch-ästhetischer Ausgestaltung. Im Unterschied zu Text III, der sprachlich relativ nüchtern und sachlich formuliert ist, zeichnen sich die Texte I und II, wie viele andere *†*-Korrespondenzen auch, durch Kreativität und Originalität im sprachlichen Ausdruck aus, nicht nur, aber vor allem am Textanfang und Textende.

Text I wird mit einem Sprichwort eröffnet und erregt so, zumal es in seinem Wortlaut leicht abgewandelt ist (»auch hier«), die Aufmerksamkeit des Lesers. Das Sprichwort gibt einen Bewertungsrahmen für das im folgenden Beschriebene vor und stützt durch seine Allgemeingültigkeit die Argumentation des Korrespondenten. Auch in anderen *†*-Korrespondenzen werden Sprichwörter, regelhafte Formulierungen und andere Weisheiten in dieser Funktion, nicht nur am Textanfang verwendet.[25] Verstärkt wird die rhetorische Wirkung des Textanfangs zusätzlich durch eine antithetische Formulierung (»im Lande des ›normalen Familien- und Ehe-Lebens‹ kommen sehr unnormale Verhältnisse vor«) sowie durch eine parallelisierende Zweierfigur (»ebensosehr zu verwirren wie zu frivolisieren«). In Text II findet sich am Textanfang eine dreiteilige Aufzählung (»trotz Ausstellung, Preisschießen und Preisverteilung«) und eine Zwillingsform (»über kurz oder lang«). Diese und andere rhetorische Figuren kommen auch in anderen der *†*-Korrespondenzen häufig vor.

Auch das Ende der Texte I und II ist rhetorisch auffällig. So endet Text I mit einer pointierten englischsprachigen Schlußformel (»Skandal – that's it.«) Im Schlußteil von Text II wird mit der Form und Bedeutung des Wortes *Recht* gespielt (»mit jenem ungeschriebenen Recht, das doch auch sein Recht hat«; »Die Lords mögen sprechen was Rechtens ist; aber die Presse hat das Recht, für das Recht des Herzens einzustehen«).

Auf die Formulierung von Textanfang und Textende scheint bei den Texten I und II besondere Sorgfalt verwendet worden zu sein. Dies läßt sich nicht in gleichem Maße von Text III sagen. Der Einleitungssatz (»Ich weiß nicht, ob ihnen der ›Prozeß *Yelverton*‹ bekannt ist, der hier seit Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt.«) ist weder sprachlich noch gedanklich kreativ und besitzt keine besondere die Aufmerksamkeit erregende Kraft. Auch der Schlußteil ist relativ sachlich und weist keine rhetorischen Finessen auf.

Nach diesen Bemerkungen zu auffälligen Unterschieden zwischen den drei Korrespondenzen auf textueller Ebene geht es nun um Phänomene der

syntaktischen und lexikalischen Ebene, den beiden traditionellen Bereichen der Stilanalyse.

4.2. Die syntaktische Ebene

Insbesondere auf der syntaktischen Ebene unterscheiden sich die Texte I und II signifikant von Text III. Text III zeichnet sich durch mehrere syntaktische Eigentümlichkeiten von großer Signalwirkung aus, die sich in vielen anderen mit der Sigle p* überschriebenen Korrespondenzen wiederfinden, die jedoch in *†*-Korrespondenzen nicht im gleichen Maße anzutreffen sind.

4.2.1. Ellipsen

Die auffälligste syntaktische Eigenart von Text III im besonderen und vielen p*-Korrespondenzen im allgemeinen besteht darin, daß bei mehrteiligen Prädikaten die finite Verbform fehlt. Am häufigsten zu beobachten ist die Ellipse der Hilfsverben *sein* und *haben* bei zusammengesetzten Tempusformen, wie in den beiden Beispielen aus Text III:

»In England ist seine Ehe annuliert von drei Peers, unter Vorsitz des Lordkanzler, der mit seinem Urteil zugunsten der Ehe in der Minorität geblieben.«

»Bei dem Prozeß in Irland verbot der Richter dem Major, nicht vor Gericht mehr von seinem Ehrenwort zu sprechen, indem er den Prozeß lediglich aus Erbschaftsinteressen begonnen.«

Schon Wolfgang Paulsen hat in seiner Besprechung der *Unechten Korrespondenzen* das häufige Fehlen von Verben angesprochen, ein Phänomen, das ihm bei Fontane bisher nicht aufgefallen war.[26] Möglicherweise nicht ohne Grund, denn das Phänomen der Verb-Ellipse scheint nicht für alle, sondern nur für die späteren Korrespondenzen charakteristisch zu sein. Interessanterweise gibt es nämlich in den Texten I und II zum Yelverton-Prozeß kein einziges Beispiel für diese Art von Ellipse. Und auch unter den anderen *†*-Korrespondenzen kommt das Phänomen nur sehr selten vor, lediglich neun Mal in 92 Korrespondenzen.[27] Auffällig ist außerdem, daß es sich bei diesen Einzelerscheinungen ausschließlich um das Auslassen von Hilfsverben bei zusammengesetzten Tempusformen in Nebensätzen handelt, wie es im poetischen Sprachgebrauch, übrigens auch in Fontanes Prosa,[28] zuweilen zu beobachten ist.

In späteren Korrespondenzen dagegen ist das Auslassen von finiten Verbformen nicht nur sporadisch, sondern auffallend häufig und regelmäßig zu

beobachten. Allein in der ersten unter der Sigle p* veröffentlichten Korrespondenz aus London vom 16. Mai 1864 sind an sieben Stellen Teile des Verbs ausgelassen. Noch bedeutsamer aber ist die Tatsache, daß in den p*-Korrespondenzen nicht nur Hilfsverben, sondern auch Vollverben ausgelassen werden, was als wesentliche Abweichung von der Standardsprache empfunden werden muß. So kommt es in Text III sogar zu der folgenden elliptischen Äußerung: »Eine unglaubliche Verwirrung dies und derb gerügt von jedermann.«

Zur Illustration sollen hier noch einige besonders auffällige Beispiele aus anderen p*-Korrespondenzen zitiert werden. Die Liste der Beispiele für Ellipsen des Verbs in dieser Textgruppe ließe sich beliebig fortsetzen:

»Ob ein Sturz en bloc bevorstehend, kann erst nach dem 12. Juni beantwortet werden.« (S. 320)

»[…],er hat ein wunderbares Talent für gesunden Sinn, nur schade, daß er Doktrinär.« (S. 341)

»Ein Amerikaner beantwortet dies dahin, daß diese ›Sitte‹ eine amerikanische, wo Zeitungen auf die Sitze gelegt werden, zum Gebrauch für die Kommenden.« (S. 383)

»In jedem Wahlbezirk Londons sitzt jetzt Vormittage lang ein Barrister in knisternder Robe und Puderkäppchen, zur Rechten ein Häuflein toryistischer, zur Linken ein Häuflein whiggistischer Weisen, die sich gegenseitig die *Wähler* streitig machen, wo dann der Barrister die Entscheidung zu fällen.« (S. 391)

»Solange noch der Kampf in der Presse brannte und die Täuschung noch verzeihlich, man könne der Presse, die doch sonst gegen Tatsachen nicht unempfindlich, Worte der Gerechtigkeit oder doch Verträglichkeit durch einen energischen Appell gegen Lüge und Heuchelei abringen, hatte eine Rede oder ein Eingesandt ›zugunsten‹ Deutschlands noch einen Sinn.« (S. 395)

»Daß übrigens von *Lancashire* die Haupt-Agitation ausgeht, erklärt der Umstand, daß gerade kleine und kleinste Häuser dort in Unzahl dicht zusammen und überall zu finden.« (S. 626)

»Und das im Lande, das in der Stadt, die sich die reichsten der Erden nennen, mutmaßlich weil ein ›anderer unsichtbarer Reichtum‹ weniger vorhanden.« (S. 743)

»Der agrarische Terrorismus beschränkt sich allerdings nur auf den Süden, während die politische Agitation, welche O'Connels Erbschaft, die Repeal-Bewegung angetreten, in Dublin selber ihr Hauptquartier hat.« (S. 996)

Im Unterschied zur gelegentlichen Ersparung von Hilfsverben, was bei verschiedenen Autoren als Zeichen poetischen Sprachgebrauchs zu beobachten ist, handelt es sich beim Auslassen von Vollverben um eine außerge-

wöhnliche individuelle Eigenart von großer Auffälligkeit und großem Wiedererkennungswert. Daß ein solches persönliches Merkmal in einer Gruppe von Texten gar nicht, in einer anderen dagegen durchgängig zu finden ist, läßt die Zuschreibung aller Texte zu einem Autor problematisch erscheinen.

4.2.2. Wortstellung

Was die Wortstellung betrifft, zeigt Text III auffällige Besonderheiten, die ihn von den Texten I und II unterscheiden. Insbesondere tendiert der Autor von Text III zu Ausklammerungen, d.h. zur Durchbrechung der für das Deutsche charakteristischen Satzklammer. Das im Deutschen in der Regel unbesetzte Nachfeld ist in Text III relativ häufig besetzt, und zwar nicht nur bei besonders umfangreichen Ergänzungen oder Erweiterungen durch Nebensätze, so daß eine Ausklammerung sinnvoll ist. Beispiele für auffällige Ausklammerungen in Text III sind:

»Major Yelverton will seine mehrjährige Ehe annuliert haben auf Grund technischer Gesetzesskrupel.«

»In England ist seine Ehe annuliert von drei Peers, unter Vorsitz des Lordkanzler, der mit seinem Urteil zugunsten der Ehe in der Minorität geblieben.«

»Sie [...] hat, schottischem Recht gemäß, gegen 3000 Pfund Sterling in Schottland mit Beschlag belegen lassen, welche der ›Saturday Review‹ gehören für Annoncen und Abonnements und sich in den Händen von schottischen Buchhändlern und Zeitungsagenten befanden.«

Zumindest im ersten und dritten Beispiel sind die ausgeklammerten Satzglieder nicht so umfangreich, daß sie nicht im Mittelfeld hätten stehen können. Beispiele für ungewöhnliche Ausklammerungen finden sich auch in anderen p*-Korrespondenzen. Drei von ihnen werden hier stellvertretend genannt:

»Die ersten Versuche dazu wurden gemacht durch *Milner Gibson*, den zur Manchesterschule gehörigen Handelsminister.« (S. 319)

»Offiziöse Blätter geben ähnlichen Rat den Leuten in Devonport in bezug auf den Tory Mr. Ferrand [...].« (S. 499)

»Und das freie Unterhaus beriet damals ganz frei, nur daß hundert Ellen vom Portale Tausende warteten auf das große Yes oder No; [...].« (S. 643)

Ausklammerungen dieser Art finden sich in den Texten I und II nicht. Wird in I und II das Nachfeld besetzt, dann – wie allgemein üblich – bei besonders stark erweiterten Satzgliedern, Appositionen, Nachträgen etwa mit *und zwar* oder *das heißt* sowie bei Vergleichen.[29] Während also die Texte I und II, in denen die Satzklammer grundsätzlich eingehalten wird, dem Stan-

dard entsprechen, ist Text III wegen der auffälligen Ausklammerungen stilistisch markiert.[30] Die Ausrahmungen können deshalb als Indizien einer persönlichen Präferenz im Sprachgebrauch angesehen werden.[31]

Eine ungewöhnliche Wortstellung ist bei Text III auch im Mittelfeld festzustellen. Im Unterschied zum folgenden Beispiel stehen freie Umstandsangaben in der Regel vor einem Gleichsetzungsnominativ: »Major Yelverton behauptete in bezug auf letztere, er sei Katholik zu jener Zeit gewesen […].« An anderer Stelle wird das Negationswort *nicht mehr* getrennt: »Bei dem Prozeß in Irland verbot der Richter dem Major, nicht vor Gericht mehr von seinem Ehrenwort zu sprechen, […].« Eine solche auffällige Trennung von semantisch aufeinander bezogenen Elementen kommt in den Texten I und II nicht vor.

4.2.3. Andere syntaktische Auffälligkeiten

Im Hinblick auf zukünftige Untersuchungen soll kurz auf einige andere syntaktische Eigentümlichkeiten hingewiesen werden, die zwar nicht bei den drei Beispieltexten, aber bei einer Reihe von anderen Korrespondenzen als markante Stilmerkmale auffallen.

Immer wieder werden prädikativ gebrauchte Adjektive in flektierter Form verwendet, wodurch sie einen klassifizierenden Charakter erhalten. Dieses Phänomen ist interessanterweise allerdings nur in den späteren Korrespondenzen zu beobachten:

»Die Zahl der Mönche ist schon eine bedeutende, und sie tragen alle die Kutte des ähnlich benannten römisch-katholischen Ordens.« (S. 381)

»Im ganzen Norden, wo die protestantische Bevölkerung die bei weitem überwiegende, ist die Loyalität eine altbewährte, […].« (S. 635)

»Die Absicht beiseite, so ist allerdings der Begriff Arbeiter in England ein weiterer, als der deutsche.« (S. 647)

»Die Reform-*Bewegung* in den parlamentarischen Osterferien war eine völlig krampfhafte […].« (S. 656)

Es handelt sich hier um ein außergewöhnliches individuelles Stilmerkmal, das systematisch auf sein Vorkommen in den *Unechten Korrespondenzen* hin untersucht werden sollte.

Schließlich sind auch Nominalisierungstendenzen in den *Unechten Korrespondenzen* eine genaue Untersuchung wert. Ein eigenwilliger Nominalstil fällt wiederum vor allem in p*-Korrespondenzen auf:

»Ein ganzes Bureau des Kriegsministeriums ist aufgelöst durch Kassierung sämtlicher darin beschäftigter Beamten – wegen *Spiels*.« (S. 321)

»Wie uns das hier angelangte Blatt ›Egypto‹ meldet, war die Ursache seiner Einkerkerung das Ausbleiben einer Antwort auf ein Schreiben des Kaisers Theodor an die Königin Victoria.« (S. 388)

»Infolge zuvor getroffener Übereinkunft erklärten nun die Eisenhüttenbesitzer in Süd-Staffordshire ihren Arbeitern, welche sie in Verdacht der Begünstigung der Erstgenannten durch Unterstützungen hielten, falls sie jene nicht zur Nachgiebigkeit brächten, würden alle Eisenhütten ihres eigenen Distrikts an einem bestimmten Tage geschlossen.« (S. 472)

»Die Gründe dieser Unterlassung des persönlichen Erscheinens sind großenteils in den Gesundheitsverhältnissen Ihrer Majestät zu suchen [...].« (S. 894)

Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch die häufige Verwendung von Präpositionen, die den Genitiv verlangen. Für dieses Phänomen liefert auch Text III, im Unterschied zu den Texten I und II, mehrere Beispiele: »auf Grund technischer Gesetzesskrupel«, »auf Grund zweier Eheschließungen«, »in bezug auf letztere«. In anderen p*-Korrespondenzen begegnen häufig auch Genitivkonstruktionen mit den Präpositionen »betreffs« (S. 615) beziehungsweise »in betreff« (S. 370, S. 919, S. 921), »seitens« (S. 381; S. 389 (mehrmals), S. 393), »infolge« (S. 393), »ungeachtet« (S. 474) oder »bezüglich« (S. 388).

4.3. Die lexikalische Ebene

Auch auf der Ebene der Lexik lassen sich Unterschiede zwischen den drei Texten zum Yelverton-Prozeß feststellen. Das allen drei Texten gemeinsame Thema ermöglicht einen Vergleich der Worte und Wortkombinationen, die zur Bezeichnung desselben Sachverhalts verwendet werden.

Auffällig ist zum Beispiel, daß sowohl in Text I als auch in Text II der Ausdruck »barmherzige Schwester« verwendet wird, in Text III dagegen in demselben Zusammenhang die Wortverbindung »pflegende Schwester« steht. Während es in Text I und II übereinstimmend »das Volk« heißt, wird im dritten Text von dem »Publikum« gesprochen. In den ersten beiden Texten fällt das Wort »Skandal«, im dritten Text dagegen nicht. Der Prozeß selbst wird in Text II »Yelverton-Prozeß«, in Text III »der Prozeß *Yelverton*« genannt. Und während Text II den Ausdruck »die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen« verwendet, heißt es in Text III »die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen«.

Diese Beobachtungen sind angesichts der begrenzten Vergleichsbasis nicht sehr aussagekräftig. Genauere Ergebnisse würde man über ein Lexikon des Vokabulars der *Unechten Korrespondenzen* erhalten. Mithilfe eines Com-

puterprogramms zur Erstellung und Bearbeitung von Konkordanzen ließe sich feststellen, welche Lexeme an welcher Stelle, in welcher Kombination, wie häufig und in welcher Bedeutung verwendet werden. Auf diese Weise könnten auch Eigentümlichkeiten, die insbesondere Text III auszeichnen, auf ihr Vorkommen in anderen Korrespondenzen untersucht werden. Prüfenswert wäre zum Beispiel, an welchen Stellen die Konjunktion *indem* wie in Text III in der Bedeutung von *weil* verwendet wird (»indem er den Prozeß lediglich aus Erbschaftsinteressen begonnen«), eine Verwendung, die übrigens in Fontanes Romanen und den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* nicht nachgewiesen werden konnte.[32] Außerdem wäre auf die doppelte Partizip-Perfekt-Bildung bei Verben mit der Vorsilbe *miß* (»gemißbraucht«)[33] zu achten, ebenso wie auf die Verwendung von Präpositionen bei der Verbverbindung *mit Beschlag belegen* (»Sie […] hat […] gegen 3000 Pfund Sterling in Schottland mit Beschlag belegen lassen.«)[34] Umgekehrt könnte das Vorkommen von *trotzdem* als konzessive Konjunktion in der Bedeutung von *obwohl* untersucht werden, eine offensichtlich unübliche Verwendung, die in Fontanes Prosa häufig zu finden ist.[35]

5. Fazit

Wie der linguistische Textvergleich dreier ausgewählter Korrespondenzen gezeigt hat, sind die in den *Unechten Korrespondenzen* gesammelten Texte stilistisch nicht homogen. Sie unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihrer textuellen Struktur, der gewählten Darstellungsweise, dominanter syntaktischer Strukturen sowie der Wortwahl. Für diese Unterschiede lassen sich verschiedene Erklärungen finden. Zum einen kann mit dem Hinweis auf Entwicklungen im persönlichen Stil eines Autors argumentiert werden. So muß, was die drei Korrespondenzen zum Yelverton-Prozeß betrifft, berücksichtigt werden, daß zwischen Text I und Text III fast dreieinhalb Jahre liegen, in denen sich der Stil des Autors verändert haben könnte. Zum anderen lassen sich vor allem Unterschiede in der Textstruktur und Darstellungsweise mit veränderten redaktionellen Bedingungen erklären. So begründet Streiter-Buscher das Fehlen des »vergleichsweise freie[n] und lebendige[n] Ton[s]«[36] in den Korrespondenzen ab 1863 mit dem Regierungsantritt Bismarcks und verschärften Zensurbestimmungen.

Schließlich lassen sich einzelne sprachliche Auffälligkeiten sicherlich auch auf den Einfluß von Vorlagentexten zurückführen. Ein enges Anlehnen an einen Quellentext kann sich auf die Sprache des Zieltextes auswirken, vor allem dann, wenn direkt aus einer englischen Vorlage ins Deutsche übersetzt

wird. So könnte die oben als Normabweichung beschriebene Wortstellung »er sei Katholik zu jener Zeit gewesen« als eine direkte Übersetzung aus dem Englischen interpretiert werden *(he was a Catholic at that time)*.

Hinweise auf die Entwicklung im Stil eines Autors, auf Veränderungen in der Informationspolitik und auf Einflüsse von Vorlagentexten reichen allerdings nicht aus, die Unterschiede zwischen den Korrespondenzen zu erklären. Keiner dieser Ansätze vermag eine überzeugende Erklärung insbesondere für die signifikanten Unterschiede auf der syntaktischen Ebene zu liefern und eine Antwort auf die Frage zu geben, warum bestimmte auffällige Phänomene in einigen Korrespondenzen häufig und regelmäßig, in anderen dagegen gar nicht zu beobachten sind. Veränderte journalistische Bedingungen und Einflüsse der Vorlagentexte scheiden als Begründung für die meisten der beobachteten syntaktischen Auffälligkeiten von vornherein aus. Und selbst das Argument der Entwicklung des persönlichen Stils wäre wohl überbeansprucht, wenn es bestätigen sollte, daß ein Autor im Laufe weniger Jahre eine Vorliebe für das Auslassen von Vollverben, das Durchbrechen der Satzklammer, die Deklination von prädikativ gebrauchten Adjektiven oder den Nominalstil entwickelt habe. Vielmehr müssen diese Phänomene als persönliche Präferenzen eines Autors, als charakteristische Merkmale eines spezifischen Individualstils gewertet werden. Daß sie in einigen Texten in großer Zahl vorkommen, in anderen Texten dagegen gar nicht zu finden sind, läßt sich offensichtlich nur damit erklären, daß nicht alle Texte von demselben Autor stammen. Die in der Textanalyse festgestellte Diskrepanz zwischen syntaktischem Standard einerseits und Abweichungen davon andererseits spricht deutlich für die Beteiligung mehrerer Verfasser an den *Unechten Korrespondenzen*.

Die oben beschriebenen syntaktischen Phänomene besitzen wegen ihrer Eigentümlichkeit und Auffälligkeit großen Signalwert und eignen sich deshalb als Indizien beim Autorschaftsnachweis. Zukünftige Untersuchungen der *Unechten Korrespondenzen* sollten sich daher diese Indizien zunutze machen und das Vorkommen beziehungsweise Fehlen bestimmter syntaktischer Erscheinungen als Unterscheidungskriterium verwenden. Insbesondere die Ellipse von Verben scheint ein wichtiges Kriterium zu sein, mit dessen Hilfe sich die in den *Unechten Korrespondenzen* gesammelten Texte in verschiedene Gruppen einteilen lassen. Und möglicherweise läßt sich dann auch an einem größeren Textkorpus die an den drei Texten zum Yelverton-Prozeß beobachtete Korrelation zwischen diesem Kriterium und dem Kriterium der Sigle bestätigen und nachweisen, daß fehlende Verben und andere syntaktische Eigentümlichkeiten vorrangig in den mit der Sigle p* überschriebenen Korrespondenzen vorkommen, nicht aber charakte-

ristisch für die unter der Sigle *†* veröffentlichten Korrespondenzen sind.

Bei der Nutzung individuell erscheinender Merkmale als Schlüssel zur Autorschaftsfrage der *Unechten Korrespondenzen* müssen allerdings auch die redaktionellen Bedingungen, unter denen Auslandskorrespondenzen verfaßt werden, berücksichtigt werden. Schließlich muß man bei journalistischen Texten in der Regel eine kollektive Autorschaft annehmen. Journalistische Texte – und dies gilt ganz besonders für Auslandskorrespondenzen – sind nicht nur das Produkt des Autors, sondern auch des bearbeitenden Redakteurs. Beide hinterlassen ihre linguistischen Spuren, mit dem möglichen Ergebnis, daß das Endprodukt in sich stilistisch nicht homogen ist und die persönlichen Stilmerkmale mehrerer Schreiber in sich vereint. Nicht immer sind redaktionelle Bearbeitungen als *Anmerkungen der Redaktion* gekennzeichnet. Nicht markierte Streichungen, Ergänzungen, Ersetzungen, Umformungen und Umstellungen lassen sich im veröffentlichen Text letztlich nicht mehr erkennen. Die Auswirkungen redaktioneller Bearbeitungen könnten die Aufteilung der *Unechten Korrespondenzen* in verschiedene in sich homogene Textgruppen also erschweren.

Doch trotz der Auswirkungen redaktioneller Bearbeitungen auf journalistische Texte ist es auf der Grundlage dominanter sprachlicher Kriterien möglich, Aussagen in Autorschaftsfragen zu treffen. Schließlich erkennen Leser die Texte *ihres* Korrespondenten, identifizieren Journalisten, zu Fontanes Zeit wie heute, das Werk ihrer Kollegen anhand sprachlicher Merkmale.[37] Und wenn wie bei den *Unechten Korrespondenzen* signifikante Unterschiede nicht zu übersehen sind und es sich bei den sprachlichen Abweichungen nicht um Einzelphänomene handelt, sondern wiederkehrende Muster zu erkennen sind, muß wohl stark bezweifelt werden, daß die fraglichen Texte aus derselben Feder stammen. Was die beiden ersten Texte zum Yelverton-Prozeß im besonderen und die übrigen *†*-Korrespondenzen im allgemeinen betrifft, besteht aufgrund innertextlicher wie außertextlicher Indizien wohl kein Zweifel daran, daß es Theodor Fontane war, der die Feder geführt hat. Dagegen sprechen die Ergebnisse der linguistischen Textanalyse dafür, daß der dritte Text zum Yelverton-Prozeß und wahrscheinlich auch viele andere der späteren, unter der Sigle p* veröffentlichten Korrespondenzen Arbeiten eines anderen oder sogar mehrerer anderer Autoren sind. Auch wenn Theodor Fontane in der Zeit von 1860 bis 1870 bei der *Kreuzzeitung* für die englischen Artikel redaktionell verantwortlich war, kann er vermutlich dennoch nicht für alle in dieser Zeit erschienenen und in die Edition aufgenommenen Korrespondenzen aus London als sprachlicher Urheber verantwortlich gemacht werden.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane: *Unechte Korrespondenzen.* Hrsg. v. Heide Streiter-Buscher. – Berlin, New York 1996 (Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft; Bd. I), S. 55/56, Anm. 131. Verweise auf diese Edition erfolgen durch Seitenangaben im laufenden Text.

2 Heide Streiter-Buscher: *Gebundener Journalismus oder freies Dichterleben? Erwiderung auf ein Mißverständnis.* – In: *Fontane Blätter* 64 (1997), S. 237.

3 Vgl. Rudolf Muhs: *Unechte Korrespondenzen, aber alles echter Fontane? Zur Edition von Heide Streiter-Buscher.* – In: *Fontane Blätter* 64 (1997), S. 200–220.

4 Ebd., S. 204 u. 205.

5 Theo Bungarten: *Anonymität und Urheberschaft. Kommunikationswissenschaftliche, linguistische und informationstheoretische Modellierung möglicher Urheberschaften von anonymen Textdokumenten.* – In: Hannes Kniffka (Hrsg.): *Recent Developments in Forensic Linguistics.* Frankfurt am Main 1996, S. 201.

6 Klaus Brinker: *Linguistische Textanalyse und forensischer Textvergleich.* – In: *Symposium: Forensischer linguistischer Textvergleich.* Hrsg. v. Bundeskriminalamt. Wiesbaden 1989, S. 16.

7 Klaus Brinker: *Linguistische Textanalyse: eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden.* – 4. Aufl. Berlin 1997 (Grundlagen der Germanistik; 29).

8 Klaus Brinker: *Textanalytische Voraussetzungen forensisch-linguistischer Gutachten.* – In: Hannes Kniffka (Hrsg.): Texte zu Theorie und Praxis forensischer Linguistik. Tübingen 1990 (Linguistische Arbeiten; 249), S. 116.

9 Die Untersuchung beschränkt sich auf die mit *London* überschriebenen Texte. Die zum Vergleich herangezogenen Beispiele stammen ausschließlich aus dieser Textgruppe.

10 Streiter-Buscher, wie Anm. 2, S. 239.

11 Bernd Spillner: *Der Linguist als Gutachter bei Gericht.* – In: *Kriminalistik* 40 (1990), H. 8–9, S. 478.

12 Vgl. Muhs, wie Anm. 3, S. 210.

13 Dafür, daß Fontane der Autor zumindest des zweiten Textes ist, spricht eine Bemerkung Emilie Fontanes im *Ehebriefwechsel*, auf die Frau Professor Charlotte Jolles die Verfasserin aufmerksam gemacht hat. Emilie schreibt am 27. Juli 1862, wenige Tage nach dem Erscheinen der zweiten Korrespondenz zum Yelverton-Prozeß (GBA *Ehebriefwechsel*, Bd. 2, 1998, S. 243): »Dein Bericht über Mrs. Yelverston hat mich wieder sehr interessirt.« Daß sich Fontane für das Thema der englischen Ehegesetzgebung interessiert hat, zeigt auch eine Stelle im *Stechlin* (HFA, 1/5, S. 196): »›Ja, diese verdammten Kerle‹, fuhr von Kraatz fort, ›diese Lehrer! […] Es kann einer noch so dumm sein, aber von Gretna Green hat er doch mal gehört oder gelesen. Und da wollten sie denn auch beide hin. Und sind auch. Aber ich glaube, der Gretna Greensche darf nicht mehr trauen.‹«

14 Z.B. am 25. Februar 1861, 13. Januar 1862, 27. Januar 1862, 1. März 1862, 8. März 1862, 15. Juli 1862, 26. September 1862, 11. Oktober 1862.

15 Z.B. Korrespondenz vom 1. Juni 1869.

16 Z.B. Korrespondenz vom 16. Mai 1864, letzter Absatz.

17 Vgl. S. 185: »Vor einigen Tagen machte es Aufsehen […].«; S. 186: »Ein fieberhaftes Interesse wecken hier […].«; S. 187: »Nur eines behauptet sich neben dem Seeschlachtsfieber, das alte Interesse an der *Weihnachts-Pantomime*«.

18 Vgl. S. 191: »In der Times […]«; S. 191: »Die letzte Nummer der Times bringt noch zwei andere Briefe ›to the editor‹, die meine Aufmerksamkeit erregt haben. Der eine […]«; S. 192: »Noch auffallender war mir ein aus Pisa datierter Brief […]«.

19 Ganz ähnlich wird auch in der Korrespondenz vom 20. Juli 1861 formuliert, z. B. S. 146: »Betrachtungen wie diese sind durch die Interpellationen in mir angeregt worden, die nun bereits mehrfach im Oberhause hinsichtlich der ›*William-Turner-Galerie*‹ gestellt worden sind.«

20 Vgl. S. 113, S. 143, S. 146, S. 224, S. 265, S. 266, S. 299, S. 304.

21 Kohärenzstiftende, das Verständnis erleichternde Formeln, die längere narrative Passagen oder Zitate ein- und ausleiten, begegnen auch in anderen *†*-Korrespondenzen, z.B. S. 81/82: »Ich gebe ein paar solcher Stellen. Der Serbe sagt: […] So weit unser serbischer Student.«, S. 188: »Um ihnen einen Begriff davon zu geben, in welcher Weise man operiert, laß ich hier einige Hauptaussagen der Belastungszeugen folgen.«, S. 189: »So steht der Prozeß«, S. 221: »So der Germanicus.«, S. 228: »So die Geschichte.«, S. 257/8: »Ich lasse zunächst die Anklagepunkte folgen, die Scott Russell ganz bestimmt präzisiert in einem Briefe an die Times gegen den Marineminister erhoben hat. Diese Punkte lauten: […] So weit Scott Russell.«

22 Vgl. Brinker, wie Anm. 7, S. 93: »Der Terminus ›Textfunktion‹ bezeichnet die im Text mit bestimmten, konventionell geltenden, d. h. in der Kommunikationsgemeinschaft verbindlich festgelegten Mitteln ausgedrückte Kommunikationsabsicht des Emittenten.« Brinker unterscheidet fünf Textfunktionen: Informationsfunktion, Appellfunktion, Obligationsfunktion, Kontaktfunktion und Deklarationsfunktion.

23 Brinker, wie Anm. 7, S. 107.

24 Weitere Beispiele: »mit Recht« und Variationen: S. 73, S. 79, S. 86, S. 127, S. 163, S. 191, S. 197, S. 220, S. 227, S. 241, S. 290; »Gut«: S. 80; »Wohl möglich«: S. 125; »Das ist unangemessen«: S. 135; »Das war unklug«: S. 138; »Gewiß nicht«: S. 150; »Mag sein«: S. 153; »nicht ohne Grund«: S. 199; »Und das ist wahr«: S. 226.

25 Z.B. S. 73: »Erlöschende Flammen flackern noch einmal auf.«, S. 80: »aber die beste Armee kann geschlagen werden und sie wird, nach dem berühmten Aus-

spruche Napoleons, immer geschlagen werden, wo zwei Bataillone gegen eines stehen.«, S. 107: »Wo Herrschsucht und Schwäche Hand in Hand gehen, kann die Falschheit nicht ausbleiben.«, S. 109: »es rechnet sich immer besser mit bestimmten als mit unbestimmten Größen.«, S. 120: »›Wer in einem Glashause wohnt, soll nicht mit Steinen werfen‹, sagt das englische Sprüchwort, das Lord John Russell vergessen zu haben schien […].«, S. 145: »Es ist ein alter Satz, daß England das Land der Gegensätze sei.«, S. 204: »Der englische common sense hat doch auch seine schwachen Stunden, und selbst die Parlamentsluft schützt nicht gegen solche Anfälle von Schwäche.«

26 Wolfgang Paulsen: Rezension von Theodor Fontane: *Unechte Korrespondenzen.* Hrsg. v. Heide Streiter-Buscher. Berlin, New York 1996. – In: *Wirkendes Wort* 47 (1997), H. 2, S. 335: »Worauf man in diesen Texten in rein stilistischer Hinsicht immer wieder stößt und was man in seinen epischen Werken so gut wie nie trifft, ist das ständige Auslassen von Hilfsverben oder gar Hauptverben.«

27 Im einzelnen sind dies die folgenden Fälle: S. 85/86: »Daß übrigens das Macdonald-Fieber oder die furia inglese, die hier getobt, wieder einem ruhigeren Pulsschlag Platz gemacht hat, hat neben den neuen politischen Konstellationen […] auch in der einmütigen Haltung der *deutschen* Presse seinen Grund.«; S. 90: »Der Brief an die Times, in dem Lord Robert diese Ansichten ausgesprochen, hat hier […] begreiflicherweise ein ungeheures Aufsehen gemacht […].«; S. 94: »In den vier Jahren, die seitdem vergangen, sind die Republikaner […] unablässig tätig gewesen, ihrem Prinzip der Anti-Sklaverei Terrain zu erobern […].«; S. 105: »Wohl möglich, daß bei der Wahl, die All Souls College getroffen, mehr Rücksicht auf die Vetterschaft als auch das alte Statut den Ausschlag gegeben hat […].«; S. 125: »Viele sind allen Ernstes der Ansicht, das ›merry old England‹ hänge mit diesen Dingen zusammen, und meinen, das leichte Blut sei schwer und cholerisch geworden, seit der Port den Claret abgelöst.«; S. 126: »›Die Ansichten, die mein ehrenwerter Freund von gegenüber geäußert, mahnen mich an einen oft gehörten Ausspruch meines Vaters […].‹«; S. 159: »aber der Gesamt-Lokalität, zumal dem Garten, der nur den schönen Baum eingebüßt, hatte man doch nach Möglichkeit das alte Kleid zu erhalten gewußt«; S. 206: »die Zuversicht auf bessere Tage […] festigt sie alsbald auf dem Wege, den sie in Reue selbst gewählt«; S. 304: »Mal sind es die Armenschulen, […]; mal die Greenwich-Pensionäre, die hungern müssen, nachdem sie Englands siegreiche Schlachten geschlagen«.

28 Vgl. Erich Wenger: *Theodor Fontane. Sprache und Stil in seinen modernen Romanen.* – Greifswald 1913, S. 65.

29 Vgl. Hermann Paul: *Deutsche Grammatik.* – Bd. III, Teil IV, Halle 1919, S. 84: »Doch wie nach dem Verb. finitum noch ein Satzglied angefügt werden

kann, so auch nach dem Inf. oder Part., und dies geschah früher viel öfter. Die Nachstellung wird namentlich da angewendet, wo das betreffende Glied durch beigefügte Bestimmungen stark erweitert ist.«

30 Vgl. Peter von Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* – Bd. III, Berlin, New York 1999, S. 357 (De-Gruyter-Studienbuch): »Ein vom 17. bis 19. Jh. besonders beliebtes Mittel des bildungsbürgerlichen Satzbaustils ist die strenge Einhaltung der Satzklammer auch in längeren Sätzen [...]. Die Möglichkeit der Ausklammerung hat es aber immer gegeben und ist auch in der wissenschaftlichen und belletristischen Literatur und in Briefen auch früher genutzt worden [...].«

31 Vgl. Karl-Ernst Sommerfeldt/Günter Starke: *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.* – 3. Aufl. Tübingen 1998, S. 251: »Die Anzahl der Ausrahmungen und der Nachträge ist in den einzelnen Funktionalstilen und im Funktionalstil der Belletristik bei verschiedenen Schriftstellern unterschiedlich. Offensichtlich steht das im Zusammenhang mit der jeweils behandelten Thematik, aber auch mit den sprachlichen Besonderheiten einiger Schriftsteller in einzelnen Schaffensperioden.«

32 Dies hat eine elektronische Recherche im Theodor-Fontane-Archiv ergeben.

33 Vgl. S. 327: »gemißtraut«.

34 Vgl. S. 996: »auf eine Anzahl Fässer mit Beschlag gelegt«.

35 Z. B. *Der Stechlin* (HFA, 1/5), S. 227: »Und wenn nicht der, so Doktor Pusch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, – noch alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her.«; S. 233: »Czako, trotzdem er sich getroffen fühlte, nickte.«; *Effi Briest* (HFA, 1/4 S. 19: »Denn mit Briest ließ sich leben, trotzdem er ein wenig prosaisch war und dann und wann einen kleinen frivolen Zug hatte.«

36 Heide Streiter-Buscher, wie Anm. 2, S. 224.

37 Vor dem Hintergrund der Autorschaftsdiskussion um die *Unechten Korrespondenzen* ist es nicht ohne Ironie, wenn es in einer der Korrespondenzen um die Identifizierbarkeit von Korrespondentenberichten aufgrund sprachlicher Merkmale geht. Im Hinblick auf den römischen Korrespondenten der *Times* und der *Pall Mall Gazette* kommt der *Kreuzzeitungskorrespondent* zu dem Schluß: »dem leicht kennbaren Stil zufolge hat kein Personenwechsel stattgefunden«. (S. 989)

Trauerarbeit. Zum literaturgeschichtlichen Ort von Theodor Fontanes Lyrik

Rolf Selbmann

Auch nach dem Ende der Jubiläumsveranstaltungen zum 100. Todestag fehlt eine Standortbestimmung der Lyrik Theodor Fontanes, die den Ansprüchen der neueren Forschung genügt. Noch immer wird Fontanes Lyrik von der Literaturwissenschaft ein geringer Stellenwert zugemessen; auffällig ist das im Vergleich mit den Romanen kaum vorhandene Interesse der Forschung. Andererseits bezeugen sowohl Fontanes autobiographische Schriften als auch alle biographischen Studien,[1] welch grundlegende Bedeutung das lyrische Sprechen für Fontane hatte. Glaubt man der Autobiographie *Meine Kinderjahre*, so war Fontanes früheste poetische Äußerung ein Gelegenheitsgedicht, eine »Reimerei«, die der Hauslehrer Dr. Lau, vom alten Fontane nachträglich zum »Realisten« ernannt, sogar für »gut« befunden hatte:

Lieber Vater,
Du bist kein Kater.
Du bist ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;[2]

Bis zu seinem Lebensende, die 5. Auflage der *Gedichte* 1898 zeugt davon, hat Fontane seine Lyrik gepflegt. Für sich selbst hat er beibehalten, was der weinende und betrunkene Wilibald Schmidt am Ende des Romans *Frau Jenny Treibel* als sein Lebensdefizit erkennt: »Alle echte Lyrik hat was Geheimnisvolles. Ich hätte doch am Ende dabei bleiben sollen …«.[3] Fast immer, wenn es um Fragen seines dichterischen Selbstverständnisses ging, hat sich Fontane in Gedichtform geäußert[4] und sich ausdrücklich als Lyriker bekannt. Während es für den Romancier Fontane schwierig war, sich unter den Marktbedingungen seiner Epoche vom bloßen Unterhaltungsschriftsteller abzugrenzen,[5] konnte sich seine Selbstdefinition als Dichter frei entfalten, sobald er sich des lyrischen Sprechens bediente. Das Gedicht *Der echte Dich-*

ter ist hierfür ein ironisches,[6] die bekannteren *Lebenswege* sind ein ernsthaft gemeintes Beispiel.[7]

Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, Fontanes Gedichten einen höheren Rang innerhalb des Gesamtwerks und innerhalb der zeitgenössischen Lyrikproduktion zuzumessen. Dem Vorwurf, das lyrische Werk umfasse tausend Seiten mit recht »vielen schlechten Gedichten« darunter,[8] hat man vor allem die Altersgedichte entgegengehalten, in denen der Lyriker Fontane sowohl das literarische als auch das intellektuelle Niveau seiner großen Romane erreicht habe.[9] Karl Richter hat in einer Reihe von Untersuchungen eine Wiederentdeckung und Neubewertung dieser späten Gedichte Fontanes »parallel zum Durchbruch im Roman« gefordert;[10] durch seinen neuen unpathetischen Tonfall rücke der Lyriker Fontane in die Nähe von Tucholsky, Kästner und Brecht.[11] In Fontanes späten Balladen, namentlich in *John Maynard*, vermeint Richter sogar eine Entwicklung hin zur Anerkennung der »modernen demokratischen Gesellschaft« auszumachen.[12]

1. Widerstand gegen die Wirklichkeit: Fontanes realistische Lyrik

Diese nur selektive Ehrenrettung einiger Fontane-Gedichte bedarf dringend der systematischen Unterfütterung und der literaturgeschichtlichen Fundierung. Offen ist vor allem noch die Frage nach Fontanes Beitrag zur Lyrik des Realismus. Seit Erich Auerbachs Realismusbuch *Mimesis* geistert ja die einfache Widerspiegelungsvorstellung durch den Raum, die deutsche Literatur habe sich von der Lebenswirklichkeit abgekoppelt und sich ins Altfränkische einer butzenscheibenbeleuchteten Innnerlichkeit zurückgezogen;[13] literarischer Realismus sei die »ernste Darstellung der zeitgenössischen alltäglichen Wirklichkeit auf dem Grunde der ständigen geschichtlichen Bewegung«.[14] Die Gegenwendung, im Realismus sei den Schriftstellern gerade die Wahrnehmung der Wirklichkeit zweifelhaft geworden, deshalb komme es zu einer Subjektivierung des Erzählens und der Erzählstrukturen,[15] war wie Auerbachs Provokation ursprünglich nur für die Erzählkunst der Epoche formuliert worden. Doch der Ansatz trägt für die Lyrik noch mehr. Dass jedes literarische Werk seinen Gegenstand außer sich hat, führt zu dem umgangssprachlich geprägten Missverständnis, ein hohes Maß solcher Übereinstimmung als realistisch zu bezeichnen.[16] Das Eindringen der lebenspraktischen Realitäten in die Texte sagt aber nichts über den Realismus-Grad dieser Texte aus. Nicht dass Fontane mit seiner bekannten Ballade *Die Brück' am Tay* ein zeitgenössisches Eisenbahnunglück zum literarischen Gegenstand erhoben hat, macht das Gedicht schon realistisch. Entscheidend ist vielmehr,

in welcher Reflexionsform sich der Text damit auseinandersetzt.

Der Realismus und mit ihm Fontane leistet vielmehr Widerstand gegen eine Erfahrung von Realität, in der die vertrauten Ordnungsraster nicht mehr gelten und die gewohnten Erklärungsmuster obsolet werden. Hier soll noch einmal die Kunst eine Antwort auf das Auseinandergebrochensein liefern. Die Dokumentation dieses Bemühens, die Umwege und vielfältigen Bewältigungsstrategien liefern die Texte mit ihren Denkfiguren des Widerstands, der Abschottung, der Ausgrenzung oder der Ausblendung. Realistische Literatur beschäftigt sich mit einer Wirklichkeit, der sie den Zugriff auf sich verweigert, indem sie Mechanismen zur Kompensation der Verlusterfahrung entwickelt. Sie *simuliert* Realität innerhalb der Literatur. Wir lesen in ihr nach, was nicht mehr ist, wovon die Texte aber behaupten, es sei immer (noch) vorhanden. Realismus wäre dann eher ein literaturgeschichtlicher Fremdheits- als ein Vertrautheitsbegriff, an dem wir nach den Signalen von solchen Bruchstellen zwischen Kunstwelt und Lebenswirklichkeit suchen müssen; erst in ihnen wäre der genaue literaturgeschichtliche Standort festzumachen.[17]

Fontanes gesamte Werkbiographie kann unter dieser Perspektive gelesen werden. Sein programmatischer Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* von 1853 ruft den Begriff des Realismus so verkrampft aus, dass man in jeder Zeile die Bedrohtheit spürt. Seine Forderung steht in einem Beschreibungsmodus, der mit Penetranz Offensichtlichkeit (»augenscheinlich« u. ä.) im Munde führt, die zwingende Notwendigkeit (»notwendig«, »müssen«) behauptet oder die Willentlichkeit (»er will das Wahre«) betont.[18] Der Begriff der »Verklärung« wird im negativen Kontext einer Abdrängungsgeste genannt.[19] Fontane und mit ihm der gesamte Realismus polemisiert heftiger gegen die Wirklichkeit, wenn sie ungeschminkt in den Texten aufscheint, als gegen die Romantik. Diese Trotzhaltung ist Fontanes literarischem Werk so immanent, dass er selbst und seine Interpreten sie gar nicht mehr als solche wahrnehmen. Doch erst dadurch erklärt sich Fontanes lebenslanges Klagelied, als Dichter nicht genügend geschätzt zu sein und nicht die gesellschaftliche Anerkennung zu finden, die ihm (und überhaupt der Literatur) zustünde. Für das Geschäft der literaturgeschichtlich urteilenden Interpretation ergibt sich deshalb die methodische Konsequenz, dass man Fontanes Selbsteinschätzungen dieser Art nicht blindlings trauen darf, sondern sie als Surrogat realistischer Bewältigungsstategien lesen muss. Viele seiner Empfindlichkeiten lassen sich dann als Ausdruck des Epochenbewusstseins und nicht länger als bloß persönliche Animositäten verstehen: Wie beleidigt war Fontane, als der befreundete Maler Menzel auf das so sinnig gemeinte Geburtstagsgedicht *Auf der Treppe von Sanssouci*[20] nicht sofort und begeistert ant-

wortete.[21] Diese und ähnliche Reaktionen darf man keinesfalls als private Empfindlichkeiten abtun, erst recht dann nicht, wenn sie im Gedicht selbst enthalten sind. Dort werden sie dann gern und missverständlich als eine Form von Fontanes »Humor« gewertet. Es ist aber keiner in dem Sinne, wie ihn die Realismusforschung herausgearbeitet hat.[22] Vielmehr zeigen sich in diesen Verkrampfungen überanstrengte Bemühungen, Verlusterfahrungen zu kompensieren und Auseinandergefallenes doch noch zusammenzuzwingen.

Sechs prominente Beispiele seien hier stellvertretend genannt. In dem Gedicht *Fritz Katzfuß*, in dem der verträumte und lebensuntüchtige »Kramladenlehrling« in Goethes Lyrik einen »Streifen Schlagwurstpelle« als Lesezeichen einlegt, darf man nicht nur die identifikatorische Geste Fontanes sehen und es in Fortschreibung der bisherigen Interpretationen als einfache Selbstaussage nehmen.[23] Der humorige Tonfall übertüncht nur die gekünstelte Stilisierung des Gegensatzes von Poesie und Alltagsleben zur angeblich ewigen Unlösbarkeit. Das selbstgerechte Selbstgespräch des Unverstandenen (»Arme Kreaturen, / Ihr glaubt mich dumm, *ich* bin der Überlegne«), der hohe Tonfall der fünfhebigen Jamben und das Pathos der Formulierungen (»Ich weiß dein Schicksal nicht«; »Ein Band von Goethe / Blieb mir bis heut mein bestes Wehr und Waffen«) sind zweifellos bierernst gemeint. Sie zeugen von einer verbiesterten, beinahe masochistischen Abwehr, das Phantasiereich der Poesie von allen ökonomischen Zugriffen frei zu halten.

Auch das Gedicht *Arm und reich* liefert nicht nur, wie Karl Richter gezeigt hat,[24] eine Ausfaltung der schönen Pointe:

Mein Intresse für Gold und derlei Stoff
Beginnt erst beim Fürsten Demidoff, [...]
So reich sein, *das* könnte mich verlocken -
Sonst bin ich für Brot in die Suppe brocken.[25]

Das ins Sarkastische übertriebene Plädoyer fürs »Armsein« wirkt unglaubwürdig und widerspricht den zahllosen Briefäußerungen Fontanes, für den Geld bzw. dessen Mangel immer eine große Rolle gespielt hat. Das vom Gedichttitel vorgegebene Spannungsverhältnis verlangt eine Auflösung, die nicht ehrlich gemeint ist, dafür jedoch auf eine pointöse Wirkung hin konzipiert ist.

Auch das berühmte Gedicht *Als ich 75 wurde* mit der Schlusswendung »kommen Sie, Cohn«[26] illustriert ja nicht nur die Frage nach Fontanes Philo- oder Antisemitismus.[27] Die Abwendung Fontanes vom alten märkischen Adel hin zum eigentlichen Lesepublikum zieht die späte Konsequenz aus einer bisher völlig falschen Wahrnehmung Fontanes, was seine tatsächlichen Leser betrifft; es sind denn »doch sehr sehr andre Namen«[28] als die erhofften. So mag die Schlusswendung humorig klingen, sie bleibt aber das Einge-

ständnis einer fast lebenslänglichen Fehleinschätzung, dass Fontane sein wirkliches Publikum gleichsam nebenher und aus Versehen gefunden hat.

Neben solchen Erfahrungen des Scheiterns, das sich in unwahrscheinlichen, übertriebenen, verkrampften, unechten oder zwanghaft lustigen Lösungen äußert, gibt es für Fontane (und den Realismus) aber auch die Möglichkeit, sich eine nicht existente Wirklichkeit zurechtzuschreiben. Eine Vielzahl der Balladen lassen sich als solche Umschreibungen der prosaisch, industriell oder unversöhnlich gewordenen Welt in den Ausgleich, die Utopie oder eine ganzheitliche Ordnung lesen. In *Archibald Douglas* gelingt bekanntlich die Aussöhnung zwischen Graf Douglas und König Jakob und damit die Kittung eines eigentlich nicht heilbaren Zerwürfnisses. Das allein wäre schon viel. Aber im letzten Vers wollen die ehemaligen Rivalen den Konflikt auslöschen, indem sie die Zeit zurückdrehen, als sei gar nichts geschehen:

Da wollen wir fischen und jagen froh
Als wie in alter Zeit.[29]

Der geschichtlichen Überlieferung *und* Fontanes literarischer Quelle, nämlich Walter Scott, war hingegen zu entnehmen gewesen, dass diese Aussöhnung *eben nicht* stattfand. Nicht zufällig betont Fontane daher in einem Brief, ausgerechnet aus der Lebenswirklichkeit der Weltstadt London, den Widerspruch seines Gedichts gegen eine wirkliche Welt:

»Du magst mir glauben, daß ich hier sehr tief empfinde, wie wenig an einer Ballade gelegen ist, und daß die Welt, die so viel andres hat, sämtliche Fontanesche Balladen entbehren kann.«[30]

Am Ende seiner Birnbaum-Ballade *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland*[31] gelingt Fontane, wie ich anderweitig ausgeführt habe,[32] ein sozialutopischer und mythosverdächtiger Generationenvertrag mit Ewigkeitsdauer, aber jenseits jeder gärtnerischen und sozialen Wahrscheinlichkeit. Am Ende »spendet Segen noch immer die Hand« usw. Realgeschichte ist ausgehebelt, es regiert die poetische Gerechtigkeit.

Auch die schon genannte Eisenbahnkatastrophe aus der Ballade *Die Brück' am Tay* wird in ein übergreifendes Ordnungskonzept naturmagischer Gewalten eingebunden,– auch wenn das heutigen Interpreten, die einen der modernen Lebenswelt aufgeschlossenen Fontane sehen möchten, nicht ganz geheuer ist. Die zur Zeit der Entstehung der Ballade noch nicht eindeutig festgestellte Unfallursache bleibt für das Balladengeschehen völlig ohne Belang. Viel entscheidender ist das Sichtbarwerden einer Wirklichkeit jenseits der technisch-industriellen Welt, die nach ritualisierten, urtümlichen Mustern funktioniert, seien es nun vorweltliche Hexen oder aus Shakespeares Literaturkosmos geborgte: »Wann treffen wir drei *wieder* zusamm?«[33] Auch

die Wiederholbarkeit eines solchen Ereignisses kann ein verlässliches Ordnungsmuster sein.

2. Falsche und echte Gräber

Ist Fontanes Lyrik nicht mehr als nur eine zwanghafte, verkrampfte, ja gewalttätige Wirklichkeitsbewältigungsstrategie? Bei Fontane gibt es auch Perspektivpunkte, von denen aus man literaturgeschichtlich über die zwanghaften Einbindungskonzepte des Realismus hinausblickt. Zwei thematisch sehr ähnliche Gedichte vermögen dies zu demonstrieren. Im einen Fall kommt eine konventionelle, gewollt und gepresst wirkende und damit die Epochenerwartungen erfüllende Lösung heraus, auf die Fontane nicht wenig stolz war. Er verbuchte die poetische Willensleistung gegen einen Stoff, der ihm »immer widerstanden« hatte. Im anderen Fall entsteht ein wie beiläufig aus dem Stimmungsaugenblick hingeschriebenes Gedicht, das literaturgeschichtlich vorausweist.

Otto von Bismarck, für Fontane bekanntlich zeitlebens eine wichtige Identifikations- wie Reibungsfigur,[34] starb am 30. Juli 1898. In die anschließende Diskussion, ob Bismarck in der Fürstengruft des Berliner Doms oder im Park von Friedrichsruh beigesetzt werden sollte, mischte sich auch Fontane mit einem Gedicht ein, das schon am 3. August in der *Vossischen Zeitung* erschien:

Wo Bismarck liegen soll
Nicht in Dom oder Fürstengruft
Er ruh in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
»Ein Sachse war er, drum ist er *mein*,
Im *Sachsenwald* soll er begraben sein.«

Der Leib zerfällt, der *Stein* zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Epheu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,

So gebietet einer: »Lärmt nicht so; -
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.«[35]

Unser Augenmerk richtet sich weniger auf die dritte Lösung der Begräbnisfrage, die Fontane vorschlägt, ob es sehr originell ist, den gesamten Sachsenwald als eine Art lebendes Denkmal für Bismarck zu betrachten. Für Künstlerdenkmäler gilt es ja bekanntlich als topisch, das Werk sei das eigentliche Denkmal und werde ein solches aus Bronze oder Stein überdauern.[36] Die Übertragung auf Bismarck ist deshalb doppelt schief geraten, weil seine politischen Verdienste in einem Naturdenkmal nicht erfasst und aufbewahrt werden können. So enthält dieses Denkmal auch nur einen sehr undeutlichen Verweisungscharakter: »tief, tief im Walde« und »irgendwo«. »Fremde«, als seien es schon Touristen, »jauchzen froh«, ohne historisches Vorwissen und in ausgelassener Ausflugsstimmung, so dass sie erst (gebieterisch!) aufgeklärt werden müssen, wer hier eigentlich liegt. Zu diesem Zweck ruft das Gedicht ein mythisches Germanentum auf, das in vorzivilisatorischer Kraftmeierei und in Anlehnung an die legendenverbrämte Auferstehung schlafender Kaiser ein pathosgeladenes Geschichtsbild aktiviert. Bismarck ist mehr als das, er ist auch ein zweiter, gesteigerter Arminius: In Überbietung des 1875 eingeweihten Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald wird jetzt der ganze Sachsenwald zum Bismarckdenkmal, einem quasisakralen Ausflugsziel für die weitere Zukunft.

Der hohe Ton des Huldigungsgedichts klingt so gequält wie das Metrum holpert und in die unfreiwillige Komik der beiden letzten Verse mündet. Überhaupt stehen alle Reime hart an der Grenze des Schüttelreims, besonders da, wo sie markig wirken wollen, etwa am Anfang und am Ende der zweiten Strophe. Aussagebeschwerungen müssen durch Hervorhebungen im Druck bewerkstelligt werden, weil sie aus dem Gedichtduktus nicht von allein hervorgehen. Der Tonfall ist überall kernig, die Wortwahl markig und vor allem tiefgründig, wie überhaupt »tief« das zentrale, wiederholte Wort ist. Fontanes Entwurf war sogar noch aussagekräftiger, weil er das Gezwungene und die Einbindungsbemühungen noch schärfer konturiert hatte. Das urwaldartige Einspinnen durch Epheu in der zweiten Strophe hatte dort schon in der ersten Strophe sein Gegenstück: »Die Sachsenwaldseichen spinnen ihn ein«.[37] Zeit- und Ortserweiterungen der Bismarck-Erinnerung hatte der Entwurf sogar noch stärker betont, wenn er statt des ersten Verses der zweiten Strophe formulierte: »Dreitausend Jahre eine neue Welt« und das ewige Grün des Sachsenwalds betonte: »Er grünet, er rauscht immerdar«. Man würde das Gedicht aber falsch verstehen, wenn man es schon als eine Art Parodie auf den Bismarck-Kult lesen oder gar eine implizite Kritik am mo-

numentalen Denken des Wilhelminismus heraushören würde. Das Gedicht erschafft vielmehr Sinndeutung für die Jahrhunderte, indem es menschliches Leben, Geschichte und Natur über die Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft zusammenführt. So entsteht eine gepresst wirkende Huldigung, die sich im Raunen des »irgendwo« verliert.

Fontane war freilich stolz auf diese Verse. Noch mehr waren es die Seinen, so dass sein Sohn Friedrich nach Fontanes Tod dieses Gedicht als einziges zusätzlich in die Ausgabe der *Gedichte* aufnahm. Fontane selbst begründete seinen Stolz mit der Entstehungsgeschichte des Gedichts; in ihr sah er alle Bedingungen eines geglückten dichterischen Schaffensprozesses erfüllt. Dabei hatte Fontane zunächst den Auftrag für ein Gedicht zu Bismarcks Tod abgelehnt:

»Leider impossibile! Ich bin jetzt alt und klapprig. Aber wenn ich auch noch in meiner Sünden Maienblüte stünde, es ginge doch nicht. Wo Tausende Blech sprechen, auch meinerseits noch auf einer Kindertrompete zu blasen, das hat mir immer widerstanden. Ich könnte eher ein Gedicht auf den Scharfrichter Krauts – von dem ich zufällig in der Vossin gelesen – machen als auf Bismarck. Krauts, das wäre doch wenigstens verrückt, Bismarck ist bloß langweilig, also das denkbar Schlimmste. Da muß viel Wasser die Spree runter, eh Bismarck wieder ein Stoff geworden ist. Dann freilich ein gehöriger.«[38]

Die erste instinktive Reaktion artikuliert noch einen inneren Widerstand gegen den von außen vorgegebenen Zeitpunkt und Gegenstand statt des nötigen »zufälligen« Anstoßes. Doch schon zwei Tage später stand das Gedicht in der *Vossischen Zeitung,* so dass Fontane die nicht durchgehaltene Verweigerung am nächsten Tag brieflich rechtfertigte:

»Ich muß mich wegen des kleinen Gedichts, das gestern abend in der Vossin stand, bei Ihnen entschuldigen. Als ich Ihnen schrieb, erschien mir ›was Bismarckliches‹ in einem komischen Lichte, nicht für 10 000 Lstr. [Pfund Sterling] hätte ich mich verpflichtet, 10 Zeilen über den großen Alten zu schreiben, es stand mir einfach als Unmöglichkeit vor der Seele. Gestern früh, als ich meinen Tee eben intus hatte, kam mir eins die erste Zeile, noch ganz ohne Plan und ohne Zusammenhang mit etwas Folgendem, dann stellte sich der Reim von Luft auf Gruft ein und der aufsteigende Sachsenwald und die *Schlusszeile.* Bis dahin war alles Spielerei, nun erst war die Lust da, und ich schrieb die Zeilen in wenigen Minuten nieder. Alles aus den Wolken gefallen, ein Geschenk, auf das ich vorher nicht rechnen konnte.«[39]

In seiner Entschuldigung formuliert Fontane noch trefflicher die erzwungen wirkende Ausgangssituation, die das Ansinnen als »das denkbar Schlimmste« und als »Unmöglichkeit« erscheinen läßt. Dann aber springt,

ganz Erlebnislyrik und Gelegenheitsgedicht, die Poesiemaschine an, als dichte sie wie von selbst und in großer Geschwindigkeit innerhalb von »wenigen Minuten«. »Es« dichtet aber nicht wie im ungenannt bleibenden großen Vorbild wirklich von selbst, sondern erst, nachdem »Plan« und »Zusammenhang« gefunden sind und der Reimzwang ein Ordnungsprinzip vorgibt. Der erste Einfall, der erste Vers, ist kennzeichnenderweise eine Abwehr, zu der das Gedicht antritt. Erst wenn die neue Sinnvorgabe der (nicht zufällig hervorgehobenen) »Schlußzeile« erreicht ist, wenn der Dichter also weiß, worauf er hinauswill, wird aus der »Spielerei« »Lust«, erst dann gerät das Dichten ins richtige Fahrwasser der erwarteten Erlebnislyrik, so dass es Fontane so vorkommen kann, als sei das Gedicht »aus den Wolken gefallen«. Aus der aufgezwungenen Situation ist durch einen Willensakt ein Gedicht geworden, das seine Genese als Erlebnislyrik imitiert, in Wahrheit aber die Frucht eines überwundenen Widerstandes war. Dieser Befund lässt sich über den Einzelfall hinaus innerhalb der Epoche absichern, etwa mit dem Blick auf Gottfried Keller, der bei der zäh vorangehenden Zusammenstellung seiner letzten Gedichtausgabe von 1883 nicht wenig über »diese posteriorkritische Reproduziererei« stöhnte, weil er sich »von allen Göttern der momentanen Eingebung und Empfindung verlassen« fühlte.[40] Auch hier spürt man das vergebliche Bemühen um Erlebnispoesie, während in Wirklichkeit handwerkliche Fleißarbeit geleistet werden muss.

Solche Reflexionen der eigenen Produktionsbedingungen fehlen bei einem 1888 entstandenen Gedicht, das Fontane in seinen Gedichtsammlungen zu den »Liedern und Sprüchen« gestellt hat. Wie zum Beweis eines hier ganz anders verlaufenden Entstehungsprozesses gibt es so gut wie keine Überarbeitung und keine Varianten. Das Gedicht ist bei seiner Entstehung gleich so da, wie es dann gedruckt wird:

Meine Gräber
Kein Erbbegräbnis mich stolz erfreut,
Meine Gräber liegen weit zerstreut,
Weit zerstreut über Stadt und Land,
Aber all in märkischem Sand.

Verfallene Hügel, die Schwalben ziehn,
Vorüber schlängelt sich der Rhin,
Über weiße Steine, zerbröckelt all,
Blickt der alte Ruppiner Wall,
Die Buchen stehn, die Eichen rauschen,
Die Gräberbüsche Zwiesprach tauschen

Und Haferfelder weit auf und ab, –
Da ist meiner Mutter Grab.
Und ein andrer Platz, dem verbunden ich bin:
Berglehnen, die Oder fließt dran hin,
Zieht vorüber in trägem Lauf,
Gelbe Mummeln schwimmen darauf.
Am Ufer Werft und Schilf und Rohr
Und am Abhang schimmern Kreuze hervor,
Auf eines fällt heller Sonnenschein, –
Da hat mein Vater seinen Stein.

Der dritte, seines Todes froh,
Liegt auf dem weiten Teltow-Plateau,
Dächer von Ziegel, Dächer von Schiefer,
Dann und wann eine Krüppelkiefer,
Ein stiller Graben die Wasserscheide,
Birken hier und da eine Weide,
Zuletzt eine Pappel am Horizont, –
Im Abendstrahle sie sich sonnt.
Auf den Gräbern Blumen und Aschenkrüge,
Vorüber in Ferne rasseln die Züge,
Still bleibt das Grab und der Schläfer drin, –
Der Wind, der Wind geht drüber hin.[41]

Auch dieses Gedicht setzt mit der Negation einer Begräbniserwartung ein, aber sonst ist, bei fast gleicher Thematik, alles anders. Hier gibt es kein Denkmal, sondern nur »Gräber« und »Steine, zerbröckelt all«, keine feierliche Totenruhe, die vom Leben nicht gestört werden darf. Diesem Gedicht eignet keine herbeigezwungene Bedeutungsschwere, es ist nicht aus den Tiefen eines Weiheraumes strukturiert, sondern im Gegenteil durch ein wie zufällig wirkendes Reihungsprinzip: »Dann und wann« und »hier und da«. Sogar das Geräusch der vorbeifahrenden Eisenbahn kann wahrgenommen werden; es stört die Ruhe nicht. Alles liegt »weit zerstreut«, mit der Tonbeschwerung durch die unmittelbare Wiederholung von Vers zwei zu Vers drei – nicht wie es zu erwarten ist: *ver*streut. Diese Grunderfahrung der Zerstreutheit der drei Gräber, verstärkt durch die Bildeindrücke des Verfallenen und Zerbröckelnden, macht den Kern des Gedichts aus. Sein elliptischer Aufzählduktus und die Eindrucksfetzen in beziehungsloser Aneinanderreihung enthalten keine Bedeutungstiefe, keine Symbolik, wie sie das Bismarck-Gedicht transportiert. Sie sind einfach nur da und wieder weg. Zeit-

lichkeit und Erinnerung sind, entgegen den Erwartungen bei Trauergedichten, ausgesetzt, mehr noch: es herrscht absolute Gegenwärtigkeit statt der Beschwörung einer Geschichte von »dreitausend Jahren«. Sogar dort, wo Sinnbezüge und Verweisungen ohne Schwierigkeit hergestellt werden könnten, sind sie vermieden: Der helle »Sonnenschein«, der am Ende der dritten Strophe auf »eines« der Kreuze fällt, beleuchtet gerade nicht das Grab des Vaters![42]

Gedankenstriche markieren überdeutlich Gedankenbrüche und -sprünge. »Verbunden« ist in dieser Welt der strukturlos wechselnden Bildeindrücke nur, was vom lyrischen Ich miteinander verknüpft wird. Dieses lyrische Ich kommt nur hier und nur einmal in direkter Weise zum Vorschein, ansonsten hat es sich ganz in die Personalpronomina der Elterngräber verkrochen; in der letzten Strophe, die vom Grab des ältesten Sohnes handelt, ist es ganz getilgt. Das Schlusswort behält der Wind, der – wie das Gegenteil sentenzenhaften Sprechens – ebenfalls ganz ohne aufgesetzten Tiefsinn weht. Verwischt er die Erinnerung an die Toten, hält er sie wach?

3. Zwei Modi der Trauer

Die nebeneinander gestellten Gräber-Gedichte sollen freilich nicht in der Weise gegeneinander ausgespielt werden, als ginge es um einen Motivvergleich oder gar eine ahistorisch aufzufassende Frage nach dem literarischen Wert. Die Lektüre des einen Gedichts vor dem Hintergrund des jeweils anderen zeigt ganz unterschiedliche Zugänge zur Reflexionsform Trauer. Entgegen der Chronologie der beiden Gedichte erscheint Fontane beim Bismarck-Gedicht in seinen Mitteln rückständiger, oder vorsichtiger formuliert: stärker an den poetischen Konventionen orientiert. Er bedient sich des gesamten Inventars, das ihm die Formelwerkstatt des 19. Jahrhunderts zur Verfügung stellt: die Stereotype des feierlichen Sprechens, die große Geste des Pathos, der Tonfall des Tiefsinnigkeit.[43] Darin offenbaren sich, neben den offenkundig ideologischen Momenten, auch die Strategien des literarischen Realismus zum Zwecke der Simulation einer bedeutungsvollen Wirklichkeit, der Sinnerzwingung einer immer weniger mit Sinn durchsetzten Welt und die Orientierungsbestätigung gegen aufkeimende Verlustängste. Ob das Gedicht zu den vielen schlechten Gedichten Fontanes gehört, wie Hans Blumenberg meint,[44] spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle. Entscheidend ist dagegen die Beobachtung, dass und inwieweit Fontane hier ein im Geist der Epoche repräsentatives (realistisches) Gedicht verfasst hat. Dies erklärt, anders als die durch den Gegenstand bedingte Hochschätzung der

Leser, Fontanes Stolz, dass ihm hier doch noch ein Kunst-Werk, entstanden *gegen* die ursprüngliche Aversion, gelungen ist.

Meine Gräber ist von anderem Zuschnitt. Es scheint in seiner unprätentiösen Entstehung aus der punktuellen Empfindung ganz nahtlos an die Konventionen der klassisch-romantischen Erlebnislyrik anzuknüpfen. Doch das Gedicht verweigert sich sowohl der *memento mori*-Topik der empfindsamen Kirchhoflyrik als auch der Mondscheinsentimentalitäten der Romantik und ihrer epigonalen und trivialen Fortsetzungen. Das Gräbergedenken wird zur Reflexionsfigur des Weiterlebens im Modus einer eigenständigen ästhetischen Sprachform. Am Bismarck-Gedicht nehmen wir unechtes und apodiktisches Sprechen, die Attitüde des Gezwungenen, des rhetorisch Gewollten und mythisch mit Tiefe Aufgeladenen wahr. Das *Gräber*-Gedicht begnügt sich mit der Aufzählung des Disparaten, zufällig Nebeneinanderstehenden, nicht mit Sinnbildlichkeit Beladenen. Stumme Trauer ist glaubhafter als die redselige. Was die realistische Literatur nicht erträgt und daher verklären muss, dass nämlich Wirklichkeit sinn-, ordnungs- und beziehungslos sein kann, diese Zumutung wird im *Gräber*-Gedicht ausgehalten, ohne Beschönigung, ohne Verklärung, ohne Bedeutsamkeitsgetue. Wenn die Erkenntnis, dass Sinnsuche in dieser Welt vergeblich ist, zu den Kennzeichen der Moderne gehört, dann muss man ein Gedicht wie *Meine Gräber* in ihre unmittelbare Vorgeschichte stellen. Hier hätte Fontanes Lyrik, neben dem einen im Zentrum des Realismus, ihren zweiten Brennpunkt.

Anmerkungen

1 Zuletzt Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* – Berlin 1997; Edda Ziegler/Gotthard Erler: *Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt.* – Berlin ²1977; immer noch Hans-Heinrich Reuter: *Fontane. Leben und Werk.* 2 Bände. – Berlin ²1995.

2 Fontane, *Meine Kinderjahre*, 13. Kapitel, zit. nach: *Werke.* Hrsg. von Hanns-Ludwig Geiger. Bd 3. – Berlin, Darmstadt, Wien 1964. S. 1035.

3 Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«.* – Stuttgart 1980. (Universal-Bibliothek 7635). S. 212.

4 Vgl. Bettina Plett: *Tintensklaven mit Kronenorden. Diagnose, Travestie und Kritik in Fontanes »Dichtergedichten«.* – In: *Fontane-Blätter* 52 (1991). S. 15–29.

5 Vgl. Rudolf Helmstetter: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsbedingten Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus.* – München 1998.

6 Fontanes Gedichte zitiert nach der *Großen Brandenburger Ausgabe* (GBA) hrsg. von Joachim Krueger und Anita Golz. – Berlin ²1995, mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl, hier: I, 45: *Ein Dichter, ein echter, der Lyrik betreibt.*

7 I, 28: »Rang gab's nicht, *den* verlieh das ›Gedicht‹ [...] Ich bin noch immer, was damals ich war«.

8 So Hans Blumenberg: *Lebensgedichte. Einiges aus Theodor Fontanes Vielem.* – In: *Akzente* 1991. S. 15.

9 Claudia Bickmann: *»So banne dein Ich in dich zurück«. Zum gedanklichen Gehalt der Spätlyrik Fontanes.* – In: *Text und Kritik. Sonderband Theodor Fontane.* München 1989. S. 203–217.

10 Zuletzt im »Nachwort« seiner Ausgabe: Theodor Fontane. *Gedichte.* – Stuttgart 1998. (Universal-Bibliothek 6956). S. 182; vgl. auch ders.: *Die späte Lyrik Theodor Fontanes.* – In: Hugo Aust (Hrsg.): *Fontane aus heutiger Sicht.* München 1980. S. 118–142; ders.: *Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten.* – In: *Fontane-Blätter* 6 (1985). S. 54–67.

11 Ebd. S. 185.

12 Ebd. S. 200.

13 Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur.* 5. Aufl. – Bern 1971 (zuerst 1946). S. 479.

14 Ebd. S. 480.

15 Richard Brinkmann: *Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.* – Tübingen 1957.

16 So schon 1908 Georg Simmel: *Vom Realismus in der Kunst.* – In: ders.: *Essays zur Philosophie und Ästhetik.* Hrsg. von Werner Jung. – Hamburg 1990. (Sammlung Junius 18). S. 311.

17 Vgl. jetzt mein Buch: *Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus.* – Bielefeld 1999.

18 Zit. nach: *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung.* Hrsg. von Gerhard Plumpe. – Stuttgart 1985. S. 140–148.

19 Ebd. S. 142: »es ist der nackte, prosaische Realismus, dem noch durchaus die poetische Verklärung fehlt«.

20 I, 250–253.

21 Vgl. die Briefstellen in I, 593.

22 Vgl. Wolfgang Preisendanz: *Humor als dichterische Einbildungskraft. Studien zur Erzählkunst des Poetischen Realismus.* – München 1963. (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 1).

23 I, 55: »du mein Ideal, mein Vorbild«; »All genau dasselbe«.

24 *Arm oder reich. Zur späten Lyrik Fontanes.* – In: Günter Häntzschel (Hrsg.): *Gedichte und Interpretationen 4. Vom Biedermeier zum Bürgerlichen Realismus.* Stuttgart 1983. (Universal-Bibliothek 7893). S. 435–446.

25 I, 70.

26 II, 467.

27 Dazu jetzt MICHAEL FLEISCHER: *»Kommen Sie, Cohn«. Fontane und die »Judenfrage«.* – Selbstverlag 1998.
28 II, 467 und v. a. 683.
29 I, 113.
30 Brief an Friedrich Eggers vom 18. August 1856, zit. nach I, 505.
31 I, 229f.
32 *Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus.* – Bielefeld 1999. S. 107–119.
33 I, 153, Hervorhebung von mir.
34 Vgl. HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontanes Welt.* – Berlin 1997. S. 379–382.
35 II, S. 97.
36 Vgl. dazu mein Buch: *Dichterdenkmäler in Deutschland. Literaturgeschichte in Erz und Stein.* – Stuttgart 1988.
37 II, 532f.
38 Brief vom 1. August 1898 an Ernst Heilborn, zit. nach THEODOR FONTANE: *Briefe in zwei Bänden.* – München 1981. II, S. 433f.
39 Brief vom 4. August 1898 an Ernst Heilborn, zit. nach II, 533.
40 Brief an Paul Heyse vom 1. Juni 1882, zit. nach: *Kellers Briefe in einem Band.* Hrsg. von PETER GOLDAMMER. – Berlin und Weimar 1967. S. 329.
41 I, 40.
42 Vgl. Charlotte Jolles' Kommentierung: *Geborgenheit.* – In: *Frankfurter Anthologie 13. Gedichte und Interpretationen.* Hrsg. von MARCEL REICH-RANICKI. Frankfurt 1990. S. 135–137.
43 Vgl. dazu die immer noch gültige Untersuchung zum situationsabhängigen Tonfall der Lyrik von Heinz Schlaffer: *Das Dichtergedicht im 19. Jahrhundert. Topos und Ideologie.* – In: *Schiller-Jahrbuch* 10 (1966). S. 297–335.
44 Vgl. nochmals HANS BLUMENBERG: *Lebensgedichte. Einiges aus Theodor Fontanes Vielem.* – In: *Akzente* 1991. S. 15.

»Um zu sterben muß sich Hr. F. erst eine andere Krankheit anschaffen«. Neue Fakten zu Fontanes Krankheit von 1892

Horst Gravenkamp

Fontane beschränkt in den letzten Lebensjahren seine Tagebucheintragungen auf Jahresrückblicke, so auch 1892:

»1892 war ein recht bitteres Jahr für mich. Wie die ersten Wintermonate vergingen, habe ich vergessen. […] Ich begann an meinem Roman ›Effi Briest‹ zu korrigieren, kam aber nicht weit damit; am 14. März erkrankte[n] Emilie und ich gleichzeitig an der Influenza. Emilie hatte die Krankheit stärker als ich, sie genas aber bald, während ich ganz elend blieb und schreckliche Zustände durchmachen mußte. […] Wir hatten […] eine in der Nähe von Schmiedeberg gelegene Villa, ›Villa Gottschalk‹, gemietet und brachen am 23. Mai[1] auf, uns von der schönen Gebirgsluft Heilung versprechend. Es kam aber anders, ich wurde ganz elend, beinah schlaflos, und so verbrachten wir […] vier schlimme Monate an der sonst so schönen Stelle. […] die Tage waren schrecklich und wollten kein Ende nehmen. […] Während des Sommers erschien ›Jenny Treibel‹ als Buch, und in Paris wurde eine französische Übersetzung meines ›Kriegsgefangen‹ publiziert und sehr günstig aufgenommen; aber nichts davon machte mir Freude. […] Mitte September kehrten wir von ›Villa Gottschalk‹ nach Berlin zurück. Es ging alles besser, als ich erwartet hatte. Mein Zustand war zunächst noch recht schlecht, weil ich, infolge von Blutleere im Gehirn, in einem Schwindelzustand blieb, auch der Schlaf wollte sich nicht recht finden, aber allmählich begann ich mich zu erholen und war Anfang November[2] so weit wiederhergestellt, daß ich mit dem Niederschreiben einer ›Biographie‹ von mir, oder doch eines Bruchstückes, beginnen konnte. Ich wählte ›meine Kinderjahre‹ (bis 1832) und darf sagen, mich an diesem Buch wieder gesund geschrieben zu haben. Ob es den Leuten gefallen wird, muß ich abwarten, mir selbst habe ich damit einen großen Dienst getan.«[3]

Zwei Stichworte sind es, mit denen diese Krankheit von 1892 gewöhnlich

bezeichnet wird: »Depression« und »Gehirnanämie«. An einer Depression wird man schon nach der Tagebucheintragung nicht zweifeln. Wobei mit dem Wort »Depression« allein längst noch nicht alles gesagt ist. »Gehirnanämie« ist die Diagnose des Breslauer Professors Hirt, die uns Fontane übermittelt. Offenbar in der Vorstellung, hier einmal eine solide ärztliche Diagnose zur Hand zu haben, hat man sie übernommen, unkommentiert und ungeprüft, obwohl seither ein Jahrhundert medizinischer Weiterentwicklung verstrichen ist, und obwohl die heutige Medizin den Begriff der »Gehirnanämie« nicht mehr kennt.[4]

Jedenfalls ist es richtig, sich zunächst an die damals behandelnden Ärzte zu halten. Zwei »Doktorbriefe« von Hirt und Delhaes, die Fontane im Brief an die Tochter Mete vom 1. September 1892 erwähnt, sind offenbar nicht überliefert. In der Hinterlassenschaft von Delhaes, dem Berliner Hausarzt der Fontanes, und in den veröffentlichten Erinnerungen von dessen Tochter Antonie Meinecke[5] findet sich kein Hinweis auf die Krankheitsgeschichte Fontanes.

Günstiger sieht es bei Professor Hirt aus, den Fontane 1892 konsultierte, und der ihn »elektrisch heilen« wollte. Hirt war Lehrbuchautor, und das gibt uns die Möglichkeit, aus seinen Lehrbüchern gewissermaßen ein mittelbares Fremdzeugnis zu Fontanes Krankheit zu gewinnen. Auch machen einige skeptische Äußerungen Fontanes neugierig auf diesen Mann.

Ludwig Hirt (1844–1907) ist einer der Pioniere auf dem Gebiet der Berufskrankheiten und des Arbeitsschutzes. Er habilitierte sich 1871 und wurde danach a. o. Professor für Hygiene in Breslau. Wegen seiner ungeklärten Rolle in einem Kriminalfall und dem sich anschließenden Gerichtsverfahren wurde er 1882 vorübergehend aller staatlichen und öffentlichen Ämter enthoben und 1883 mit einem Lehrverbot für die gerichtliche Medizin belegt. Er sattelte um auf die Neurologie.[6] Nach Ausbildung bei Erb in Heidelberg und Charcot in Paris, zwei berühmten Nervenärzten, betrieb er in Breslau eine Praxis. Bereits nach wenigen Jahren der Tätigkeit im neuen Fach erschien 1890 sein Buch *Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten* (2. Aufl. 1894), 1893 sein *Lehrbuch der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie.*

Was meinte Hirt, der Lehrbuchautor, mit »Gehirnanämie«? Dieser Begriff ist heute nicht mehr gebräuchlich. Als Anämie bezeichnen wir einen Mangel an roten Blutkörperchen und / oder an Blutfarbstoff, also eine bestimmte Blut*beschaffenheit.* Mangelnde Blut*versorgung* fällt unter den Begriff der Durchblutungsstörungen, z. B. durch arteriosklerotische Veränderungen. Aber Hirt meint mit seiner »chronischen Hirnanämie« nicht solche arteriosklerotisch bedingten Durchblutungsstörungen, sondern eine Regulations-

störung der Gehirndurchblutung, die nicht einmal besonders bedrohlich ist und sich durch dumpfen Kopfschmerz und Schwindel äußert.[7]

Neben diesen subjektiven Symptomen hat Hirt – so Fontane – auch ein objektives Symptom nachgewiesen. Am 8. August 1892 schreibt Fontane an Zöllner: »Zudem hat mir eine Breslauer Autorität, Prof. Hirt, mit Hülfe des Augenspiegels ruhig versichert: Gehirnanämie, der Sehnerv ganz weiß, also hochgradig, er könne es aber elektrisch heilen. Na na.« Der Sehnerv ist ja eigentlich ein vorgeschobener Gehirnteil, und daher kann seine Eintrittsstelle in das Auge, die Sehnervenpapille, Aufschluß geben nicht nur über bestimmte Augenkrankheiten, sondern auch über verschiedene Erkrankungen des Gehirns und überhaupt des Nervensystems. Bei einer fortgeschrittenen Sehnervenatrophie, bei der »der Sehnerv ganz weiß« ist – so Hirt über Fontane – wäre mit Sehstörungen oder neurologischen Ausfällen, z. B. Lähmungen, zu rechnen. Derartiges ist, was Fontane angeht, nicht überliefert. An eine solche Abblassung der Sehnervenpapille als Folge einer Mangeldurchblutung des Gehirns glauben wir heute nicht mehr. Die Frage ist, ob Hirt selbst daran glaubte. Hirts Beschreibung der »Gehirnanämie« enthält nämlich nicht einen Hinweis auf den Augenspiegelbefund mit der weißen Sehnervenpapille, der doch eigentlich ein markanter objektiver Befund wäre. Das ist merkwürdig.

Eine weitere Merkwürdigkeit: »er könne es aber elektrisch heilen« meint Hirt mit einer Zuversicht, die Fontane nicht ganz teilen kann. »Na na« schreibt er. Viel weniger optimistisch als gegenüber Fontane ist Hirt in seinem Buch: »Gegen die chronische Hirnanämie kann die Galvanisation [Gleichstrombehandlung] des Hirnes und des Halssympathicus versucht werden«[8] schreibt er. »kann versucht werden« – das bedeutet, daß Hirt sich nicht viel davon verspricht. Und doch hat er Fontane versichert, »er könne es elektrisch heilen«. Das ist zunächst ganz unverständlich.

Noch merkwürdiger: In Hirts Beschreibung der »Hirnanämie« findet sich überhaupt nichts über psychische Störungen.

Auffällige Widersprüche also, die sich aber zum Teil auflösen, wenn man Hirts Lehrbuch gewissermaßen vom anderen Ende her angeht mit der Frage: Welche Krankheitsbilder mit psychischer Symptomatik werden beschrieben? Es sind dies die Hysterie und die Neurasthenie. Das Hysteriekapitel gibt im Zusammenhang mit Fontane nichts her, wohl aber Hirts Ausführungen über die Neurasthenie, die große Modekrankheit des späten 19. Jahrhunderts. Kurz und etwas vereinfacht formuliert meinte man mit Neurasthenie seelische Störungen, die ausgelöst werden durch das, was wir heute als Streß bezeichnen würden. So schreibt Hirt:

»Dass die Ursachen der Neurasthenie [...] besonders in ungebührlicher Belastung des Nervensystems liegen, ist zweifellos; solcher Abnützungen gibt es aber nun sehr viele; sie können in übermäßigen geistigen Arbeiten, sie können aber auch in habituellen körperlichen Anstrengungen liegen; man kann sie auf öfter wiederholte Gemüthsbewegungen, man kann sie auch auf sexuelle Excesse zurückführen.«[9]

Auf das, was man in victorianisch-wilhelminischen Zeiten als exzessiv ansah, muß man ergänzen, wenn man seinen Exzesskatalog liest. Besonders schlimm wird es laut Hirt, wenn zwei Neurasthenie-Ursachen zusammentreffen: »Leute, deren Berufsthätigkeit nicht blos energische Arbeit, sondern daneben auch Gemüthsbewegungen mit sich bringt (Künstler, Gelehrte, Börsenmänner, Speculanten u.s.w.) [...] sind alle mehr oder weniger Neurastheniker.«[10] Fontane muß danach für Hirt von vornherein als mehr oder weniger neurasthenisch gegolten haben.

Zur Symptomatik der Neurasthenie schreibt Hirt:

»zunächst wird die Stimmung des Patienten eine gedrückte, er sieht Alles in den schwärzesten Farben und er zweifelt vor allem an seiner Genesung. [...] Seine Arbeitsleistungen werden geringer; was er früher mühelos erledigte, macht ihm jetzt Pein. [...] Der Schlaf ist meist gestört, manchmal ist sogar andauernde Schlaflosigkeit vorhanden. Kopfschmerz gehört nicht zur Regel, doch klagen die Kranken oft über lästigen Druck im Kopf, welcher von Schwindelgefühl begleitet ist. [...] Appetit und Stuhl wird träge. [...]Der Gesammtzustand des Patienten ist in den höheren Graden der Krankheit ein kläglicher«.[11]

Was Hirt hier beschreibt, würden heute Arzt und medizinischer Laie als Depression bezeichnen. Es entspricht auch – wie wir sehen werden – der Depression Fontanes im Jahre 1892. Hirt hat also – zeitbedingt – den depressiven Fontane als neurasthenisch eingestuft. Hierfür ein weiterer Beleg: Wir erinnern uns, daß Hirt von der elektrischen Behandlung der »Hirnanämie« nicht viel hielt. Ganz anders bei der Neurasthenie. Hier bejubelt er geradezu die elektrische Behandlung:

»Zwei Factoren sind es besonders, von denen man in der Behandlung der Neurasthenie Grosses erwartet, die *Electricität und das Wasser*, vorzüglich das kalte Wasser. Was die erstere betrifft, so kann man mit Fug und Recht sagen, dass sie vielleicht bei keiner anderen nervösen Affection so schöne Resultate liefert, wie hier; zur richtigen Zeit und richtig dosirt angewendet leistet sie Vortreffliches. [...] sind auch die Empfindungen während der 5–8 Minuten dauernden Sitzung sehr unangenehm und schmerzhaft, so ist die gleich nachher eintretende Nachwirkung vortrefflich. Die Kranken fühlen sich wesentlich gestärkt und verlassen den Arzt wie neugeboren.«[12]

Man hat den Eindruck, daß manche Patienten nach einer so »unangenehmen und schmerzhaften« Behandlung nicht mehr gewagt haben, neurasthenisch zu sein. Ein Eindruck, der sich verstärkt, wenn man Hirts Anweisungen in seinen beiden Lehrbüchern liest, z. B. zu den Peronaeuszuckungen (Fußheberzuckungen) die er bei hartnäckigen Fällen von Neurasthenie empfiehlt. Er schreibt: »Die damit verbundene Erschütterung des Körpers erscheint sensiblen Personen im Beginn der Behandlung kaum zu ertragen, sie reagiren und protestiren sehr lebhaft dagegen, man thut aber wohl, sich nicht irre machen zu lassen«.[13] Hiernach ist Fontanes Feststellung (vom 1. Oktober 1892 an Friedländer): »Das Elektrisiren regt mich mehr auf, als es mich beruhigt« ein schönes Understatement. – Hirt hielt nicht viel von der elektrischen Behandlung der »Hirnanämie«. Von der Elektrotherapie der Neurasthenie erwartete er hingegen »Vortreffliches«. Wenn er nun Fontane so zuversichtlich versichert hat, »er könne es elektrisch heilen«, dann ist dies ein weiteres Indiz dafür, daß für ihn Fontanes »Neurasthenie« und nicht eine »Hirnanämie« im Vordergrund stand.

Für Hirt war die Neurasthenie eine ernstere Krankheit als die »Hirnanämie«. Für den Laien Fontane aber muß »Gehirnanämie« doch sehr viel bedrohlicher geklungen haben. Dies ist vielleicht ein Grund dafür, daß er in den Briefen nur die »Gehirnanämie« und nicht die Neurasthenie erwähnt, ein Wort, das für den medizinischen Laien ja auch einen etwas abwertenden Charakter hat. Vielleicht hat Hirt es daher Fontane gegenüber nicht gebraucht, und wenn doch, dann wird Fontane es nicht gerne brieflich weitergegeben haben.

Wir halten fest: Für Hirt war die »Hirnanämie« eine Krankheit ohne seelische Störungen. Alles spricht dafür, daß er Fontane als »Neurastheniker« angesehen hat. Was Hirt als Neurasthenie bezeichnet, nennen wir heute Depression.

Was aber war die Ursache dieser Depression im Jahre 1892? Da fehlt es nicht an Erklärungsversuchen in der Fontaneliteratur.

Man hat die Korrekturarbeiten an *Effi Briest* angeschuldigt,[14] mit denen Fontane bei Eintritt seiner Krankheit begonnen hatte. Zeitliches Zusammentreffen kann zufällig und muß nicht ursächlich sein. Wir wissen, daß für Fontane die Korrekturen mühevoller waren als die erste Niederschrift, und daß das in besonderem Maße für diesen Roman gilt. Fontane an Schlenther am 11. November 1895: »Nachträglich, beim Corrigieren, hat es mir viel Arbeit gemacht, beim ersten Entwurf gar keine.« Wenn Fontane der erste Entwurf so leicht von der Hand gegangen ist, so spricht das eher gegen die Annahme, die »Thematik von *Effi Briest*« habe ihn in die Depression getrieben. Oder sollen etwa die mühevollen Korrekturen zu totaler Erschöpfung geführt ha-

ben? Erschöpfungsdepressionen gibt es, allerdings seltener, als manchmal angenommen wird. Erschöpfung beseitigt man mit Erholung. Fontanes Depression hat sich aber beim Erholungsaufenthalt im Riesengebirge noch verschlimmert.

Man hat das historisch gewordene Wort »Gehirnanämie« in heutigen Sprachgebrauch übertragen wollen und von Durchblutungsstörungen »besonders im Kopf« gesprochen.[15] Man hat dabei wohl an die Hirnarteriosklerose gedacht,[16] bei der depressive Verstimmungen tatsächlich vorkommen, dann aber verbunden mit fortschreitendem Verfall der Intelligenzleistungen und mit fortschreitender Primitivisierung der Persönlichkeit. Wir kennen Fontanes Produktion in den verbleibenden sechs Lebensjahren ab 1892, von *Meine Kinderjahre* bis zum *Stechlin*, seine Alterslyrik und seine Briefe bis zum letzten Lebenstag und müssen zu dieser Frage kein weiteres Wort verlieren.

Bei der großen Beliebtheit der Psychoanalyse in der Literaturwissenschaft verwundert es nicht, daß man auch an Fontane psychoanalytisch herangegangen ist.[17] Danach wäre Fontanes Depression von 1892 Ausdruck einer Neurose gewesen. Im *Wörterbuch der Psychiatrie, Psychotherapie und medizinischen Psychologie* heißt es: »Eine Neurose ist [...] eine psychisch bedingte Gesundheitsstörung, deren Symptome unmittelbare Folge und symbolischer Ausdruck eines krankmachenden Konflikts sind, der unbewußt bleibt.«[18] Daraus ergibt sich die Frage: Wie will man den psychischen Konflikt eines längst verstorbenen Kranken heute noch aufdecken, wenn dieser Konflikt dem damals Kranken selbst unbewußt war? Wobei hinzuzufügen ist, daß die Aufdeckung eines solchen Konflikts selbst beim heute lebenden Kranken einschlägige Ausbildung und Erfahrung des Untersuchers voraussetzt.

Schließlich fehlt auch nicht der gute alte »Nervenzusammenbruch«,[19] den es in der Fachsprache der Ärzte nicht gibt, der nichts beschreibt und nichts erklärt.

All das ist von Philologen erwogen oder behauptet worden, nur die endogene Depression noch nicht, und gerade diese bietet sich dem Arzt zumindest als Verdachtsdiagnose bereits bei der Durchsicht leicht zugänglicher Quellen an.[20]

Nach derzeit herrschender Lehre fällt die endogene Depression unter den Oberbegriff der manisch-depressiven Erkrankung und ist damit den endogenen Psychosen zuzurechnen. Endogen nennt man solche Geistes- und Gemütskrankheiten, bei denen man eine körperliche Ursache annehmen muß, postuliert, bei denen man aber die verursachenden körperlichen Vorgänge noch nicht kennt. Endogene Depressionen treten in mehrmonatigen Phasen auf, evtl. im Wechsel mit Phasen von Manie, dem psychologischen

Gegenpol zur Depression, daher der Oberbegriff der manisch-depressiven Erkrankung.

Zum Erscheinungsbild der endogenen Depression. Es ist nicht die Traurigkeit, die das Bild beherrscht, sondern ein »Erstorbensein« für alle Gefühle. Die Kranken können sich nicht nur nicht mehr freuen, sondern auch nicht mehr richtig traurig sein. Sie leiden unter Willens- und Denkhemmung, Antriebsarmut, Entschlußlosigkeit, körperbezogenen Mißempfindungen, unmotivierten Angst- und Schuldgefühlen. Schwere Schlafstörungen sind die Regel. Typisch sind Tagesschwankungen mit Aufhellung der Stimmung zum Abend hin. Oft ist der Appetit schlecht, so schlecht, daß es zu erheblicher Abmagerung kommt. Eine solche depressive Phase dauert gewöhnlich drei bis neun Monate. Danach, in der »Zwischeneiszeit« bis zur nächsten depressiven Phase, ist die Primärpersönlichkeit voll wiederhergestellt, der Patient ein Mensch ganz wie früher, anders als bei anderen Psychosen, bei denen wir mit bleibenden geistigen Defekten und einer Tendenz zur Verschlimmerung zu rechnen haben. Diese an sich gute Voraussage wird aber getrübt durch eine hohe Selbstmordgefährdung in der depressiven Phase. Daß so viele Kranken im Suizid den einzigen Ausweg sehen, macht die besondere Grausamkeit dieser Krankheit deutlich.

Natürlich gibt es Gemeinsamkeiten dieses Zustandsbildes mit Depressionen aus anderer Ursache. Beim Zusammentreffen aller vorgenannten Symptome wird man aber mit der Diagnose endogene Depression nicht fehlgehen. Gestützt wird die Diagnose noch durch den Nachweis früherer depressiver, evtl. auch manischer Phasen und den Hinweis auf Erblichkeit.

Wir finden in Fontanes Briefen und Tagebüchern zahlreiche Hinweise auf weitere depressive Phasen. Keine ist so schwer verlaufen wie die von 1892, doch schon in den achtziger Jahren konnte es zu monatelanger Blockierung der schriftstellerischen Tätigkeit kommen.[21]

Zur Frage der Erblichkeit: Fontanes Tochter Mete hat schwere Depressionen durchgemacht, auch mit erheblichen Schlafstörungen und starker Abmagerung. Fontane bezeichnet einen solchen Zustand als »Trübsinns-Apathie«[22] und trifft damit das wesentliche mit einem Wort. Diese Trübsinns-Apathie ist für ihn eine »Milz- und Leberkrankheit«.[23] (Milz und Leber als Sitz der Hypochondrie und Melancholie nach den »antiken« Krankheitsvorstellungen des in der ersten Jahrhunderthälfte ausgebildeten Apothekers Fontane.) 1893 und 94 hat Mete bei Professor Mendel in psychiatrischer Behandlung gestanden.[24] Es ist wahrscheinlich, daß Mete durch Suizid ums Leben gekommen ist.[25]

Bei Fontanes Vater richtet sich der Verdacht ebenfalls auf die manisch-depressive Erkrankung, hier aber auf den (selteneren) Gegenpol zur Depres-

sion, der Manie bzw. Hypomanie. (Hypomanie ist die leichtere, nicht »anstaltsreife« Variante der Manie.) Fontanes tragikomischer und sehr lesenswerter Bericht über einen Besuch beim Vater (an die Mutter am 7. März 1861) ist die geradezu klassische Schilderung hypomanischen Verhaltens mit grundloser Heiterkeit, unbegründetem Optimismus, Lebhaftigkeit, Umtriebigkeit, unaufhörlichen Abschweifungen, Leichtfertigkeit im Geschäftlichen und herabgesetztem Schlafbedürfnis. Im folgenden Jahr findet Fontane seinen Vater »doch nicht so excentrisch und sprunghaft wie bei früheren Besuchen« (an seine Frau 16. September 1862).[26] Also auch hier die für manisch-depressive Erkrankungen typischen Stimmungsschwankungen.

Fontanes Tagebucheintragung hat uns in groben Zügen ein Bild vom Verlauf der Krankheit von 1892 vermittelt. Wenden wir uns nun den Briefzeugnissen aus diesem Jahr zu. Ich beschränke mich auf Briefstellen, die dem Arzt besonders deutliche diagnostische Hinweise geben.

Vor Mitte März ist lediglich eine Passage im Brief an August von Heyden vom 2. März etwas auffällig: »das Alter hält mich seit einiger Zeit doch scharf in den Klauen. […] Körperlich geht es noch, aber das ›innen lebt die schaffende Gewalt‹ ist für mich leider zur Phrase geworden. Von Federkraft – bei mir doppelsinnig zu verwenden – ist keine Rede mehr. Ich raffe mich mit Anstrengung auf, um wenigstens jeden Abend meinen Spaziergang zu leisten.« Das könnte eine typische Altmännerklage sein. Die ganz konkret beschriebene Willenshemmung erweckt aber doch den Verdacht auf eine sich anbahnende depressive Erkrankung.

Am 14. März erkranken Fontane und seine Frau an der Influenza, der echten Grippe. Am 26. März schreibt er seiner Tochter Mete:

»Seit heute sind wir wieder außer Bett, aber nur auf Stunden; es hat uns sehr mitgenommen, besonders mich; Mama war ein paar Tage lang elender, nur 56 Pulsschläge, ich aber hatte dafür das spezifisch Influenzliche: den schaudervollen Geschmack, den Pelz, den Degout und die tiefdeprimirte Stimmung viel stärker. Mit letzterer kann ich auch heute noch aufwarten, auch von Appetit und Reconvalescentengefühl keine Rede«.

Auf einer Postkarte an Friedlaender vom 28. März nennt er die Influenza »Eine schreckliche Krankheit, weil sie, wie kaum eine andre, deprimirt, ihrer sonstigen Tücken ganz zu schweigen.«[27] – Was Fontane am 26. und 28. März beschreibt, entspricht ärztlichen Erfahrungen. Bei der Influenza kann es zu schweren depressiven Zuständen kommen, die nicht mehr zu erklären sind als einfühlbare Verstimmungen, wie sie fast jede Krankheit mit sich bringt.

Fontanes Krankheit beginnt also mit einer Depression im Verlaufe einer Influenza. Die Depression hält jedoch monatelang an, nachdem die Influenza längst überwunden ist, nimmt sogar noch zu. Eine Erklärung für diesen

Verlauf bietet sich an, wenn man eine endogene Depression in Betracht zieht. Bei endogenen Depressionen nehmen wir eine körperliche, »innere« Ursache an. Erscheinungsbild und Verlauf werden aber auch bestimmt durch Einflüsse der Außenwelt. So steht am Anfang einer endogenen Depression nicht selten ein verstimmendes Ereignis, das ganz banal sein kann, unter dessen Einfluß sich aber die Krankheit erst zur vollen Schwere entwickelt. Man spricht vom »Kristallisationskern« der Depression. So gesehen wäre die Influenza mit Depression der Kristallisationskern von Fontanes endogener Depression gewesen.

Von Fontanes Hand sind in den sechs Wochen zwischen 10. März und 22. April nur wenige Kurzbriefe überliefert, sämtlich mit Hinweisen auf Krankheit und Deprimiertheit. Bei der Korrespondenz springt seine Frau ein, denn die Ärzte haben »größte Schonung und keinerlei Aufregung« verordnet (Emilie an Carl Robert Lessing am 31.3.1892). Am 4. April schreibt Fontane an Friedlaender: »Ich bin in ziemlich freudloser Stimmung; 7/8 ist Krankheit, aber das letzte Achtel, und vielleicht auch noch mehr, ist doch in Wirklichkeiten begründet; ich sehe so wenig Erfreuliches um mich her und kann es nicht blos auf eine schwarze Brille schieben.«[28] Sieben Achtel Krankheit und nur ein Achtel »Wirklichkeiten«, das heißt Einflüsse der Außenwelt »um mich her«, eine interessante Proportion, wenn man sich Gedanken zur Frage der »Endogenität« macht.

Am 22. April findet Fontane nach sechswöchiger Pause erstmals wieder die Kraft zu einem längeren Brief, wieder an Friedlaender, und da klingt alles doch viel hoffnungsvoller:

»Es sei gewagt, die Feder in die Hand zu nehmen, trotzdem mir noch recht spack ist. Aber doch vergleichsweise golden. [Es folgt der Bericht über eine Morphiumvergiftung durch ein Apothekerversehen.] Endlich, nach sehr qualvollen Tagen, gab man mir Brom, was auf der Stelle half, so daß ich mich seitdem, und sogar mehr als vor dem Zwischenfall, als Reconvalescenten ansehe. Vor 8 Tagen kam auch meine Tochter wieder, deren Plaudertalent dem Brom zu Hülfe kam, trotzdem beide verschieden wirken, Brom nämlich drückt herab und stellt eine süße Dösigkeit her.«

Opiate und Brom gehörten vor den modernen Psychopharmaka zur Standardbehandlung der Depressionen. Bei Fontane scheint die Kombinationstherapie »Brom mit Tochter Mete« Wunder gewirkt zu haben. Was dem ersten Absatz folgt, ist ein typischer langer Fontanebrief, voll Esprit und skeptischer, aber nicht mehr trübsinniger Anteilnahme am Lauf der Welt.

»Noch recht spack [d. h. elend]. Aber doch vergleichsweise golden.« Unter diesem Vorzeichen stehen die folgenden Wochen. »Vergleichsweise golden«, denn es finden sich weitere längere Briefe, in denen auch immer wieder

Fontanescher Esprit aufblitzt. Ausgestanden ist die Krankheit, die er immer noch als Influenzafolge ansieht, aber längst noch nicht. An Friedlaender schreibt er am 9. Mai: »die Nachwehen der Influenza wollen nicht weichen und an Arbeit ist gar nicht zu denken. Dem entsprechend ist die ganze Stimmung, nicht geradezu jammervoll, aber resignirt, alles unter der Trauerfahne: ›was soll der Unsinn?‹ Ein sonderbares Gefühl des totalen Uberflüssigseins beherrscht mich [...] meine Zeit liegt zurück. Alles weggestorben«. Emilie (an Friedlaender am 13. Mai) spricht von seiner »allerdings sehr langsam fortschreitenden Genesung«.[29] Beide, Fontane und seine Frau, drängen auf baldigen Erholungsaufenthalt im Riesengebirge, der dann am 21. Mai[30] angetreten wird, und von dem sie sich entscheidende Besserung erhoffen.

»Es kam aber anders« schreibt Fontane im Tagebuch. Es kam, wie es kommen mußte, könnte man sagen. Denn heute weiß man: Solange eine Depression noch nicht extreme Grade erreicht hat, kann sie mit dem mehr oder weniger schematisch ablaufenden Alltag etwas überspielt werden. Routinemäßig eingefahrene Pflichten können die Entschlußlosigkeit dieser Kranken in etwa ausgleichen. Gerät der Patient dann in einen »Erholungs«-Aufenthalt, z. B. eine Erholungskur ohne sachkundige ärztliche Führung, dann kommt es oft zu entscheidender Verschlimmerung mit erhöhter Suizidgefährdung. Längst ehe solche Zusammenhänge ärztliches Sollwissen wurden, hat Fontane sie erkannt. Als Patient im Erholungsaufenthalt schreibt er an Frau Stephany am 22. August 1892: »Und vielleicht ist solch ›Dienst‹, der uns unser Verhalten vorschreibt, unser Bestes. Entgegengesetzten Falls (mein Fall) brüten wir nur tagaus tagein über unsrem Unglücks-Ei. Es hilft zu nichts und nimmt einem den letzten Rest von Freudigkeit.« Die Ärzte haben das damals nicht gewußt und haben den Ortswechsel sogar empfohlen (an C.R. Lessing am 23. Mai 1892).

Es kam also, wie es kommen mußte. Bereits am 3. Juni schreibt Emilie dem Sohn Theo:

»Papa kam leidlich hier an; konnte auch in den ersten Tagen, vor Eintritt der Hitze Briefe schreiben, lesen etc. Dann erneuten sich die Angst-Anfälle [ein weiteres markantes Symptom, s.o.]; wir mußten einen Arzt aus Hirschberg zu Rathe ziehn, der nach einer eingehenden Untersuchung einen Herzfehler (Papa weiß es nicht) constatirte, äußerste Ruhe, vor allem jegliche geistige Anstrengung [gestr. empfahl] untersagte. Damit war unsre Zukunft entschieden und vorgeschrieben. Ohne Extra-Einnahmen können wir in Berlin nicht existiren u. so haben wir den Entschluß gefaßt, [...] nach Schmiedeberg zu übersiedeln, [...] Ob unser geliebter Papa sich hier erholen wird, ist abzuwarten. Wenn Du mich auf's Gewissen fragst, so muß ich antworten: ich glaube es nicht. Die Krankheit hat ihn rapid zum alten Mann gemacht u.

die Jugendlichkeit, Elasticität, die bisher sein größter Reiz waren, sind geschwunden u. er sitzt als gebrochener Mann uns gegenüber, daß uns das Herz weh tut.«[31]

In den folgenden Wochen kann sich Fontane wieder nur zu Kurzbriefen aufraffen. »Jede Zeile greift mich an« schreibt er an Friedlaender am 13. Juni.[32] Auch in anderen Briefen klagt er über diese Schreibhemmung, über Mattigkeit, Apathie und Freudlosigkeit. Selbst die sonst so geschätzten Besuche des Plaudertalents Friedlaender werden abgewiesen oder auf kleine Rationen gestellt.[33] Und es wird noch schlimmer:

In den vier Wochen, die einem Kurzbrief an den Sohn Friedrich vom 7. Juli folgen,[34] ist nur eine Postkarte an Otto Brahm nachzuweisen (Poststempel vom 27.7.1892): »Besten Dank. Mehr kann ich nicht sagen. Bin krank. Ihr Th. F.«[35] Jetzt ist mit der fast totalen Willenshemmung der Tiefpunkt der Krankheit erreicht. Das bestätigen zwei Briefe Emiliens an den Sohn Friedrich vom 7. und 21. Juli. Am 7. schreibt sie:

»Es sieht nach wie vor traurig hier aus u. von Besserung keine Spur! jetzt waltet die Sehnsucht nach Berlin vor u. wenn nicht das Schreckniß der Rolljalousien wäre, käme er heut lieber als morgen zurück. Er findet jetzt die Luft hier zu scharf, klagt überhaupt Tag u. Nacht. Sein Schlaf ist schlecht u. der Appetit mangelhaft. Es ist sehr, sehr traurig u. oft geht mir die Kraft aus u. ich denke immer ernstlicher an eine Nervenheilanstalt [...] Er magert sehr ab u. sitzt meist mit geschlossenen Augen da. Vorlesen strengt ihn so an, daß ich ihm jetzt den Inhalt der Artikel mittheilen muß. [...] Dann sagt er auch wohl: ich fühle, ich bin Euch zur Qual, – aber es wird nicht lange mehr dauern. / Der Arzt, so betheuert er uns wenigstens, sieht keine Gefahr. Drastisch hat er zu Fr.[iedlaender] die Aeußerung gemacht: um zu Sterben muß sich Hr. F. erst eine andere Krankheit anschaffen.«[36] Die Suizidgefährdung war dem Arzt also damals nicht bekannt. Er hat aber im Falle Fontanes recht behalten. Der hat sich nicht das Leben genommen und ist an einer anderen Krankheit gestorben, am 20. September 1898 am plötzlichen Herzversagen bei einem Anfang 1898 eingetretenen wahrscheinlich totalen Herzblock.[37]

Am 21. Juli schreibt Emilie: »Wir erwarten den Arzt, der immer dringender von einer Nervenheilanstalt spricht. Papa, der zunächst damit einverstanden schien, zeigt jetzt ein rechtes Grauen. Diesen klaren, verständigen Mann so zu sehen, ist herzzerreißend.«[38] In diese Zeit, in der Fontane sich der »Anstaltsreife« nähert, fällt auch die Fehldiagnose Hirts, der ihm »ruhig versichert: Gehirn-Anämie, der Sehnerv ganz weiß, also hochgradig.« Das war grausam.

Ein erster Lichtblick: Ab 8. August finden sich wieder längere Briefe Fontanes. Wenigstens die extreme Antriebsschwäche ist jetzt überwunden. Auch

das Interesse am Weltgeschehen ist wieder erwacht. Von Genesung kann aber noch nicht gesprochen werden. Wir müssen auch annehmen, daß all die Beschwerden, über die er sich jetzt äußert, wieder äußern kann, vorher in der Periode des Schweigens ab Anfang Juli in noch stärkerem Maße bestanden haben. Besonders quält ihn die Schlaflosigkeit. »Nächtelang keinen Schlaf« (an den Sohn Friedrich am 26. August), »nicht über 2 Stunden Schlaf« (an Mete am 29. August), so auch in anderen Briefen. Wir stoßen jetzt beim mitteilsamer gewordenen Fontane auf ein weiteres typisches Symptom: die Aufhellung der Stimmung zum Abend hin. Mete berichtet er am 1. September: »schwer sind die Stunden vom 2. Frühstück bis zum Nachmittagskaffe; ich bin dann immer so furchtbar müde und fahre doch auf, wenn mich die Müdigkeit übermannen will. Von 4 Uhr an wird es dann besser.« Gleiches auch rückblickend an Friedlaender am 25. September:

»Es war ein sonderbares Leben da draußen in Villa Gottschalk, – die Nacht, bang und oft schlaflos, war lang und der Tag oft noch länger, dennoch stellten sich gute Stunden ein, die Luft erquickte, der Vormittag ging so hin und von 5 Uhr an kam ein Stück erquickliche Zeit, ich sah nach Ihnen aus und dann begannen die Plaudereien und die Spaziergänge auf und ab und dabei die Hoffnung auf 2 Nichtbeller [...] und vielleicht ein Stück ruhigen Schlaf.«

Stellvertretend für mehrere Briefzeugnisse aus dieser Zeit Passagen aus einem Brief an Zöllner vom 5. September:

»Jedenfalls ist mir Humor und heitre freie Betrachtung gänzlich abhanden gekommen. Ist dies eine Schuld, so fällt ein gut Theil davon auf meine Krankheit, die Art derselben bestimmt oft unsre Stimmung. [...] Wenn Du mich wiedersiehst, wirst Du wenig Freude an mir haben. Alles hin und ich gehe bangen Tagen entgegen. Immer geängstigt, gequält und kein Schlaf.«

Auch hier, wie in anderen Briefen, die Ahnung, daß es sich bei der Krankheit um etwas Übermächtiges handelt, gegen das der eigene freie Wille nicht aufkommt.

Und doch gibt es in dieser Zeit einen weiteren Lichtblick: Am 28. August berichtet Emilie dem Sohn Theo,[39] daß der Patient eine neuerliche Hitzewelle »verhältnismäßg besser« ertragen habe als diejenige zu Anfang des dortigen Aufenthalts. Auch ist man zur Rückkehr nach Berlin jetzt fest entschlossen, wenn auch nicht ohne Zukunftsangst. Die Heimkehr wird jetzt nur noch aufgeschoben aus Besorgnis wegen der Cholera, die gerade in diesen Tagen in Hamburg täglich an die 500 Todesopfer forderte.[40] Die Angst vor dem Übergreifen der Epidemie auf das übrige Deutschland war damals allgemein. Daß es sich in Hamburg um eine Trinkwasserepidemie handelte, daß also für Berlin keine ernste Gefahr bestand, konnten die Fontanes nicht wissen.

Vorgeschlagenen Therapien ist Fontane mit gesunder Skepsis begegnet. Zu dieser Zeit ging gerade Brown-Séquard mit seinen Verjüngungsversuchen durch Injektion von Tierhodenextrakt (zunächst im Selbstversuch) in die Medizingeschichte ein und erregte großes Aufsehen bei seinen Zeitgenossen. Am 24. August schreibt Fontane an Mete: »Max Nordau hat mir sagen lassen: er würde mich durch Einspritzungen Brown-Seguard'scher Flüssigkeit zu heilen suchen. Er fügt auch hinzu, woraus diese Flüssigkeit gemacht wird und dabei ist mir wieder etwas unheimlich geworden.«

Auch zu einer zweiten Reise nach Breslau zur Elektrotherapie ist es nicht gekommen. Maßgebend waren dabei für Fontane die hohen Kosten bei vermutlich geringer Erfolgsaussicht sowie die Beschwerlichkeiten der Reise und des Hotelaufenthalts. Die Verpflegung »wird aber da schlimm werden. Und dazu die verzweifelte Lokusfrage in Hotels« – so am 26. August an den Sohn Friedrich. Aber auch Skepsis den Arzt Hirt betreffend wird im Spiel gewesen sein. Wir erinnern uns des »Na na« zu Hirts Behandlungsvorschlag. »Hirt im Besondren ist ein Meister und Magier« schreibt er an Mete am 1. September. »Magier« ist nicht unbedingt ein Kompliment, wenn es um einen Arzt geht, weil es an Hokuspokus erinnert. Und genau das ist offenbar gemeint. Am 22. August 1893 wird Fontane Mete mitteilen, daß Hirts Lehrer Charcot kürzlich gestorben ist. »Charcot, dessen Bild Du bei Hirt sahst und der so recht eigentlich der Hocuspocus-Vater ist, was seine großen Verdienste nicht ausschließt«.[41]

Der Rückkehr nach Berlin hatte Fontane mit Bangen entgegengesehen. Und wieder kam es anders. »Es ging alles besser, als ich erwartet hatte« heißt es im Tagebuch. Am 15. September berichtet Emilie an Friedlaender:

»›Seit einem halben Jahr habe ich nicht einen so ausgeschlafenen Eindruck gehabt, wie nach dieser Nacht‹ so trat mein geliebter Alter heut morgen an den Frühstückstisch. […] Aber ich will chronologisch verfahren, […] Er kam […] für seine Verhältnisse leidlich hier an, aß mit Appetit u. verlangte nach seiner ›grünen Lampe‹[42] ich athmete auf, also wieder Licht. Dinstag kam unser Arzt, sichtlich erschrocken über die Abmagerung, aber beruhigt, als er hörte, mein Mann litte nicht an Schwächezuständen u. wäre stundenlang am Tage fähig spazieren zu gehn. Er verordnete kein Schlafmittel, aber eine täglich viermal zu nehmende Medizin. Erklärte das krankhafte Abwehren des Schlafes am Tage für thöricht u. fand den Appetit brillant. Mir sprach er Muth ein u. – Hoffnung. Jetzt erwarte ich ihn, um zu hören wann die Kur bei Dr. Rosenbaum, den er uns vorgeschlagen u. der Assistent von Dr. Mendel ist, beginnen soll; gewiß wird er sich freuen, welch Wunder seine Medizin bewirkt hat. […] Mein Mann […] bereut nicht einen Moment, seinen Aufenthalt [im Riesengebirge] abgekürzt zu haben. […] Kann es möglich sein, daß

die letzten Monate wie ein schwerer Traum hinter uns liegen? [...] Eben war der Arzt hier. Er wünscht, da seine Medizin solchen Einfluß geübt hat, die galvanische Kur noch aufzuschieben, im günstigen Falle ganz zu unterlassen. Er hofft, die Nerven meines Mannes berappeln sich durch Schlaf, viel Essen, Wein u. Bier trinken u. spazieren gehn. Er sprach sogar von baldiger, geistiger Arbeit u. er gehört eigentlich nicht zu den Optimisten. Also hoffen wir!«[43]

Die »galvanische Kur« ist dann doch noch durchgeführt worden. Sie war mehr aufregend als beruhigend, wie wir von Fontane erfahren haben, und wohl eher ein Akt kollegialer Höflichkeit der Berliner Ärzte gegenüber Hirt, denn Professor Mendel hielt überhaupt nichts von der Elektrotherapie der Psychosen.[44]

Delhaes sollte recht behalten mit seinem Optimismus. Am 25. September schreibt Fontane an Friedlaender in dem bereits erwähnten Brief mit der Rückerinnerung an die trüben Tage im Riesengebirge: »Das ist nun anders, besser in vielem, aber doch nicht in allem. Ich habe viel mehr Schlaf, selbst guten, ruhigen, aber die Gesammtstimmung ist freudlos«. Doch es geht weiter aufwärts. Über Schlaflosigkeit klagt er nur noch einmal am 1. Oktober, über Schwindelgefühl[45] (»Turkeln«) in Briefen an Friedlaender am 21. September und 17. Oktober und findet an diesem Tag sein Befinden zufriedenstellend. Nach dem 22. Oktober kein Wort mehr über aktuelle psychische Störungen, die man als krankhaft ansehen könnte.

Jetzt, im letzten Oktoberdrittel,[46] ist Fontane »so weit wiederhergestellt [!],«[47] daß er Delhaes' Rat vom 15. September zu »baldiger, geistiger Arbeit« folgen kann. Autobiographisches wird in Angriff genommen, ein Verlegerwunsch seit Jahren: *Meine Kinderjahre.* »Ich darf sagen, mich an diesem Buch wieder gesund geschrieben zu haben« schreibt Fontane. Wir dürfen sagen: Er wäre auch ohne dieses Buch wieder gesund geworden. Wir dürfen das sagen, weil wir wissen, daß eine depressive Phase früher oder später, in den allermeisten Fällen nach spätestens neun Monaten, auch ohne Behandlung endet, und weil wir den Weg vom Tiefpunkt der Depression im Juli bis zur weit fortgeschrittenen Genesung im Oktober genauer verfolgt haben. Patienten sehen oft Erfolge der Behandlung bei Krankheiten, die auch ohne Behandlung ausgeheilt wären – das erleben die Ärzte jeden Tag, und für die Kurpfuscher ist es sogar die Existenzgrundlage – und so hat Fontane eine leichte, unterstützende schriftstellerische Beschäftigungstherapie[48] als die eigentliche Ursache der Heilung angenommen. Man sollte doch auch nicht verkennen, daß eine vorausgegangene entscheidende Besserung diese Beschäftigungstherapie überhaupt erst ermöglicht hat.

Das Buch *Meine Kinderjahre* ist weit eher als Symptom denn als Ursache

der Genesung anzusehen.[49] Damit verlieren psychoanalytische Spekulationen über die Rolle der *Kinderjahre* bei der Heilung Fontanes die Grundlage. Wozu einem eine Beobachtung des Psychiaters Weitbrecht einfällt:

»Die Fähigkeit, etwas zur Psychologie eines Mitmenschen auszusagen, ist freilich ungemein verschieden entwickelt. […] Am unbrauchbarsten sind zumeist die Kommentare ›Gebildeter‹, die irgendwo an der ›Tiefenpsychologie‹ geschnuppert haben und für unvoreingenommenes Beobachten verdorben sind, weil sie zu wissen glauben, ›was dahintersteckt‹.«[50]

Fassen wir zusammen: Es hat sich 1892 um eine schwere Depression mit Freudlosigkeit, Gefühlsverarmung, Hemmung, deutlich vor allem als Schreibhemmung, Entschlußlosigkeit, unmotivierter Angst, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, starker Abmagerung und den typischen Tagesschwankungen gehandelt, mit der ganzen Skala der endogen depressiven Symptomatik also. Typisch ist es auch, daß die Krankheit in einer zeitlich exakt abzugrenzenden Phase abläuft (von Anfang März bis Ende Oktober) und daß danach die Primärpersönlichkeit, was Intelligenz und Gefühlswelt angeht, voll wiederhergestellt ist. Schließlich gibt es auch zumindest Verdachtsmomente, was weitere depressive Phasen Fontanes und manisch-depressive Erkrankungen bei Blutsverwandten angeht.

Alles spricht für eine endogene Depression Fontanes im Jahre 1892, die Gemütskrankheit, die – ich zitiere wieder den Psychiater Weitbrecht – »sinnlos aus dem Dunkeln zugegriffen hat und den Menschen in so unheimlicher Weise bis in die Tiefen seines gewohnten Wesens und Verhaltens hinein zu verändern vermag.«[51] Frau Emilie und Tochter Mete aber haben Fontane Vorwürfe wegen seines Verhaltens in der Krankheit gemacht.[52] Sie konnten es nicht besser wissen. Fontane hat gewußt, daß solche Vorwürfe unberechtigt waren. Er hat auch erkannt, daß die Medizin seiner Zeit seinem Krankheitszustand nicht gewachsen war. Am 22. Mai 1893 schreibt Fontane an Friedlaender:

»Das steht mir jetzt ganz fest: die ganze Behandlung war falsch, schablonenhaft, grausam. Es ist gewiß ganz richtig, daß es bei Nervenkranken einen hochgradigen Kranken-Egoismus giebt, ich habe diesen Kranken-Egoismus aber sicherlich nicht gehabt, sondern habe mich umgekehrt in dieser schweren Zeit besser benommen, als zu irgend einer andern Zeit meines Lebens. Ich bin von dem allem so sehr durchdrungen, daß ich darüber, am liebsten in einer Medizinischen Zeitschrift, mich auslassen möchte, um vor groben Fehlern zu warnen; ich habe aber nicht mehr die Kraft dazu und muß hoffen, daß sich über kurz oder lang statt meiner ein Andrer findet.«

Der Andre war bereits auf dem Wege. Es war Kraepelin, der große Psychiater, dem wir die Grundlagen einer modernen Klassifikation der Psycho-

sen verdanken, der auch das manisch-depressive Irresein (*manisch-depressive Erkrankung* sagen wir heute) als Krankheitseinheit erkannt hat.[53] Seit Kraepelin müssen die »groben Fehler«, unter denen Fontane zu leiden hatte, nicht mehr vorkommen.

Anmerkungen

Alle Briefzitate, wenn nicht anders vermerkt, aus HFA Abt.IV.

1 Schon am 21. Mai. Vgl. an C. R. Lessing 23.5.1892.

2 Schon kurz nach dem 20. Oktober. Vgl. an Friedländer 1.11.1892.

3 GBA. *Tage- und Reisetagebücher,* Bd. 2, S 257f.

4 Worauf schon von philologischer Seite hingewiesen wurde. Vgl. Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* Berlin 1997, S. 371.

5 Antonie Meinecke: *Erinnerungen an Theodor Fontane und seinen Hausarzt Dr. Wilhelm Delhaes.* In: *Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte* 15/1964 S. 161–163.

6 Vgl. Carola Bury: *Die Krankheiten der Arbeiter (1871–1878) von Ludwig Hirt.* In: *Dynamis Acta Hispanica ad Medicinae Scientiarumque Historiam Illustrandam.* Granada. Vol. 5–6 /1985–86.

7 Vgl. Ludwig Hirt: *Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten.* Wien und Leipzig 1890. S. 211f. 2. Aufl. 1894. S. 213f. – Die »acute Hirnanämie« (gleichbedeutend mit Ohnmacht) steht bei Fontanes Krankheit von 1892 nicht zur Diskussion.

8 Ebd. 1. Aufl. S. 212. 2. Aufl. S. 214.

9 Ebd. 1. Aufl. S. 416. 2. Aufl. S. 448f.

10 Ebd. 1. Aufl. S. 416. 2. Aufl. S. 449.

11 Ebd. 1. Aufl. S. 415. 2. Aufl. S. 447f.

12 Ebd. 1. Aufl. S. 417f. 2. Aufl. S. 450.

13 Vgl. Ludwig Hirt: *Lehrbuch der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie.* Stuttgart 1893. S. 185.

14 Vgl. Hans-Heinrich Reuter: *Fontane.* Berlin 1968. Bd. 2. S. 767. – Heinz Ohff: *Theodor Fontane. Leben und Werk.* München 1995. S. 391. (Die Annahme Ohffs, Delhaes habe den »Zusammenbruch von 1892« speziell auf *Effi Briest* zurückgeführt, ist m. W. nicht belegt.) – Edda Ziegler: *Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt.* Berlin 1996. S. 9.

15 Theodor Fontane: *Meine Kinderjahre.* Hrsg. v. Otto Drude. Frankfurt am Main 1988. S. 256. (Nachwort).

16 Sie ist als Ursache geistig-seelischer Störungen nicht so häufig, wie noch vor wenigen Jahren angenommen. Die Mehrzahl der einschlägigen Krankheitsfälle rechnet man heute der Alzheimer-Krankheit zu.

17 Vgl. Manfred Dierks: *Reisen in die eigene Tiefe – nach Kessin, Altershausen und Pompeji.* In: *Thomas-Mann-Studien.* Frankfurt am Main Bd. 18/1998. – Michael Masanetz: *Vom Ur-Sprung des Pegasus. Meine Kinderjahre oder die schwere Geburt des Genies.* In: FBl 65–66/1998 S. 87–124.

18 Uwe Henrik Peters (Hrsg.): *Wörterbuch der Psychiatrie, Psychotherapie und medizinischen Psychologie* 5. Aufl. München, Wien 1999.

19 Ohff, wie Anm. 14. S. 384.

20 Vgl. Johannes Wilkes: *Depression und Heilung.* In: *Deutsches Ärzteblatt* 18.9.1998. S. 1673f. [Beitrag zum Fontanejahr]

21 Vgl. an Mete 5.5.1883: »in 4 1/2 Monaten nicht einen Strich«.

22 Vgl. an Mete 13.8.1885.

23 Ebd.

24 Vgl. an Mete 8.7.1893: »Mendels Pillen«. – Tagebuch 1894 (wie Anm. 3): »Professor Mendel versucht sein Heil«.

25 Vgl. Elisabeth Brügmann: *Mete Fontane in Waren – ihr Leben und ihr Tod.* In: FBl 53/1992 S. 79–105.

26 Ehebriefwechsel.

27 Theodor Fontane: *Briefe an Georg Friedlaender.* Hrsg. v. Walter Hettche. Frankfurt am Main und Leipzig 1994.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Vgl. Anm. 1.

31 In: Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* Berlin 1997, S. 371f.

32 Wie Anm. 27.

33 Vgl. an Friedlaender 10.6.1892.

34 FA.

35 Ebd.

36 Ebd. – Besonders bei Berücksichtigung dieser Briefstelle, die Wilkes (wie Anm. 20) noch nicht vorlag, wird man Fontanes Depression als schwer (statt mittelschwer) einstufen dürfen.

37 Vgl. die Erwähnung der niedrigen und dabei »starren« Pulsfrequenz (34–36 pro Minute) in den Briefen an Friedlaender v. 15.3.1898, an Karl Eggers v. 22.7.1898 und an Emilie v. 18.9.1898. – Ein Herzblock ist hier sicher, ein totaler Herzblock (vollständige Unterbrechung der Reizleitung von den Herzvorhöfen zu den Herzkammern) bei der starren Frequenz wahrscheinlich.

38 Wie Anm. 31. S. 372.

39 Ebd.

40 Vgl. Stefan Winkle: *Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen.* Düsseldorf Zürich 1997, S. 233–237

41 Eine Beurteilung, der sich der heutige Medizinhistoriker anschließen wird.

42 Der Arbeitslampe hatte Fontane schon früher »antidepressive« Wirkungen zugeschrieben. »ich zünde meine Arbeitslampe an und verscheuche mit ihrem milden Licht, den ganzen Trübseligkeits-Nebel.« (An Schwester Lischen 16.12.1876. In: Prop Bd. 2. 5. 331.)

43 Wie Anm. 27.

44 Vgl. E. Mendel: *Die Manie.* Wien u. Leipzig 1881. S. 192.

45 Fontane hat im Tagebuch diesen »Schwindelzustand« auf »Blutleere im Gehirn« zurückgeführt. Es gibt Schwindelgefühl als körperbezogene Mißempfindung bei Depressionen. Es gibt viele weitere Ursachen für Schwindelzustände. Was bei Fontane die Ursache war, bleibt ungewiß.

46 Vgl. Anm. 2.

47 Vgl. die Tagebucheintragung S. 81.

48 »eine zusätzliche Hilfe« schreibt Wilkes (wie Anm. 20).

49 Dies stellt bereits Wilkes zur Diskussion (ebd.).

50 H. J. Weitbrecht: *Psychiatrische Fehldiagnosen in der Allgemeinpraxis.* Stuttgart 1966. S. 39.

51 Ebd. S. 13.

52 Vgl. an Friedlaender am 29.9., 14.10. u. 7.11.1892.

53 1892 hätte Kraepelin allerdings einen Zustand wie den Fontanes noch als »Melancholie« des höheren Lebensalters (mit schlechter Voraussage) eingestuft. 1907 jedoch ließ er sich durch G. L. Dreyfus überzeugen, daß auch diese »Melancholie« in den allermeisten Fällen »ein Zustandsbild des manisch-depressiven Irreseins« ist. Vgl. Gerhard A. E. Rudolf: *Depression und höheres Lebensalter.* Darmstadt 1993.

Rezensionen

Rolf Selbmann: Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus. Bielefeld: Aisthesis Verlag 1999. 159 S. DM 29,80

Dieses Buch ist gleichsam das Produkt der Verwunderung über eine simulierte Wirklichkeit in den Literaturwissenschaften. Es konstatiert ein gravierendes Defizit in der Forschung und unternimmt es, die Implikationen und Folgen dieses Defizits bewußt zu machen sowie einen nicht unerheblichen Teil der Lücke zu schließen. Die Forschung zum sogenannten bürgerlichen oder poetischen Realismus in der Literatur des 19. Jahrhunderts hat sich bislang vor allem an zwei Schwerpunkten orientiert: Sie setzt sich mit den Konzeptionen von Realismus in der Literatur auseinander, und sie richtet ihr Augenmerk dabei vor allem auf die Erzählkunst, die Novellistik und die großen Zeit- und Gesellschaftsromane also. Es sind diese Gattungen, die mit einer gewissen Berechtigung, aber auch mit einem auffallenden Mut zur Lücke gerne mit der Literatur des Realismus schlechthin identifiziert werden: Der Realismus ist die große Epoche des Erzählens. Eine solche Festlegung übersieht zumeist, daß nicht wenige Autoren sich selbst als verhinderte Dramatiker empfanden und ihr gescheitertes Bemühen sich ein Ventil in ihren »Komödien und Tragödien in Prosa« suchte, wie dies zum Beispiel in Gottfried Kellers Novellen zu beobachten ist. Sie übersieht auch, daß die meisten der großen und repräsentativen Erzähler dieser Epoche – so wie Storm, Meyer, Keller und Fontane – zugleich formkritische, reflektierende und fruchtbare Verfasser lyrischer Texte waren. Ein Germanist, der sich mit der Lyrik des Realismus beschäftigen möchte, findet sich daher mit der merkwürdigen Situation konfrontiert, daß die Forschungsliteratur über die Epochenproblematik, Realismustheorien, die Konzeptionen realistischen Erzählens sowie Interpretationen zur Erzählkunst der genannten und vieler anderer Autoren inzwischen ganze Bibliotheken zu füllen vermögen, während er lange suchen muß, bis ihm eine Darstellung zur Lyrik des Realismus in die Hände fällt.[1] Und selbst wenn nicht wenige Einzeluntersuchungen wichtige Erkenntnisse für die Balladenkunst oder die Alterslyrik erschlossen haben – eine Gesamtdarstellung über Fontane als Lyriker gibt es bis heute nicht. Ferner muß die – notwendige, aber doch auch ungelenke – Unterscheidung zwischen programmatischem und »pragmatischem« Realismus auffallen, die beinahe alle Darstellungen zur Literatur des Realismus durchzieht, die Trennung von Theorie und Praxis also respective die Beobachtung, daß die prominentesten Theoretiker des Realismus nur zu einem geringen Teil auch gute Erzähler waren, während die herausragenden Erzähler der Epoche auf die umfassende Formulierung ihres theoretischen Hintergrundes gerne verzichteten, um sich lieber auf die praktische Umsetzung ihrer Vorstellung von realistischer Dichtung zu konzentrieren.[2] Möglicherweise ist es das Unbehagen an

einer solchen doppelten Buchführung, flankiert von dem untergründigen Verdacht, daß die geläufige Vorstellung von Realismus und die gewohnten Erwartungen an Lyrik schlecht miteinander zu vereinbaren sein könnten, welches dafür verantwortlich zu machen ist, daß die Lyrik des Realismus als prägnante Ausdrucksform einer Epoche bislang so wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Ein solches eingestandenes Unbehagen bietet auch für Rolf Selbmann den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzung mit lyrischem Realismus und realistischer Lyrik. Die grundsätzliche Frage, in welcher Weise denn die Lebenswirklichkeit in die Texte eingeht bzw. wie diese auf sie reagieren (S. 7), scheint zunächst nur auf die Absicht der soliden Textinterpretation zu verweisen; ihr eignet zudem nichts »Lyrikspezifisches«, sie ließe sich vielmehr mit gleicher Berechtigung auf alle anderen Gattungen realistischer Literatur anwenden. Eine herausfordernde Spannung aber erhält diese bescheidene Formulierung des Erkenntnisinteresses durch die These, Lyrik des Realismus sei in besonderer Weise als »eine jener Gelenkstellen« anzusehen, an der die konkreten Texte und die Erklärungsmodelle für die Epoche »am wenigsten zusammenpassen« (7).

Insofern impliziert es eine weitere Herausforderung, wenn sich der Autor für seine Untersuchungen gerade solche Gedichte vornimmt, die zu den bekanntesten und am meisten interpretierten lyrischen Texten dieser Epoche gehören, Gedichte von Heine oder Fontane etwa, die seit langem als Bildungsgut und Schulklassiker vereinnahmt werden oder solche wie Mörikes *Auf eine Lampe*, die zum »Modellfall für die methodische Reflexion über erlaubte und überzogene Textspekulationen« wie für die »Holzwege« der Interpretation wurden (47). Zu einer interessanten Lektüre wird dieses Buch aber nicht nur deshalb, weil es dem Leser anregende und manchmal provozierende Alternativen zu lieb (oder bequem) gewordenen Sichtweisen aufzeigt, sondern auch, da sich der Autor nicht immer konsequent an seinen Vorsatz hält. Diese »Ausreißer« sind allerdings mehr als bloße Kuriosität, auch wenn eine pathetische *Ode an den Sauerstoff* oder ein Gedicht über Vogelmist [!] zunächst den Verdacht nähren könnten, sie dienten der humoristischen Auflockerung. Joseph Viktor von Scheffels Gedicht *Guano* aber artikuliert mit dem respektlosen Lobgesang auf den »gediegensten Mist« scharfe Wissenschaftskritik (100f.) und kann ähnlich wie die lyrischen Befunde über Sauerstoff und Stoffwechsel präziser als die »ernste« Lyrik das Verhältnis von Kunst und Naturwissenschaft an einer Nahtstelle der Epoche verorten.

Diesen Nahtstellen und Übergangszonen gilt überhaupt ein besonderes Interesse der diskursiven Erkundungen, was die Entscheidung des Autors befördert haben mag, die gebräuchlichen Formen wissenschaftlicher Darstellung zu umgehen und statt dessen eine alte Tradition lebendig auszugestalten: die des wissenschaftlichen Diskurses. Das Buch ist in zehn Gesprächskapitel untergliedert, in denen zwei Gesprächspartner ihre Fragen, Hypothesen, Gedanken und Asso-

ziationen zur Lyrik des Realismus miteinander diskutieren. Die Interpretationen und Textanalysen von Heine bis Rilke, denen die Gespräche 2 bis 9 gewidmet sind, werden eingerahmt von grundsätzlichen Erörterungen über Prinzipien des Realismus in der Lyrik im ersten und zehnten Gespräch, welche die textbezogenen Überlegungen vorbereiten bzw. zusammenfassen. Nicht alle Probleme, die die Diskussionspartner aufwerfen, können differenziert ausdiskutiert oder gar erschöpfend geklärt werden; wichtig ist aber vor allem, *daß* diese Fragen und daß sie *so* gestellt werden. Der Autor verzichtet damit nicht auf eine verantwortliche und schlüssige Argumentationsstruktur, nutzt aber bewußt die Möglichkeiten der Offenheit und des Zweifels, welche sich in einem solchen Gespräch anders artikulieren lassen als in den gewohnten Formen der wissenschaftlichen Darstellung.

Die fiktiven Gesprächspartner ergänzen sich oft einvernehmlich, und manchmal wünscht man sich eine deutlicher ausgeführte Kontroverse, einen widerspruchslustigeren Streit, wie ihn der Seminarleiter nicht selten erlebt, wenn sich »seine« Studenten partout nicht auf die aufgezeigten Pfade einlassen wollen. Dennoch erlaubt die Mischung aus freundschaftlichem Streitgespräch und didaktisch erprobtem fragend-entwickelndem Verfahren kühnere, auch mutiger verallgemeinernde Formulierungen, die sich der zünftige Literaturwissenschaftler in der Regel nur in Anführungszeichen gestattet. So ermöglicht der Lyrikdiskurs als Diskurs über Lyrik den großen Bogen der Thesenbildung und der assoziativen Verknüpfung, das Abweichen von scheinbar eindeutigen Sichtweisen, zugleich aber auch den aufmerksamen Blick für das stilistische, motivische, metaphorische Detail, wie es nur das genaue Lesen, das an Hintergründe und Verwandtes anknüpft, möglich macht.

Die Gespräche verweilen oft an jenen Nahtstellen und Verwerfungen, welche die einzelnen Gedichte im Verhältnis zu anderen Exemplaren ihrer Gattung kennzeichnen, Nahtstellen aber auch, die mitten durch das einzelne Gedicht verlaufen und so seine besondere Position innerhalb oder am Rande der Epoche des Realismus markieren helfen. Die theoretischen Vorüberlegungen wie die Betrachtung der einzelnen Texte setzen den Realismus nicht als Konzept der Abbildung, sondern als »Wahrnehmungsbegriff« voraus und gehen von dem Verdacht aus, daß sich im darstellenden Realismus und insbesondere in der Lyrik ein »Willensakt« manifestiere, der »eigentlich gegen die empirische Wirklichkeit gerichtet« sei (15), indem er dem Andringen des rationalistisch-prosaischen Chaos des Tatsächlichen eine eigene, wenn auch fragile Ordnung entgegensetzt. Inwieweit dies Symptom eines Verdrängungsmechanismus ist oder der Versuch, die Gestaltung des lyrischen Textes zum Ausdruck des Bewußtseins dieser Fragilität werden zu lassen, soll die Beschäftigung mit den Gedichten im Hinblick auf ihren »jeweils perspektivischen Ausdruck der Epoche« (23) klären.

Die Anordnung der Gespräche folgt im wesentlichen der Chronologie der

Entstehung der Gedichte, setzt aber zugleich thematische Schwerpunkte. So verfolgt das Gespräch über das »Ende der Kunstperiode« (25ff.), das sich auf Heinrich Heine konzentriert, »die ersten Spuren eines lyrischen Realismus [...] im experimentellen Spiel mit dem Kernbestand des Romantischen« (34). Einem in Rezeption und Interpretation so überstrapazierten Gedicht wie Heines *Loreley* lassen sich aufschlußreiche neue Aspekte abgewinnen, wenn man es als ein »selbstreflexives« Gedicht »über die ungeheure Verführungskraft romantischer Poesie« liest, das den »fragilen Illusionscharakter« romantischer Dichtung offenbart (28). Weitere Gedichte Heines lassen erkennen, wie das lyrische Ich zur »Schwellenfigur«, ja zur »Krisenfigur« wird, das sich »seiner eigenen Befindlichkeit in der Realgegenwart« stellt (36).

Von den Gedichten Mörikes wird nachdrücklich das immer noch recht gerne verwendete Etikett der selbstgenügsamen biedermeierlichen Behaglichkeit abgelöst, um in sensibler Analyse ihre Bedeutung als »Schwellengedichte«, die auf literaturgeschichtliche Umbrüche hindeuten, freilegen zu können. Die abschreckende Feststellung, Mörikes *Auf eine Lampe* sei »so berühmt und interpretationsgeschüttelt, daß niemand es mehr voraussetzungslos, gleichsam naiv lesen kann« (47), hindert Selbmann nicht daran, es mit dieser Konkurrenz aufzunehmen und ihr, vor dem Hintergrund der Epochenschwelle und des spezifischen Aussagecharakters des selbstreferentiellen Gedichts, eine neue Lesart entgegenzustellen. Den so heftig umstrittenen letzten Vers – »Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst« – liest er deshalb auch als einen Hinweis auf die »Seligkeit des Kunstwahrnehmens an einer literaturgeschichtlichen Schwelle des ›noch‹« (53f.), an der die konstitutive Rolle des Betrachters im Verhältnis zum Gegenstand notwendig einbezogen werden muß, um die Subjektivität der eigenen Position – auch der Kunstinterpreten – in ihrer Auswirkung auf die Perspektive auf das Kunstwerk reflektieren zu können.

Die weiteren Gespräche beschäftigen sich mit dem Realismus-Anspruch politischer Lyrik bei Freiligrath, Herwegh, Heine und Hebbel, denen Storms *Oktoberlied* als ein Beispiel für den »Ablösungsprozeß von der politischen Lyrik« (68) entgegengesetzt wird; mit der Thematisierung des Sehvorgangs und der lyrisch-metaphorischen Verwandlung des Wahrnehmungsprozesses in Gedichten Kellers, Hebbels und Storms (*Die Wirklichkeiten des Bildes*, S. 79ff.); mit den Auswirkungen der Fortschritte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert auf Individualitätserfahrung und Kunstbegriff (95ff.); mit der Reflexion von Geschichtlichkeit und Geschichtsbild in der Ballade am Beispiel von Fontanes *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland* (109ff.); mit der Diskussion um den Versuch der Einlösung realistischer Postulate bei Liliencron und Busch (121ff.) und schließlich mit der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der »Überwindung des Realismus«, die in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Fassungen des *Römischen Brunnens* von C.

F. Meyer diskutiert wird (135ff.). Auch hier wird noch einmal die für die Lyrik des Realismus als so charakteristisch gekennzeichnete Immanenz der Bruchstellen, das Zugleich von ›nicht mehr‹ und ›noch nicht‹ anschaulich, denn »Meyers Beitrag zur Überwindung des Realismus wäre [...] in der Simulation von Symbolkraft bei gleichzeitigem Festhalten an den traditionellen Bildvorstellungen anzusiedeln, als angedachtes Überschreiten des positivistischen Realismus, ohne seine Voraussetzungen schon ganz entbehren zu können.« (152)

Schade, daß der Klappentext des Verlages etwas betreibt, was einem Fontane-Leser immer verdächtig erscheint, den Autor auf etwas »festzunageln« nämlich. In diesem Fall geschieht dies durch die großzügige Vergabe des Etiketts »Gesamtdarstellung«; genau dies aber ist – wenn man es mit der pflichtgemäßen Kleinlichkeit des Rezensenten betrachtet – Selbmanns Buch nicht. Gemessen an dem umfassenden Anspruch eines solchen Prädikats fehlt hier manches. So fallen zum Beispiel die Kapitel über Naturwissenschaft in der Lyrik oder über Ballade und Geschichte recht knapp und exemplarisch aus; der Kenner realistischer Lyrik möchte gern in das Gespräch eingreifen, weitere Überlegungen und weitere Texte beisteuern. Und auch ein Blick auf Fontanes Alterslyrik und die in ihr vermittelte Realismusauffassung hätte gleich mehrere Abschnitte der Darstellung, die so anregend mit dem Konzept des Übergangs und der Bruchstellen argumentiert, bereichern können. Andererseits ist aber – darauf verweist schon die konsequent durchgeführte Gesamtkonzeption – Vollständigkeit weder in enzyklopädischer noch in literaturgeschichtlicher Hinsicht angestrebt. Wer also bereit ist, dieses Buch selbst als einen forschungsgeschichtlichen »Schwellentext« ernstzunehmen, der seine Aufgaben vor allem in der kritisch reflektierten Distanz, der bewußten Verunsicherung von Lese- und Wertungsgewohnheiten, der neuen Verortung möglicher und notwendiger Fragestellungen erblickt, somit der Einleitung und Beförderung einer umfassenden Diskussion über Lyrik im Realismus, dem sind vielerlei Anregungen und Entdeckungen sicher.

❑ Bettina Plett

Anmerkungen

1 Das Mißverhältnis zwischen Soll und Haben in der Lyrikforschung beschreibt schon Hugo Aust: *Literatur des Realismus*. Stuttgart 1977, S. 84ff. Die wichtigen und anregenden Beiträge von Fritz Martini, Richard Brinkmann oder Wolfgang Preisendanz, um nur einige zu nennen, haben sich vor allem auf die Erzählforschung ausgewirkt. Andere Studien lassen sich vorsichtiger nur auf »Lyrik im 19. Jahrhundert« oder auf ausgewählte Autoren und Problemstellungen ein.

2 Die verkürzende Zuspitzung einer übergreifenden Tendenz sei d. Verf. in diesem Rahmen ausnahmsweise gestattet. Exemplarisch seien hier einige »Phänomene« benannt: Ein wegweisender Förderer und Programmatiker realistischer Literatur wie Julian Schmidt hat sich ausschließlich mit der theoretischen Seite des Problems befaßt; ein Erzähler und Dramatiker wie Otto Ludwig, der Theorie und Praxis parallel führte, hat sich als Dichter auf lange Sicht nicht durchsetzen können und erscheint meist als Marginalie der Epochengeschichte, obwohl eine Neubewertung dringend notwendig wäre; ein sehr erfolgreicher Romanautor wie Friedrich Spielhagen nutzt seine der Klassik verpflichteten Überlegungen zur Romantheorie im wesentlichen zur nachträglichen Rechtfertigung der eigenen Produktion; ein prominenter Realist wie Theodor Fontane schreibt seinen als programmatisch aufgefaßten Aufsatz über die Prinzipien des Realismus ein Vierteljahrhundert vor dem ersten Roman und vertraut seine im weitesten Sinne theoretischen Überlegungen fortan fast ausschließlich Rezensionen, Briefen und privaten Notizen an.

Harald Tanzer: Theodor Fontanes Berliner Doppelroman: ›Die Poggenpuhls‹ und ›Mathilde Möhring‹. Ein Erzählkunstwerk zwischen Tradition und Moderne. Paderborn: Igel-Verlag 1997. 304 S. (Literatur- und Medienwissenschaft; 62) (Kasseler Studien zur deutschsprachigen Literaturgeschichte; 9) [Zugleich Diss. Univ. Regensburg 1996]. DM 58,–

Fontanes Verhältnis zur Moderne und die Bedeutung seines Werks für die Literatur des Zwanzigsten Jahrhunderts stehen seit einiger Zeit wieder im Blickpunkt der Forschung. Eine Studie, die Fontanes Stellung »zwischen Tradition und Moderne« zu ermitteln verspricht, darf insofern mit besonderer Aufmerksamkeit rechnen – umso mehr, wenn ihr erklärtes Interesse zwei vergleichsweise weniger beachteten Erzähltexten aus Fontanes Spätwerk gilt.

Harald Tanzer legt seiner Regensburger Dissertation eine originelle These zugrunde. Seiner Meinung nach stellen die beiden Romane *Die Poggenpuhls* und *Mathilde Möhring* nur oberflächlich besehen zwei Einzelwerke dar und sind eigentlich als die zwei Teile eines von ihrem Autor als »Doppelroman« konzipierten, zusammengehörenden Textes zu lesen. Diese These verbindet Tanzer mit einer Theorie zur Entwicklung des Romanschriftstellers Fontane. Sie baut im Ansatz auf bereits bekannten Erkenntnissen von Hans-Heinrich Reuter, Richard Brinkmann u.a. auf und läßt sich etwa so resümieren: Nachdem Fontane entdecken mußte, daß sich das in *Vor dem Sturm* erprobte poetologische Prinzip des »Vielheitsromans« nicht einfach von einem historischen Stoff auf die Darstellung der zeit-

genössischen Berliner Gesellschaft übertragen läßt (was ein möglicher Grund dafür ist, daß *Allerlei Glück* Fragment bleiben mußte), bedient er sich einer »polyperspektivischen« Erzähltechnik, um eine »poetische Integration« der »Totalität« dieser immer noch ständisch gegliederten Gesellschaft zu leisten (S. 22). Nach Tanzer gelingt es Fontane in *Irrungen, Wirrungen* zum letzten Mal, dieses Ziel zu verwirklichen und in ästhetisch überzeugender Form die Lebensweise der Vertreter verschiedener Stände in einem Roman zu gestalten (der spätere, ebenfalls das Problem der ›Mesaillance‹ behandelnde Roman *Stine* wird von Tanzer in diesem Zusammenhang nicht erwähnt). Anschließend, d. h. »nach 1888« (S. 22), zollt Fontane der zunehmenden Komplexität der zeitgenössischen Gesellschaft Tribut und rückt von dem Gedanken ab, ein umfassendes Bild seiner Zeit in einem einzelnen Werk zu geben. An seine Stelle, so Tanzer, tritt nun die Idee, einen »Doppelroman« zu schreiben, der es erlaubt, verschiedene, für sich genommen aber »ständisch einheitliche Weltanschauung<en>« (S. 22) wie Bild und Gegenbild nebeneinander darzustellen. Dank einer auf besondere Weise offenen, gewissermaßen auf zwei Romane verteilten Form von Berliner »Zeitroman« schafft es Fontane noch einmal, so Tanzer, am Beginn der Moderne und ihrer neuen ›Unübersichtlichkeit‹ die vom programmatischen Realismus des 19. Jahrunderts angestrebte »Totalität in der Darstellung gesellschaftlicher Wirklichkeit« (S. 23) zu erreichen. Die Entwicklung des alten Fontane, so darf man Tanzer wohl verstehen, läge dementsprechend in der Fortsetzung des alten Prinzips der Mimesis mit neuen Mitteln (und gerade nicht, wie oft gesagt wird, in der bewußten Abwendung von der den Realisten so teuren Abbildungsästhetik). Im Entwurf einer neuen, textübergreifenden Ästhetik des Nebeneinanders und in der Abkehr vom klassischen Konzept eines als organische und autonome Einheit gedachten Werkganzen wäre dann die poetologische Modernität des alten Fontane zu sehen.

Tanzers These klingt interessant und vielversprechend, und ihre Ausführung erwartet man mit Spannung. Was folgt, soviel sei gleich verraten, hält den hochgestecken Erwartungen allerdings nicht stand. Das erste Kapitel, das Tanzer als eine »Spurensuche« nach »Indizien« für Fontanes »Konzeption eines Doppelromans« versteht (S. 9ff.), bietet genau besehen nicht mehr als eine allgemeine Rekonstruktion von Fontanes Romanpoetik, die sich in erster Linie auf die bekannten Passagen aus Fontanes literaturkritischen Arbeiten stützt und deren Ergebnisse man im wesentlichen bereits in den einschlägigen Studien der älteren Forschung nachlesen kann.[1] Die von Škreb schon vor langer Zeit geforderte »Umkodierung« des schillernden poetologischen Begriffs der »Verklärung« in eine »soziologische Kategorie«[2] wird in diesem Zusammenhang auch von Tanzer nicht geleistet (obwohl eine solche »Umkodierung« gerade im Hinblick auf seine These von einer »Ständelehre« Fontanes von Interesse gewesen wäre). Letztlich, und vor allem dieser Einwand ist von Bedeu-

tung, vermag Tanzer seine These von der rettenden Idee eines »Doppelromans« als Ausweg aus einem poetologischen Dilemma durch keinen einzigen Beleg zu stützen. Von ihrem Ergebnis her gesehen demonstriert Tanzers »Spurensuche« in Fontanes kunsttheoretischen Schriften also ungewollt deutlich, was man gleich zu Anfang und ganz offen hätte sagen können: Fontane hat den Begriff des »Doppelromans« nie gebraucht und auch der Sache nach ein entsprechendes »Konzept« zu keiner Zeit vertreten. Es zählt zu den legitimen Freiheiten des Interpreten, *Mathilde Möhring* als Gegenstück zu den *Poggenpuhls* und Teil eines »Berliner Doppelromans« zu verstehen, aber ein solches Verständnis kann sich nicht auf eine erklärte Absicht des Autors berufen (die vieldiskutierte Frage, inwieweit *Mathilde Möhring* überhaupt abgeschlossen wurde und warum Fontane diesen Text und damit den zweiten Teil seines »Doppelromans« nicht zu Lebzeiten veröffentlicht hat, wird von Tanzer nicht angesprochen).

Was spricht nun unabhängig von der Intention des Autors dafür, die beiden Texte als einen »Doppelroman« zu lesen? Tanzers Argumente beziehen sich sowohl auf die Datierung und den Inhalt der erzählten Geschichten als auch die Form ihrer Präsentation. Tanzer verweist auf die »Zeitgleichheit der fiktiven Romanwirklichkeit« (S. 260) und meint damit, daß sich die fiktive Handlungswirklichkeit der *Poggenpuhls* auf das Dreikaiserjahr 1888 datieren läßt und die Handlung in *Mathilde Möhring* im gleichen Jahr beginnt (Belege für diese Datierung werden nicht gegeben). Beide Romane, so Tanzer, geben Einblick in eine Lebensweise, die durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand geprägt ist. Dabei ergänzen sie sich insofern zu einem umfassenderen Bild zeitgenössischen Lebens, als der Niedergang des alten Adels ein Gegengewicht im sozialen Aufstieg der kleinbürgerlichen Mathilde Möhring findet. Schließlich, so Tanzer weiter, sind beide Romane nach einem Dramenschema komponiert, dem man nur in den Erzählungen des Spätwerks begegnet und das im wesentlichen dem von Gustav Freytag in seiner einflußreichen *Technik des Dramas* geforderten »pyramidalen Bau« gehorcht.

Die genannten Argumente sind problematisch. Beginnt man mit der Erzählform, so ist die These, daß erst der alte Fontane die Komposition seiner Texte nach einem Dramenschema orientiere, kaum zu halten. Bereits die Komposition von *Grete Minde* folgt bis in Details hinein einem fünfaktigen »pyramidalen Bau«, und für *Schach von Wuthenow* läßt sich Ähnliches belegen.[3] Nicht *daß*, sondern *wie* Fontane Freytags Dramenschema verwendet, zeigt die Entwicklung des Autors und wäre als ein Argument für die Zusammenschau bestimmter Texte zu nutzen. Übergeht man das von Tanzer nicht weiter diskutierte Problem der Datierung der fiktiven Romanhandlung (schließlich werden in beiden Romanen keine Jahreszahlen genannt), dann vermag das Argument der »Zeitgleichheit« zumindest angesichts der Unterschiede in den Zeiträumen der behandelten Erzählzeit nicht zu überzeugen.

Kaum weniger fragwürdig erscheint die Behauptung, daß Fontane in den *Poggenpuhls* und *Mathilde Möhring* eine jeweils unterschiedliche, aber für sich genommen »ständisch einheitliche Weltanschauung« (S. 22) darstelle und mit beiden Werken schließlich die »Totalität« des zeitgenössischen sozialen Lebens zeige. Wäre eine Kombination aus ständischer Einheitlichkeit und »Totalität« das Ziel gewesen, dann hätte ein »Doppelroman« wohl bei weitem nicht ausgereicht, und Fontane hätte, wie etwa Balzac in seiner *Comédie Humaine*, einen Romanzyklus schreiben und zumindest auch der Lebensweise und den »Weltanschauungen« der Hofaristokratie und des vierten Standes einen eigenen Roman widmen müssen. Der Gedanke einer in zwei Romanwelten von ständischer Einheitlichkeit parzellierten »Totalität« scheint mir denn auch nicht fruchtbar zu sein. Tatsächlich wird doch z. B. in den *Poggenpuhls* nicht die Einheit einer bestimmten, ständisch geprägten Weltanschauung, sondern deren Auflösung vorgeführt. Ständisches Denken erscheint in der fiktiven Welt des Romans als nicht mehr zeitgemäß (»Immer bloß ›wir sind ja die Poggenpuhls‹, damit machen wir uns bloß bedrücklich« sagt Albertine von Poggenpuhl[4]), und im Mittelpunkt der erzählten Geschichte steht nicht die Uniformität, sondern die Vielfalt von Verhaltensweisen, mit denen die einzelnen Mitglieder einer verarmten adligen Familie auf die sich wandelnden Verhältnisse einer nicht mehr notwendig ständisch geordneten »modernen Welt«[5] reagieren. Wohl bewußt als ein Familienroman konzipiert, zeigt Fontanes Zeitbild ein Spektrum von individuell verschiedenen ›Lösungen‹ desselben Problems und ist auch insofern vielgestaltig und »polyperspektivisch« angelegt, als die Familienmitglieder sich an verschiedenen Orten aufhalten, in unterschiedlichen Gesellschaftskreisen verkehren und ihrerseits aus verschiedenen Perspektiven wahrgenommen und geschildert werden (so z. B. aus der Sicht des Hausmädchens Friederike oder auch der Portiersfamilie Nebelung).

Am Ende von Tanzers Arbeit bleibt von dem an und für sich verführerischen Gedanken eines »Berliner Doppelromans« außer dem Nachweis einer sehr allgemeinen »strukturelle<n> Bezogenheit« (S. 7) der behandelten Texte nicht allzu viel bestehen. Man fragt sich, ob hier nicht eine durchaus reizvolle Idee (nämlich eine Zusammenschau der beiden Romane *Die Poggenpuhls* und *Mathilde Möhring*) einer überzogenen These zum Opfer gefallen ist. Hätte man die beiden Romane wirklich so fraglos als »ein Erzählkunstwerk« einführen und abhandeln müssen? Berücksichtigt man die offensichtlich erdrückende Beweisnot, die sich Tanzer mit seiner Behauptung eingehandelt hat, dann wäre weniger in diesem Fall wohl mehr gewesen.

❑ Michael Scheffel

Anmerkungen

1 Vgl. hier z.B. die auch von Tanzer genutzten Arbeiten von HUGO AUST (*Theodor Fontane: Verklärung. Eine Untersuchung zum Ideengehalt seiner Werke.* – Bonn 1974), HANS EUGEN GRETER (*Fontanes Poetik.* – Diss. Bern u. Frankfurt/M. 1973) und INGRID MITTENZWEI (*Theorie und Roman bei Theodor Fontane.* – In: *Deutsche Romantheorien.* Hrsg. v. REINHOLD GRIMM. Frankfurt/M. u. Bonn 1968, S. 233–250).

2 Vgl. ZDENKO ŠKREB: *Fragen zum deutschen Realismus: Fontane.* – In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft.* 1979, S. 155–185, hier zit.: S. 182.

3 Vgl. dazu im einzelnen MICHAEL SCHEFFEL: *Drama und Theater im Erzählwerk Theodor Fontanes.* – In: *Aspekte des politischen Theaters und Dramas von Caldéron bis Georg Seidel: deutsch-französische Perspektiven.* – Hrsg. v. HORST TURK und JEAN-MARIE VALENTIN in Verbindung mit PETER LANGEMEYER. Bern u.a. 1996, S. 201–227.

4 HFA I, Bd. 4, S. 500.

5 Ebd., S. 483.

Theodor Fontane: Der Stechlin. Roman. Kritische Ausgabe. Im Auftrag des Instituts für Textkritik, hrsg. von Peter Staengle in Zusammenarbeit mit Roland Reuß. Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld/Roter Stern 1998. 406 S. DM 98,–

Die vom Verlag Stroemfeld/Roter Stern vorgelegte »kritische Ausgabe« des Romans *Der Stechlin* von Theodor Fontane hinterläßt beim Benutzer einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits wird hier erstmals ein Text Fontanes in seinen verschiedenen autorisierten Druckfassungen greifbar, was jeder kritische Leser dankbar begrüßen wird. Andererseits läßt die Edition eine Reihe von Fragen unbeantwortet, erscheint das methodische Vorgehen in mehreren Punkten unklar. Entfernt man die fehlorientierende Banderole mit der Aufschrift »Die Erstdrucke von 1897 und 1898 erstmals vollständig kritisch ediert« von dem Band, bleibt ein bestechender editorischer Ansatz. Es geht um nichts weniger als um die historisch-kritische Edition der Werke Fontanes, vorgeführt zunächst einmal an *einem* Text in seinen autorisierten Druckfassungen. Obwohl sich der wissenschaftliche Diskurs bereits mehrfach mit Wortmeldungen, Vorarbeiten und Teilversuchen dieses Themas angenommen hat,[1] erschien die Realisierung einer historisch-kritischen Fontane-Edition bislang unausführbar, manch einem sogar überflüssig. Jetzt ist die kritische Ausgabe eines einzelnen Werks Fontanes in greifbare Nähe gerückt. Auf die in Aussicht gestellte »kritische Edition« der *Stechlin*-Handschriften kann man gespannt sein, zumal das Institut für Text-

kritik für seine bemerkenswerten neuen Editionsmodelle und -verfahren bekannt ist. Tempora futura. Hier geht es um eine Beurteilung dessen, was vor uns liegt.

Die von Peter Staengle in Zusammenarbeit mit Roland Reuß vorgelegte *Stechlin*-Ausgabe gibt sich als erster Band einer neuen Reihe »edition Text« zu erkennen, die offenbar die vom Institut für Textkritik herausgegebene editionstheoretische Reihe »Text« mit praktischen Beispielen begleiten soll. Die Bände 2 und 3 dieser Editionsreihe sind William Faulkners *Mississippi* (Faksimile-Edition mit Übersetzung) und René Schickeles *Die blauen Hefte* (1932–33) gewidmet. Auch äußerlich wird der Zusammenhang der neuen Reihe »edition Text« mit der Zeitschrift »Text« deutlich gemacht. Unter diesem Aspekt mag das mehr »rubehn- als Vander-Straaten-hafte« Äußere der *Stechlin*-Ausgabe, die trotz ihrer schlichten Ausstattung 98 Mark kostet, verständlich erscheinen. Wie man dem Prospekt des Instituts für Textkritik entnehmen kann, soll die Reihe »edition Text« der »historisch-kritischen Edition exemplarischer Einzeltexte« dienen. Eine über diesen einzelnen Band hinaus reichende Konzeption für eine neue Fontaneausgabe scheint also, wenigstens zum gegenwärtigen Zeitpunkt, nicht vorzuliegen. Immerhin ist die »kritische Edition« der überlieferten Handschriften des *Stechlin* geplant – »in Vorbereitung« (S. 392) ist wohl etwas zu viel gesagt, denn im Theodor-Fontane-Archiv, in dem bekanntlich Teile des Manuskripts liegen, darunter das 46. Kapitel mit den verschiedenen Schlußfassungen, an denen sich das dramatische Ringen des Autors um den Romanschluß ablesen läßt,[2] war von den Vorbereitungen einer solchen Edition bislang noch gar nichts bekannt.

Die Erwartungen, die die Ankündigung des Bandes erweckte, werden in fast allen Punkten enttäuscht. Es fällt auf, daß der Begriff »historisch-kritische Edition«, der für die exemplarisch gemeinten Ausgaben der Reihe »edition Text« in den Verlagsprospekten in Anspruch genommen wurde, nicht im Band *Der Stechlin* selbst verwendet wird. Hier ist – sowohl auf der Titelseite als auch im editorischen Bericht – nur von »kritischer Edition« bzw. »kritischer Einzeledition« die Rede. Aber auch für eine kritische Studienausgabe ist der wissenschaftliche Apparat, der dem Band beigegeben ist, ausgesprochen dürftig. Ein Kommentar, in dem einzelne Stellen erläutert werden, fehlt dieser Ausgabe völlig. Neben dem knapp gehaltenen editorischen Bericht wird – nach dem Vorbild der Hanser-Ausgabe und nicht über das bereits bekannte Material hinausgehend – die Entstehungsgeschichte des Romans anhand von Auszügen aus Briefen, Tagebüchern und anderen Quellen dokumentiert. Die referierende Darstellung der Entstehungs- und Editionsgeschichte ist lapidar und bietet nichts Neues, die Rezeptionsgeschichte des Werkes wird mit keinem Wort erwähnt.

Obwohl die philologische Arbeit der besprochenen Ausgabe sehr sorgfältig gewesen ist, genügt auch die Darbietung des Textes und der Varianten in mehreren Punkten nicht den Anforderungen an eine historisch-kritische bzw. kritische

Ausgabe. Der konstituierte Text folgt dem Erstdruck der Buchausgabe, Untersuchungen darüber, ob das benutzte Exemplar überhaupt zum ersten Druck bzw. zur ersten Auflage gehört, sind allerdings nicht angestellt worden. Schwerwiegender sind die Defizite, die daraus resultieren, daß das genetische Verhältnis der kollationierten Textfassungen zueinander nicht geklärt wird, eine Bewertung der verglichenen Fassungen nicht erfolgt, die Frage nach dem Stellenwert der dargebotenen Varianten nicht diskutiert wird. Das ist nicht nur für die Textfassung der Buchausgabe von Bedeutung, die offenbar nach einem vom Autor überarbeiteten Exemplar des Zeitschriftenabdrucks (und zwar nach der »Folio-Ausgabe«) bzw. nach Fahnenabzügen dieser Ausgabe gesetzt worden ist, sondern auch für die beiden verglichenen Zeitschriften- bzw. Journal-Drucke. Ohne eine sinnfällige Unterscheidung sind am Fuß der Seiten drei verschiedene Arten von Varianten dargeboten:

1. Abweichungen der konstituierten Textfassung vom Erstdruck (Buchausgabe), also Eingriffe der Herausgeber in den Text,
2. Unterschiede zwischen dem Erstdruck (Buchausgabe) und den Journalabdrucken,
3. Unterschiede zwischen den beiden Journalabdrucken.

Die Darstellung der Varianten der 1. und 2. Gruppe ist für eine kritische Ausgabe unverzichtbar. Die Emendationen der Herausgeber stützen sich auf Konjektur und müssen als Eingriffe in den Text kenntlich gemacht werden. Die Unterschiede zwischen den Journalabdrucken und dem Druck der ersten Buchausgabe lassen sich, wo es sich nicht um Versehen oder orthographische Gepflogenheiten handelt, die Fontane bei seinen Fahnenkorrekturen übersehen hat, auf Änderungen des Autors am Text zurückführen, die Darstellung dieser Varianten ermöglicht also den Vergleich der beiden autorisierten Druckfassungen. Anders verhält es sich mit den Varianten der 3. Gruppe. Die Angabe der Lesarten, in denen sich die beiden Journalabdrucke voneinander unterscheiden, ist überflüssig und von editionstheoretischem Standpunkt nicht zu rechtfertigen. Die »Oktav-Ausgabe« von *Ueber Land und Meer* ist eine Umbruchausgabe der »Folio-Ausgabe«, beide Ausgaben sind von demselben Satz gedruckt, der nach der Herstellung der Matrizen für die »Folio-Ausgabe« in die »Oktav-Ausgabe« umgebrochen wurde.[3] Die Textunterschiede zwischen der »Oktav-Ausgabe« und der »Folio-Ausgabe« sind auf eine Hauskorrektur des umbrochenen Satzes zurückzuführen, eine nochmalige Kollationierung des Manuskripts oder eine weitere Autorenkorrektur sind nicht nachweisbar und nicht wahrscheinlich. Die textlichen Abweichungen der »Oktav-Ausgabe« von der »Folio-Ausgabe« können mithin keine Autorisierung beanspruchen, einmal ganz davon abgesehen, daß es sich bei den meisten der dargestellten Varianten lediglich um geringfügige orthographische Änderungen handelt.

Durch die Verzeichnung sämtlicher Varianten der Zeitschriftenabdrucke im Vergleich zum Text der ersten Buchaus-

gabe wollen die Herausgeber auf ein Defizit der bisherigen Fontane-Ausgaben hinweisen. In der im Hanser-Verlag erschienenen Gesamtausgabe und den dieser Ausgabe folgenden Lizenzausgaben sind Lesarten der Zeitschriftenabdrucke in Form einer einfachen Auflistung, in der »alle relevanten Abweichungen zwischen dem Vorabdruck [...] und der Erstausgabe«[4] erfaßt sind, verzeichnet. In den im Aufbau-Verlag erschienenen Bänden der »Romane und Erzählungen« sind Lesarten für ausgewählte Kapitel übersichtsartig zusammengestellt – um »einen Einblick in die Änderungen zu vermitteln«.[5] In der Nymphenburger Ausgabe und in den bisher erschienenen Bänden der Großen Brandenburger Ausgabe wurde – offenbar unter Berücksichtigung des angestrebten Editionstyps – auf Variantenverzeichnisse verzichtet. Dabei scheint der Aufwand, wenigstens die Varianten der autorisierten Druckfassungen zu verzeichnen, gar nicht so bedeutend zu sein. Man muß allerdings berücksichtigen, daß die Art und die Anzahl der zu verzeichnenden Varianten von Werk zu Werk erheblich differieren. Auch die Unterscheidung von Fraktur und Antiqua der Vorlagen durch die Verwendung unterschiedlicher Typen ist doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit (bzw. sollte es sein), auf die die Fontane-Ausgaben bisher aus unverständlichen Gründen verzichtet haben. Sperrung wird in der neuen Ausgabe als Sperrung, nicht als Kursive wiedergegeben, wie sonst üblich. Die Anführungszeichen werden der Form der Vorlage angenähert. Diese Anregungen an die Fontane-Edition heranzutragen, hätte vielleicht ein Aufsatz genügt. Die sinnfällige Darbietung der Varianten des Journalabdrucks (»Folio-Ausgabe«) und der 1. Buchausgabe, durch die ein Vergleich der beiden autorisierten Druckfassungen erst möglich wird, ist der Gewinn, den die Fontane-Forschung dieser Ausgabe verdankt. Aber das ist als Ertrag einer neuen »kritischen Ausgabe« doch ein bißchen wenig.

❑ KLAUS-PETER MÖLLER

Anmerkungen

1 FRITZ BEHREND: *Aus Theodor Fontanes Werkstatt (Zu Effi Briest)*, Berlin 1924; – HANS WERNER SEIFFERT: *Zwei handschriftliche Entwürfe Theodor Fontanes*, in: *Fontanes Realismus.* Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam, Berlin 1972, S. 65–86; – PETER GOLDAMMER: *Probleme der Fontane-Edition*, in: *Fontanes Realismus.* Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam, Berlin 1972, S. 121–128; – CHRISTEL LAUFER: *Vollständige Verzeichnung und Erschließung der Werkhandschriften »Unwiederbringlich«, »Effi Briest«, »Der Stechlin« von Theodor Fontane.* Diss. Berlin 1973; – DOMENICO MUGNOLO: *Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe. Zu Schach von Wuthenow, Cécile, Unwiederbringlich.* Mit e. Vorw. von OTFRIED KEILER, Berlin 1985 (Beiträge aus der Deutschen Staats-

bibliothek, hrsg. von FRIEDHILDE KRAUSE, 3), Rezensionen dazu: PAUL IRVING ANDERSON: *Psychographie und Correktur. Plädoyer für die Faksimile-Herausgabe der Handschriften Fontanes,* in: FBl. 43/1987, S. 516–526; WALTER HETTCHE: *Über Nutzen, Notwendigkeit und Möglichkeit einer kritischen Edition der Werke Theodor Fontanes. Zu Domenico Mugnolos »Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe«,* in: FBl. 43/1987, S. 527; – PETER GOLDAMMER: *Auch auf den Text kommt es an. Zur Diskussion um eine kritische Fontane-Ausgabe,* in: FBl. 44/1987, S. 672–700.

2 CHRISTINE HEHLE: *»... es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin.« Der Schluß von Fontanes letztem Roman im Spiegel der Handschriften,* in: *Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Die Fontane-Sammlung Christian Andree,* hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Potsdam 1998 (Patrimonia; 142), S. 21–35. Daß es sich bei den mit der Fontane-Sammlung Christian Andree vom Theodor-Fontane-Archiv erworbenen *Stechlin*-Fragmenten wenigstens teilweise um verlorengegangene Bestandteile des Manuskripts aus dem Märkischen Museum handelt, läßt sich durch einen Vergleich mit den von JULIUS PETERSEN (*Fontanes Altersroman,* in: *Euphorion* 29, 1928, S. 1–74) gegebenen Beschreibungen der entsprechenden Blätter nachweisen.

3 Darauf hat bereits PETER SCHAEFER hingewiesen: *Eine Ergänzung zur Druckgeschichte des »Stechlin«,* in: FBl. 43/1987, S. 553–555. Selbst Stellen, wo innerhalb der Spalten Einzüge fortfielen, weil die »Oktav-Ausgabe« anders mit Bildern ausgestattet wurde als die »Folio-Ausgabe«, sind nicht neu gesetzt, sondern lediglich umbrochen worden. Für die Umbruchausgabe mußten ferner die Initialen, mit denen jeweils der Textbeginn in der Lieferung gekennzeichnet ist, entfernt und an anderer Stelle neu gesetzt werden. Im Zusammenhang damit sind irrtümlich auch die beiden Kapitelüberschriften »XXVII.« und »XXX.« getilgt worden, mit denen in der »Folio-Ausgabe« der Abdruck in zwei Lieferungen einsetzte.

4 THEODOR FONTANE: *Der Stechlin. Roman.* Mit einem Nachwort neu hrsg. von HELMUTH NÜRNBERGER, vollständige, im Kommentar revidierte Ausg., München: dtv 1995, 2. Aufl. 1997, S. 488.

5 THEODOR FONTANE: *Der Stechlin.* In: AFA *Romane und Erzählungen,* Bd. 8, 4. Aufl., Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1993, S. 440.

Christine Kretschmer: Der ästhetische Gegenstand und das ästhetische Urteil in den Romanen Theodor Fontanes.
Frankfurt am Main: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften 1997 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur; 1637). DM 79,–

Daß die Realisten die alltägliche Wirklichkeit nicht nur ernsthaft widerspiegeln, sondern dabei auch ihr poetisches ›Handwerk‹ ebenso dezent wie raffiniert zur Geltung bringen wollten, ist seit langem bekannt. Sie erhofften sich dadurch eine Steigerung zu erwirken, die beiden, der ›besorgt‹ widergespiegelten Wirklichkeit wie der sorgfältig spiegelnden Kunst zu Gute kommen sollte. Wirklichkeit nahm unter solchen Zugriffen immer öfter den Charakter eines Spiegelkabinetts an, dessen Wände jene Blicke zurückwarfen, die eigentlich ihrer Faktur galten. So überrascht es wenig, daß sich die Meldungen häufen, die von den Selbstbespiegelungsakten gerade jener Zunft berichten, die als realistische eigentlich für ihren ›selbstlosen‹ Blick nach außen und ins Freie berühmt ist.

Auch Christine Kretschmer interessiert sich für Aspekte einer solchen Reflexivität; ihr geht es um die Thematisierung der Kunst, um die Dimensionen ihrer Bewertung und die Verfahren ihrer Integration in das Werkganze. Im eigentlichen Mittelpunkt steht aber ein spezielles Interesse, die Frage nach der »Bedeutung romantischer Elemente für die immanente Poetik des Romans« (S. 15). Zur Beantwortung dieser Frage lenkt Kretschmer den Blick auf *Vor dem Sturm, Die Poggenpuhls* und *Der Stechlin.* Sie kommt zu dem Ergebnis, daß wesentliche Momente der Romantik, wie sie insbesondere durch den Namen Herders und den Begriff der Volkspoesie (Ballade, Märchen) angezeigt werden, in Fontanes Erzählwerk eine tragende Rolle spielen. Damit wird die Bedeutung einer Epoche unterstrichen, die von der herkömmlichen Realismusforschung, sofern diese sich am antiidealistischen Zug der Programmatiker orientierte, nur in ihrer gegenbildlichen Funktion wahrgenommen wurde. Ganz neu ist diese Verknüpfung freilich nicht, berücksichtigte doch auch die ältere Forschung die fruchtbaren Einflüsse, die von der sogenannten Alt-Romantik, für die neben Herder eben auch Scott einstehen konnte, auf Fontane ausgingen; so weit freilich wie Ricklefs (1991), der im Objektivitätsideal der Realisten ein Fortwirken der romantischen Spontanitätsidee sah, oder wie von Graevenitz (1993), der mit Blick auf die wieder aufgegriffene Arabeskentradition erneut die Kluft zwischen den beiden Epochen überbrückte, geht Kretschmer nicht (vgl. auch die gleichzeitig mit Kretschmers Arbeit erschienene Studie von Zuberbühler 1997).

Vor dem Sturm erweist sich unter dem gewählten Gesichtspunkt selbstverständlich als besonders fruchtbar: Grabsteininschriften, romantische Figuren (Marie, Lewin, Hoppenmarieken), Motive (Erlösung, Wiedervereinigung), Örtlichkeit

(Forstacker) und Symbole (Vogel) sowie die leitmotivisch wiederkehrenden Literaturgespräche ergeben ein breites Feld für allerlei Entdeckungen. Kretschmer unterstreicht das Synthesekonzept, das sich auf verschiedenen Ebenen durchsetzt (Verbindung von Volks- und Kunstpoesie, Heidnischem und Christlichem, fremder und eigener Poetik). An den *Poggenpuhls* interessiert die Verfasserin das Verhältnis von ›Wie‹ und ›Was‹; abermals geht es um »Grundmuster« (S. 111) der Interpretation, ermittelt an der Bedeutung der Bilder in Wohnzimmer und Kirche sowie an einigen Figuren und Requisiten auf der Bühne. An diesen und vielen anderen Kleinigkeiten (aufgeklappter Spieltisch als Bild für Fontanes eigene Versteckspielkunst) entdeckt Kretschmer den »Ausdruck der künstlerischen Selbstvergewisserung des Dichters« (S. 129). Im *Stechlin*-Kapitel rückt wieder der romantische Zusammenhang in den Vordergrund (See, Melusine, Naturkind Agnes). Kretschmer bemüht sich, dem Erneuerungsthema eine spezifisch ästhetische, d.h. nicht nur politische Dimension abzugewinnen; deshalb hebt sie den Märchenton an vielen Einzelheiten hervor und wagt die These: *»Es geht um das revolutionäre Potential in dem Sinne, in dem Herder und die Romantiker die Kraft der Volkspoesie deuteten. Es geht um die romantische Vorstellung des Poetischen, um seine subversive Kraft.«* (S. 156)

Kretschmers Dissertation (Düsseldorf) gehört in die Reihe jener Studien, die mit feuriger Begeisterung an Fontanes poetischem Versteckspiel mit Zitaten und Anspielungen teilnehmen wollen. So überrascht auch sie durch eine Fülle von Entdeckungen und bedenkenswerten Korrespondenzen, die anzeigen, wie geschickt ein Realist seinen eigenen Wirklichkeitsbildern fremde Muster einflicht und doch am eigenen Werk weiterarbeitet. Die Schwächen der Arbeit liegen im begrifflichen Bereich. Die Darstellung der Volkspoesie orientiert sich zu sehr an einem organologischen Konzept und wahrt auch dort die geschichtslose Innenperspektive, wo sich die nationalpolitische Dimension aufdrängt. Der Begriff der epischen Integration wird gänzlich unkontrolliert gebraucht (oft nur im Sinn des bloßen Vorkommens eines bestimmten Elements; vgl. S. 110, 171); daß er sich an der ›Vielstimmigkeit‹ der entdeckten Bezüge reiben müßte, kann in Kretschmers Ausführungen nicht deutlich werden, weil sie beim alten Einheitsprinzip (trotz gelegentlicher Genette-Lektüre) stehen bleibt. Auch auf diesem Weg mag sich »Selbstreflexivität« (S. 229) verwirklichen. Ob diese aber die »sicher« nicht vorhandene »Originalität seines [Fontanes] politischen Denkens« (S. 229) kompensieren könne, muß fraglich bleiben; hier urteilt Verfasserin über Fragen, die sie nicht behandelt hat und deshalb auch nicht entscheiden sollte. Bei der forcierten Suche nach Spuren der romantischen Kunst kann sich Kretschmer nicht immer apodiktische Urteile versagen (vgl. S. 139, 145, 189), obwohl ihre eigenen kühnen Assoziationen wohlwollende Behandlung verlangen. Im Eifer der nachgewiesenen Entsprechungen bleiben eklatante Unterschiede zwischen Original und Abbild unbeachtet (vgl. Dubslavs

Erinnerung an die ›Drachenschlucht‹, S. 191 f.).

Der Nutzen der Studie liegt aber in dem Bemühen, die Darstellung historischer und gesellschaftlicher Prozesse mit ästhetischen Reflexionen zu verknüpfen. Dabei werden Beziehungen sichtbar, welche die vermeintlich unüberwindliche Epochenschwelle übergreifen; zugleich ergeben sich autobiographische bzw. autopoetische Korrespondenzen, die im Namen der realistisch gefaßten Objektivität (sofern sie eben nicht jene Spontaneität im Sinne Ricklefs gemeint hat) eher tabuisiert wurden.

❑ Hugo Aust

Hanjo Kesting: Theodor Fontane. Bürgerlichkeit und Lebensmusik. Göttingen: Wallstein-Verlag 1998 = Göttinger Sudelblätter, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. DM 24,–

Über Fontane in einem Atemzug zu schreiben, gehört seit langem zu den reizvollen Aufgaben einer sich ins Produktive steigernden Fontane-Lektüre. Thomas Mann zeigte schon früh, wie ein solcher Essay klingen mag; Gustav Radbruch, Georg Lukács u.a. taten es ihm nach. In diese Reihe der betont kurzgehaltenen und dennoch abgerundeten Entwürfe über mehr als bloße Einzelheiten gehört auch Hanjo Kestings Fontane-Skizze. Ihr Untertitel »Bürgerlichkeit und Lebensmusik« gibt zu verstehen, daß Thomas Mann nicht nur äußerlich, sondern auch der Auffassung nach wegweisend bleibt. Zwar klingt im Auftakt ein wichtiger Impuls jüngeren Datums an – Uwe Johnsons Erinnerung an eine *Schach von Wuthenow*-Lektüre mit dem Leitsatz: »Bei ihm hatten wir das Deutsche lesen gelernt« –, doch hält sich die Ausführung an das, was dereinst die junge Moderne im neuen Jahrhundert rückblickend am Vergangenen – oft auch unter Vorbehalt (Döblin, Benn) – zu schätzen lernte. Die Beunruhigungen oder gar Turbulenzen der gegenwärtigen Fontane-Philologie kommen kaum zur Sprache; allenfalls wird ein Hauch von »Normal-Antisemitismus« spürbar, wenn sich die Aufmerksamkeit auf *Unwiederbringlich* richtet.

Kestings Notate lassen sich als Miniaturen aus der Werkstatt der Kunst-Interpretation betrachten. Gewissenhaft und konzentriert zeichnen sie den Lektüre-Weg durch das erzählerische Hauptwerk nach (*Schach von Wuthenow, Cécile, Irrungen, Wirrungen, Stine, Unwiederbringlich, Frau Jenny Treibel, Effi Briest, Der Stechlin*), grundieren die Eigenart der Romane mit ausgewählten Informationen über den Hintergrund (vorwiegend poetologischer, entstehungsgeschichtlicher und epochenspezifischer Art), wägen die poetische Arbeit literarästhetisch ab und lehren sie wiederholt als »Wunder« (S. 13, 24) zu begreifen. Dabei hilft natürlich die Fontane-Forschung mit, die ältere zumal (Lukács, Rychner, Martini,

Demetz), während die jüngere wohl noch etwas warten muß.

Nicht Aktualität also ist das Hauptverdienst dieser lektürefreundlichen Eintragungen, sondern die souveräne Art, in der Fontanes europäischer, ja weltliterarischer Rang als Romancier und Chronist der urbanen Gesellschaft, die ihren Charakter selbst in der Provinz bewahrt, skizziert wird. Mag dabei nach wie vor die Schieflage spürbar bleiben, auf die Erich Auerbachs faszinierendes *Mimesis*-Buch den deutschsprachigen Realismus leider und wohl auch zu Unrecht (vgl. Swales 1997) versetzt hatte, so überzeugt Kesting trotzdem mit allen seinen vergleichenden Hinweisen, mögen sie nun Henry James' »air of reality« (S. 23) betreffen oder der Kutsche als »unentbehrlichste[m] Requisit des Ehebruchsromans« (S. 48) in Europa gelten (ach ließe sich doch wirklich »mit Sicherheit« zeigen, daß Fontane Merimée, Flaubert und Maupassant gekannt hat!), oder mögen sie schließlich den Sublimierungsprozeß des Stofflichen (S. 57) meinen, der gerade auch als »Spätwerk-Gepräge, leicht sklerotisch, von höhenluftreiner Transparenz«, die Signatur Europas verrät.

❑ Hugo Aust

Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen. Hrsg. von Roland Berbig. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1999. 273 S. (Literatur, Sprache, Region; 3) DM 79,–

»Theodorus victor« – also Fontane der Siegreiche, der nach Bilanz seines und aus dem Blickwinkel des folgenden Jahrhunderts Triumphierende? Die Selbststilisierung des anläßlich seines 70. Geburtstags gefeierten Dichters, passend zu den Weihen des Fontane-Jahres 1998, dem die hier vorliegenden Beiträge entstammen? So könnte man meinen.

Doch was der Name des Buches verheißen mag, liest sich mit Blick auf die verschiedenen Überschriften der Beiträge im Inhaltsverzeichnis ganz anders. Denn da ist weniger von siegreichen Bilanzen als von »Bildungsmisere« und von »Fontanesche[r] Familientragödie« die Rede, da wird der »etablierte deutsche Schriftsteller« infrage gestellt, ja gar als »unsicherer Passagier« bezeichnet. (S. 5) Mit diesen eher despektierlich anmutenden Formulierungen wird der Leser denn auch mit den einleitenden Worten des Herausgebers aus dem Horizont einer womöglich erwarteten Eloge in den der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um Leben und Werk des Dichters verwiesen: Die diesem Band zugrunde gelegten Beiträge, allesamt von renommierten und um die Fontane-Wissenschaft verdienten Kennern seines Werks stammend, wollen dem Austausch neuer Forschungsergebnisse dienen und zur Diskussion einladen. Und das für einen hoffentlich noch größeren Interessentenkreis

als den, der sich im Sommersemester 1998 zu einer eigens dem Schriftsteller Fontane gewidmeten Ring-Vorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin zusammenfand. So wie das Motto der Einleitung des Bandes die Würdigung des »ganzen Fontane« gebietet, so groß ist die Bandbreite der Themen und methodischen Ansätze der hier versammelten dreizehn Arbeiten.[1] (S. 7)

Mit »Theodorus victor« sind auch die weitgespannten Ausführungen Helmuth Nürnbergers zum Schriftstellerleben Fontane überschrieben. Vom anerkannten Autor wird der Bogen zurück zu den dichterischen Anfängen geschlagen. »Bild«, »Vorstellung« und »Traum«, die verschiedenen Rollen der Schriftstellerexistenz und der widerspruchsreiche Weg ihrer Überlieferungen erzeugen das »proteische« Bild eines Dichters, dessen Leben und Werk nur um den Preis harmonisierender Literaturgeschichtsschreibung in Übereinstimmung zu bringen sind – ein Plädoyer für differenzierte Betrachtung, wenngleich mögliche Gefahren eines sich in einzelne Bruchstücke aufspaltenden Fontane-Bildes zumindest angedeutet werden. (S. 272)

Auch Peter Wruck bewegt sich in seinem Beitrag zurück zu den Anfängen. Die eingangs schon zitierte »Bildungsmisere« steht hier als »atypische literarische Sozialisation« des Schriftstellers zur Debatte. Dabei markiert das Fragezeichen hinter »Bildungsmisere« die Spannung zwischen der »Halbbildung« des Dichters als Abweichung von einer gesellschaftlich anerkannten Laufbahn und der alternativen Bildung samt der ihr eingeschriebenen Kritik an zeitgenössischen Bildungswerten, die das Werk prägt. (S. 15) Auch wenn Fontane die »wunden Punkte«[2] seiner Sozialisation lange verbarg, so nimmt sich im Nachhinein das Besondere der Entwicklung weniger als Unglück denn als spezifische Qualität seines Werkes aus.

Einer weiteren »Wunde« in der Biographie des Dichters widmet sich Hubertus Fischer, der die »lebensgeschichtlich bedeutsame Zäsur«, die Akademiezeit Fontanes, in ihren nicht hoch genug zu veranschlagenden Folgen für die Geburt des Schriftstellers rekonstruiert. (S. 67) Das »Unglücksjahr« 1876 als eine Phase tiefreichender Verletzung mit Initiationscharakter: Das Romandebüt *Vor dem Sturm*, vom Dichter als »Schmerzenskind« bezeichnet, wird so als » Bericht gegen die Akademie« lesbar, der die Spuren der existentiellen Krise und ihrer Verarbeitung in sich trägt. (S. 94, 89, 97)

Der Genese des Autors geht auch Hugo Aust in seinem Beitrag »Fontanes Lektürewerk« nach. Er verfolgt die Spuren literarischer Rezeption und steckt ein umfangreiches literarisches Feld ab, das, von den Klassikern bis zur Moderne reichend, für das eigene Werk fruchtbar gemacht werden konnte. Notwendigerweise beschränkt der große Rahmen dieses Unternehmens die genauere Untersuchung der einzelnen Fäden im Netzwerk der Lektüre, verdeutlicht aber einen weiten Horizont literarischer Kenntnisse, auf den Fontane mit Gegenentwurf, Anverwandlung und Korrektur reagierte.

Gegen »Theodorus victor« setzt Christian Grawe das Bild des »unsichere[n]

Passagier[s]«. Fontanes Urteil über seinen Vater »Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich«, das vielfach auf den Dichter selbst gemünzt wurde, wird zum Anlaß genommen, den Einstellungen im letzten Lebensjahr Kontur zu verleihen. Gegen das pauschalisierende Reden von Fontanescher Modernität Einspruch erhebend, setzt Grawe den Dichter in Relation zu aktuell-politischen Fragen seiner Zeit sowie zu denen seiner schriftstellerischen und privaten Existenz. Sich jeder eindeutigen Festlegung entziehend, bleiben die widerstreitenden Antworten oft unversöhnt[3].

Die Werke der Dichter werden bekanntlich auch als ihre Kinder bezeichnet. Regina Dieterle geht in ihren Ausführungen »Die Fontanesche Familientragödie« von der umgekehrten Beziehung dieser Sentenz aus: Sie will den Anteil der Kinder am Werk des Vaters ausfindig machen und nimmt so nach ihrem Vater-Tocher-Buch[4] erstmals auch die Söhne des Dichters in den Blick. Dabei werden die verschiedenen Vater-Kinder-Verhältnisse auf ihre Spuren im erzählerischen Werk untersucht. Diese Perspektive verheißt nicht nur neue Einsichten in die »Schreibfabrik Fontane«; auch die Rolle der sonst im Schatten des Vaters Stehenden wird gewürdigt und aufgewertet, was sicherlich zu begrüßen ist. (S. 11) Der Analyse ermangelt es jedoch einer ausdrücklichen Problematisierung des qualitativen Unterschieds zwischen Aussagen der autobiographischen und literarischen Ebene; und das nicht *trotz*, sondern gerade *wegen* der engen Verquickung von Leben und Werk, die dieser Beitrag deutlich macht.

Roland Berbig begibt sich in seiner Untersuchung »Mediale Textprozesse« ebenfalls auf Spurensuche: Anhand des Romanerstlings *Vor dem Sturm* werden die verschiedenen Medien Manuskript, Zeitschriftenvorabdruck und Buchform in ihren spezifischen Einwirkungen auf den Romantext beleuchtet. Die erstaunliche Beredtheit des Manuskripts, das die »Lebensspur« des Dichters offenlegt, geht im Vorabdruck verloren; hinzu treten kontextuale Bezüge des neuen Mediums, die den Roman einfärben. (S. 119) Was im Verlaufe der medialen Überlieferungen verstummte, wird hier mit Hilfe der Textwissenschaft erneut zum Reden gebracht.

Die materialisierten Spuren des Dichters werden in dem Beitrag von Günther de Bruyn weiter verfolgt. Angelegentlich einer Fontaneschen Anmerkung als Vorarbeit zu einem ungeschrieben gebliebenen Kapitel der *Wanderungen* vermag der Kenner der Mark Brandenburg und des Fontaneschen Werkes auch aus dem Ausgesparten, quasi ex negativo, Erkenntnis zu ziehen. Dabei rekonstruiert de Bruyn die literaturgeschichtliche Bedeutung der »Märkischen Musenhöfe« und geht den Gründen für deren vielfache Vernachlässigung durch den Dichter nach. (S. 51)

Zu den biographisch-sozialhistorisch, psychologisch oder textphilologisch orientierten Arbeiten des Bandes, die die Beziehung von Leben und Werk immer mitdenken, gesellen sich die Arbeiten, die sich der genauen Analyse des Erzählwerks annehmen. »Die am sinnigsten

herausgediftelten Finessen fallen immer in den Brunnen, […]«[5] – Dieses Fontanesche Verdikt bewahrheitet sich hier mitnichten. Unter Anwendung vielfältigster Methoden, die sich den Erkenntnissen benachbarter Disziplinen öffnen, werden die Texte für die verschiedenen Lesarten transparent gemacht. Und weil man nur liest, was man weiß und »jedes Erkennenkönnen Vergnügen macht«, werden dem Leser des Bandes Instrumentarien an die Hand gegeben, mit denen die Romane Fontanes, und nicht nur die, gewinnbringend zu deuten sind. (S. 51)

Norbert Mecklenburg untersucht die »feinen Unterschiede« der Fontaneschen Erzählkunst unter dem Leitbegriff der Differenz. (S. 179) Sich dieses Begriffs der sozialen Redevielfalt Bachtins und der strukturalen Kulturtheorie und Semiotik Bourdieus bedienend, wird das Werk Fontanes auf seine gesellschaftliche Wirklichkeit in ihrem Distinktionsstreben durchschaubar gemacht. Sowohl theoretische Grundlegung als auch Erzählanalyse werden am Beispiel des Novellenentwurfs ›*Rr*‹ *oder Gefährdet Glück* und *L'Adultera* mustergültig vorgeführt.[6]

Die gesellschaftliche Wirklichkeit in den Texten Fontanes macht auch Klaus R. Scherpe deutlich. In seinem Beitrag wendet er den aus der aktuellen Soziologie stammenden Begriff der Erlebnisgesellschaft auf Fontanes Romane an, die als Erlebnisromane im Sinne der Auf- und Vorführung von Geselligkeit gelesen werden. Dabei kommt es ihm auf die »Distanzierung des Gesellschaftlichen im Modus des Geselligen« an. (S. 165) An vier verschiedenen Erlebnisformen wird gezeigt, wie die Inszenierung von Geselligkeit im Roman nicht nur auf der Figurenebene, sondern auch auf der des Lesers für Entlastung von den alltäglichen Zumutungen der Gesellschaft sorgt. Daß der Blick des Autors die Sicht auf die hinter den Kulissen des Erlebnistheaters liegenden Wahrheiten nicht verschließt, wie Scherpe am Schluß seines Beitrags zu bedenken gibt, verwundert dann nicht mehr, sondern bestätigt vielmehr die Ergebnisse Mecklenburgs wie auch die von Eda Sagarra.

In ihrem Beitrag »Vorurteil im Fontaneschen Erzählwerk« wird der Roman *Cécile* einer imponierenden Untersuchung der Optik der Figuren unterzogen: Es geht hier um die Frage der Perspektive, mittels der der Leser entweder mit dem Gordonschen Vorurteil zurückbleibt oder dieses durchschauend hinter sich läßt. Die Wahl des alternativen Standpunktes jedenfalls ist ihm gegeben – das lehrt diese mit historisch-soziologischen Erkenntnissen operierende Interpretation, die *Cécile* als politischen Roman lesbar macht, als Roman, der die Befangenheit seiner Figuren in den Vorurteilen ihrer Zeit verdeutlicht und ihnen damit Gerechtigkeit widerfahren läßt.

»Nun klärt sich alles« – diese Erkenntnis Gordons, die dank Sagarras Analyse nur als Ausdruck falscher Optik zu begreifen ist, kann auf die Ausführungen Christine Hehles angewandt, ungebrochene Gültigkeit beanspruchen. (S. 135) Ihre Analyse des Verführungsmotivs in *Effi Briest* geht den Zeichen, Verweisungen und Anspielungen auf der Oberfläche des Textes nach, folgt ihnen

weiter in die Tiefe und beschreibt so ein dichtes Beziehungsnetz, das das Motiv der Verführung des vermeintlich eindeutigen Textes bereichert, ergänzt, aber auch umschreibt. Daß sich der enthusiasmierte Leser des wohl meistgelesenen Fontaneschen Romans nach der Lektüre dieses Beitrags eines der ohnehin nicht zahlreichen Sympathieträger (Gieshübler) beraubt sieht, mag er beklagen; eine neue, andere Optik indes kann er hier finden.

Den Band beschließt ein Ausblick auf das weite Feld der für Literaturvermittlung wie wissenschaftliche Forschung gleichermaßen bedeutsamen Fontane-Ausgaben. Gotthard Erler geht in seinem »editionspraktische[n] Exkurs« auf das ehrgeizige Unternehmen der *Großen Brandenburger Ausgabe* mit ihren geleisteten wie noch ausstehenden Publikationsvorhaben ein, die zum Beispiel mit den Reisetagebüchern »Neues vom alten Fontane« versprechen. (S. 243)

»Neues vom alten Fontane« – so ließe sich resümierend sagen, findet der Leser des vorliegenden Bandes allenthalben.

Daß »neu« hier aber mehr ist als nur mit modischem Chic gewendete Theoriegebäude, die einem Text die Zuschreibung »modern« nur allzu gern attestieren, ist der größere Vorzug dieses Buches, dessen Arbeiten den Leser den differenzierten Blick, auch aus dem Augenwinkel angrenzender Wissenschaften, lehren.

Das Motto der Einleitung des Herausgebers zielte auf die Würdigung des »ganzen Fontane«. Dem »ganzen Fontane« im Sinne einer widerspruchslosen Deutung von Leben und Werk ist nicht beizukommen, das haben die hier versammelten Arbeiten gezeigt und daraus Erkenntnis gezogen. Dem »ganzen Fontane« aber vielleicht in seiner Vielstimmigkeit, einer Vielstimmigkeit, die eine Auseinandersetzung mit dem »Theodorus victor« und seinem Werk auch im 21. Jahrhundert herausfordert. Das bliebe zu hoffen. Denn jedes Jahr ist ein Fontane-Jahr …

❑ Maria Brosig

Anmerkungen

1 Siehe dazu auch die Einleitung des Herausgebers auf den Seiten 7–13 des vorliegenden Bandes.

2 Vgl. hierzu die engen Korrespondenzen mit Peter Wruck: *Die »wunden Punkte« in Fontanes Biographie und ihre autobiographische Euphemisierung.* – In: *Fontane Blätter* 65–66/1998, S. 61–71.

3 Unversöhnt allerdings bleibt auch der interessierte Leser dieses Beitrages, der, neugierig auf den Kontext der angeführten Zitate, den Quellenverweisen der Anmerkungen nachgeht; den Weg zum Original bahnen diese allzu oft nicht. Auch wird der Autor der Untersuchung *»›Kommen Sie, Cohn.‹ Fontane und die ›Judenfrage‹«*, Berlin 1998, fälschlicherweise mit Michael Schneider angegeben, hier muß es Michael Fleischer heißen.

4 Vgl. REGINA DIETERLE: *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes.* Bern u.a. 1996 (Zürcher Germanistische Studien; 47) und DIES.: *Die Insel der Seligen. Stationen einer Vater-Tochter-Beziehung.* – In: *Fontane Blätter* 65-66/1998, S. 125–138.

5 Brief an Paul Heyse vom 4.1.1886. – In: *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse.* Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin/Weimar 1972, S. 168.

6 Der Beitrag von NORBERT MECKLENBURG ist Teil des 5. Kapitels seines 1998 erschienenen Buches *Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit.* Auf den Seiten 183–227 sind seine Ausführungen, bereichert um die Analyse des Romans *Mathilde Möhring*, nachzulesen. Leider fehlt im hier besprochenen Band trotz beibehaltenen Untertitels *Kleine Kommentare zu zwei Romanen und einem Novellenentwurf* der Verweis auf den fehlenden Teil des Kapitels, so daß der Leser die angekündigte dritte Untersuchung vergeblich sucht.

Vermischtes

Fontane und der nicht gegenwärtige Clausewitz

Peter Paret

Für Fontane war Clausewitz ein junger Offizier, der in der preußischen Reformzeit eine gewisse Rolle spielte und durch seine hinterlassenen Schriften als Theoretiker des Krieges bekannt wurde. Er gehört also einer Zeit und einer Gesellschaft an, mit denen sich Fontane wiederholt beschäftigte und aus denen er Männer wie Karl Friedrich von dem Knesebeck und Friedrich August von der Marwitz bewundernd wieder ins Leben rief. Allerdings schied sich diese Generation in manchem vom preußischen Adel des späteren neunzehnten Jahrhunderts ab, zu dem Fontane Zeit seines Lebens in einem komplizierten Verhältnis stand. Die frühere Generation blieb aber weiterhin von aktueller Bedeutung für Fontane, und nicht nur für sein Werk. Sie war ein Maßstab, den er kritisch an die Nachfahren legte, und im entgegengesetzten Sinn auch ein Mittel, diese Nachfahren – Zeitgenossen mit zeitlosen Namen – zu beschönigen und ihnen ihre Standesanschauungen und, wie er sagte, »ganz unverständliche Borniertheit« immer wieder zu verzeihen.[1] Bis es dann in seinen letzten Jahren mit dem Verzeihen ein Ende nahm.

Nun war Clausewitz kaum ein typischer Vertreter des preußischen Adels seiner Zeit. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie. Sein Vater diente als Fähnrich im Siebenjährigen Krieg, wurde zum Leutnant befördert, aber 1767 als »nicht vom Adel« entlassen. Nach dem Tode Friedrichs des Großen erhielten Clausewitz und zwei seiner Brüder Eintritt in die Armee wohl nur, weil ihre Großmutter in zweiter Ehe einen adligen Offizier geheiratet hatte.[2] Annahme des Adels ohne dokumentarischen Beweis war nicht ganz selten. Beispiele aus Clausewitz' näherem Kreis sind unter anderen Gneisenau, Varnhagen von Ense und ein junger Offizier, Friedrich August O'Etzel, der sein möglicherweise irisches Präfix »O« in »von« umwandelte, ein bekannter Militärgeograph wurde, Clausewitz' Witwe bei der Veröffentlichung der Schriften ihres Mannes zur Seite stand und als General endete. Sein ältester

Sohn wurde ebenfalls General und Direktor der Kriegsakademie.[3] Ein zweiter Sohn war Mitglied des Tunnels, ein dritter Verfasser eines Reisebuches über die Ostsee, das Fontane in der Zeit, in der er das Schema der *Wanderungen* entwarf, wohlwollend rezensierte.[4] Nach längerer Dienstzeit oder auch erst in der nächsten Generation wurde der Adel gewöhnlich bestätigt – so geschah es 1827 mit Clausewitz und seinen Brüdern, 1846 mit den Etzels.

Aus der Generation – adlig oder nicht –, die die französische Revolution und das napoleonische Imperium als Bedrohung, aber auch als Ansporn, Neues zu schaffen, erlebte, ragt Clausewitz hervor durch die Vereinigung wissenschaftlicher, militärischer und künstlerischer Begabung. Hinzu kamen ein eigenwilliges Temperament und ein entschiedener Sinn für Unabhängigkeit. Mit Fontane konnte er sagen: »Mir ist die Freiheit Nachtigall.«

Man würde meinen, daß eine solche Persönlichkeit, die in mancher Hinsicht die Schranken des preußischen Militäradels durchstieß und doch dazu gehörte, Fontane angesprochen hätte. Fontane hat sich jedoch kaum mit Clausewitz' Leben und Werk beschäftigt. Clausewitz auf einem Herrensitz in der Mark wäre ein Kapitel in den *Wanderungen* sicher gewesen; in seiner Dienstwohnung in der Burgstraße in Berlin entschwand er so ziemlich aus Fontanes Sicht. Sein Name erscheint nur selten in Fontanes Schriften und Briefen. Ich erwähne hier die wichtigsten dieser Stellen, möchte aber auch auf nicht Vorhandenes weisen, auf Berührungspunkte, die Fontane nicht entwickelt oder vielleicht gar nicht erkannt hat. Auch Dinge, die Fontane nicht erwähnt, können für die Beziehungen zwischen dem Schriftsteller und dem Offizier von Bedeutung sein. Im Folgenden umreiße ich erst den Sachverhalt das Vorhandene und auch das Fehlende –, um dann auf Grund dieser Einzelheiten, die hoffentlich nicht zu antiquarisch ausfallen, einige allgemeine Betrachtungen über gesellschaftliche Aspekte in Fontanes erzählerischem Werk zur Diskussion zu stellen.

Aus London im Januar 1857 bittet Fontane seine Frau, ihm Kleidungsstücke, Pfefferkuchen und Bücher zu schicken, darunter »die kleinere Ausgabe von Stein's Leben« von Georg Heinrich Pertz und Bücher »von und über: Bülow, Vincke, Clausewitz, Knesebeck, Müffling.«[5] Über Clausewitz gab es damals noch keine Bücher, er ist aber öfter in Droysens Biographie von Yorck erwähnt, ein Werk, das Fontane gerade gelesen hatte und das er immer schätzte. Von Clausewitz waren schon die zehn Bände seiner *Hinterlassenen Werke* veröffentlicht, die allerdings nur einen Teil seiner Schriften enthalten. Am 17. Februar notiert Fontane den Empfang der Buchpakete.[6] Unter den Büchern erwähnt er Pertz' Biographie von Stein, auf die ich noch zurückkomme, aber nichts von Clausewitz. Ob Fontane die theoretische Abhandlung *Vom Kriege* in den ersten drei Bänden der *Werke* je gelesen hat, scheint

nicht festzustehen. Das Dramatisch-Erzählerische der späteren Kriegsbücher ist jedenfalls Ausdruck einer ganz anderen Denkweise über den Krieg.

Zwei Jahre später, im ersten Band der *Wanderungen*, nennt eine Anmerkung im Kapitel »Die Ruppiner Garnison« einige Offiziere des Infanterie-Regiments Nr. 34, unter ihnen auch Clausewitz, mit dem Zusatz »der Militärschriftsteller.«[7] Weiter ist nichts über ihn gesagt, er hinterließ ja kaum Spuren in der Geschichte der Stadt. Für Clausewitz dagegen waren die Jahre nach 1795, in denen er als sehr junger Fähnrich und Leutnant in Neuruppin stand, von größter Bedeutung. Fontane bemerkt, daß der damalige Regiments-Kommandeur Sinn für die Wissenschaften besaß, eine Garnisonschule gründete, und setzt hinzu: »Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte das Regiment [...] um diese Zeit zu den Regimentern von ›feinerem Ton und literarischen Allüren‹.«[8] Man könnte weitergehen und das Regiment wie auch die nach dem Brand von 1787 wieder aufgebaute Stadt als typische Gebilde der späten Aufklärung bezeichnen, in denen die rauhe, verschachtelte Vergangenheit des zivilen und militärischen Absolutismus durch Ideale der Humanität und des Bürgertums etwas gelockert und rationalistisch erhellt wurde: Civibis aevi futuri. Unter preußischen Garnisonen jedenfalls nicht die schlechteste für einen jungen Menschen, der sich selbst und sein Metier, den Krieg, zu verstehen suchte.[9]

Dazu kam, daß Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder Friedrichs des Großen, Inhaber des Regiments war, wodurch die Offiziere des Regiments ein besonderes Entree zu Prinz Heinrichs kleinem Hof in Rheinsberg erhielten. Clausewitz, der junge Leutnant aus obskurer Familie, machte früh die Bekanntschaft von Mitgliedern der Königshauses, Beziehungen, die trotz seiner alles anderen als höfischen Natur sein Leben stark beeinflussen sollten und unter anderem zur Heirat mit der Gräfin Marie Brühl, Hofdame der Königinmutter, führten.

1801 bewarb sich Clausewitz um Eintritt in die Kriegsschule in Berlin, die Scharnhorst nach seinem Übertritt in den preußischen Dienst reformierte und modernisierte. Es war der Beginn einer wissenschaftlichen und bald auch engen persönlichen Bindung. Im vierten Band der *Wanderungen*, in dem Aufsatz *Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof*, der das Ende dieses Verhältnisses markiert, kommt Fontane wieder auf Clausewitz zu sprechen. Er zitiert den Nachruf auf Scharnhorst, den Clausewitz und Gneisenau 1813 verfaßten und in dem sie ihre Erbitterung über Scharnhorsts konservative Gegner nicht ganz unterdrückten – wodurch die Veröffentlichung fast verhindert wurde. Fontane kommentiert den Streit um den Wortlaut des Nekrologs mit Vorsicht: »Man mag sich zu dieser Kontroverse stellen wie man will, eines erhellt daraus: ein Vorhandensein von Anta-

gonismen und Gereiztheiten, über deren Ursachen ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten mag. Es war eben eine ›Gegenströmung‹ da.«[10] Aber er setzt offen hinzu, daß diese Gegenströmung das Sammeln der nötigen Gelder und die Fertigstellung des Grabmonuments durch Schinkel, Rauch und Tieck auf Jahre verschob.

Die Geschichte eines Grabmals in Berlin gehört eigentlich nicht in die *Wanderungen*. Sie erhält ihre Berechtigung als Pendant des Kapitels über die Dörfer Gröben und Siethen, in denen Nachkommen von Scharnhorst eine Rolle spielten. Und da es sich nicht um die Person Scharnhorsts handelt, sondern um das Familiengrab als Schlußpunkt der Nachrichten über die zwei Dörfer, hat Fontane die spätere Geschichte des Nekrologs nicht verfolgt. 1817 erweiterte Clausewitz den Nachruf zu einem Essay, eine historisch und psychologisch feine Deutung, auch sie nicht frei von politischem Ressentiment, die er dann, auf Gneisenaus diplomatisch-vorsichtigen Rat, nicht zu veröffentlichen versuchte. 1832, kurz nach Clausewitz' Tod, nahm Ranke den Essay in den ersten Band der *Historisch-politischen Zeitschrift* auf, nicht ohne seinerseits einige Sätze zu streichen, die den Konflikt zwischen Scharnhorst und der konservativen »Gegenströmung« zu deutlich ausdrückten.[11] Da Fontane sehr unterschiedlich über Ranke dachte, und – wie er einmal versicherte – »unendlich wenig« von ihm gelesen habe, ist es möglich, daß er die Zeitschrift nie in den Händen hielt und daß ihm dadurch ein bedeutendes Dokument des andauernden Konflikts über Geist und Form des preußischen Heeres entgangen ist.[12]

Zweimal in den *Wanderungen* zu erscheinen ist wenig. Der erste Band, *Die Grafschaft Ruppin*, enthält aber einen weiteren Beitrag, in dem Clausewitz zwar nicht genannt wird, durch den er aber, man könnte sagen, geistert: der Aufsatz über Karwe und Knesebeck. Wir wissen, daß Fontane diesen Text als »vielleicht [den] ›Normal-Aufsatz‹« der *Wanderungen* bewertete, und er ist in der Tat vorbildlich in der Verbindung von Landschaftsbeschreibung, Lokalgeschichte und Biographie, wenn es auch längst feststeht, daß die historisch-biographischen Partien wenig Glauben verdienen.[13] Für die Forschung besitzt der Aufsatz exemplarische Bedeutung hinsichtlich Form und Stil des gesamten Werks und als Beleg für die Wertskala des Verfassers, in der poetische Erfindung hoch über historischen Tatsachen rangiert. Schon ehe Fontane den Aufsatz schrieb, hätte er zumindest vermuten müssen, daß das Interessanteste, das er erzählen wollte, nicht der Wahrheit entsprach, und auch später haben ihn sehr präzise Widerlegungen nicht zu Korrekturen bewegen können. Das Bild des märkischen Junkers, der im abgelegenen Karwe durch geniale Einsicht Napoleon auf die Knie zwingt, war zu schön, um es zu verwerfen.

Dieses Bild beruht auf den Memoiren Knesebecks, in denen der Verfasser behauptet, er habe 1812 den Plan eines russischen Rückzuges ins Innere des Landes entworfen und den Kaiser Alexander überzeugt, diesen Plan auszuführen. Das sei aber nur gegen Scharnhorsts Widerstand möglich gewesen, der sogar versuchte, den Plan zu vereiteln, indem er 300 preußische Offiziere verleitete, den Dienst zu verlassen. Wie das die Rückzugsstrategie beeinflussen sollte, erklärt Knesebeck allerdings nicht.[14]

Wahr an dieser Erzählung ist nur der Gegensatz zwischen Scharnhorst und Knesebeck.[15] Knesebeck hatte kein Verständnis für die Dynamik der napoleonischen Kriegführung, einen strategischen Plan für Alexander hat er nie entworfen, auch war der Gedanke eines russischen Rückzuges eine ganz selbstverständliche Alternative, die im Frühling 1812 öfter erwogen wurde. Immerhin lohnt es zu erinnern, daß acht Jahre früher der damals 24jährige Clausewitz in einer seiner ersten Schriften voraussagte, daß eine Invasion Rußlands – wohl wegen der langen Verbindungslinien – Napoleons Untergang herbeiführen würde.[16]

Die Demission der 300 Offiziere ist eine weitere Erfindung. Knesebeck hat sie wohl aus den 1846 erschienenen Erinnerungen des Grafen Henckel und von Donnersmarck übernommen und mit seiner Feindschaft gegen Scharnhorst verknüpft, um Scharnhorst und seine Anhänger als widersetzlich und illoyal darzustellen. Nur etwa 30 Offiziere, darunter Clausewitz, verließen Preußen im Frühjahr 1812, um nicht im preußischen Hilfskorps für Napoleon kämpfen zu müssen. Fontane hat übrigens die Legende noch einmal verwendet. In *Vor dem Sturm* sind die Dreihundert für Prinz Ferdinand – in den Neuruppiner Tagen Chef von Clausewitz' Regiment – ein Beispiel des Ungehorsams und Besserwissens der neuen Zeit.[17] Knesebeck tat dann alles, um Clausewitz' Wiedereintritt in den preußischen Dienst zu erschweren. Ein schwacher Abglanz seiner Feindschaft erscheint sogar in Fontanes *Vaterländischen Reiterbildern.* Im Kapitel *Gneisenau* schreibt er, daß 1813 auf Knesebecks Rat ein anderer Offizier Generalquartiermeister der Schlesischen Armee wurde »statt des von Gneisenau und Blücher erbetenen Clausewitz.«[18] Aber er verfolgte Knesebecks Machenschaften nicht weiter. Und es entbehrt nicht einer schmerzlichen Ironie, daß die *Wanderungen* gerade Knesebeck als märkischen Edelmann und Soldaten par excellence idealisieren. In anderen Menschen haben Knesebecks hervorstechende Eigenschaften – eine scharfe, aber ganz konventionelle Intelligenz, politische Schlauheit, enorme Geltungssucht – Fontanes tiefsten Widerwillen erregt.

Also auch hier bleibt Clausewitz unerkannt im Hintergrund. Nur ein möglicher Berührungspunkt ist noch zu erwähnen: Clausewitz' Schrift *Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe*, die gewöhnlich als eine

Quelle von *Schach von Wuthenow*[19] angesehen wird. Die *Nachrichten*, ein nicht ganz ausgearbeitetes Manuskript von 1823/24, erklären den Zusammenbruch der Monarchie 1806 durch die Verkalkung der Staatsmaschine und der Arroganz und Blindheit der führenden Kreise. Wegen ihrer scharfen Kritik konnte die Schrift 1832 nicht in die *Hinterlassenen Werke* aufgenommen werden. Als Fontanes Quelle kommen hauptsächlich die ersten zwei Kapitel in Betracht: *Einige Blicke auf den Geist im Heere und der Verwaltung* und *Charakteristik der bedeutendsten Männer.* Der zweite Teil behandelt die Vorbereitungen zum Krieg und den Krieg selbst – eben »die große Katastrophe.« In seiner vorbildlichen Ausgabe von *Schach von Wuthenow* erwähnt Pierre-Paul Sagave wiederholt Clausewitz und die *Nachrichten* und druckt eineinhalb Seiten der *Nachrichten* unter anderen zeitgenössischen Schriften, die den historischen Hintergrund erhellen, als »Dokumentation« ab.[20] In der *Großen Brandenburger Ausgabe* nimmt Katrin Seebacher ebenfalls die *Nachrichten* unter der Rubrik »Fontanes Quellen« auf.[21] Diese allgemeinen Bezeichnungen werden nur in einem Fall konkretisiert, in der Anekdote vom Kabinettsrat Lombard, die Prinz Louis im sechsten Kapitel der Novelle erzählt, und die, wie Sagave bemerkt, in den *Nachrichten* in etwas anderem Wortlaut belegt ist. Nur stehen wir hier vor einem kleinen Rätsel. Sagave bezeichnet die *Nachrichten* als »Neudruck 1888.«[22] Die Schrift erschien aber zuerst 1888, also sechs Jahre nach dem Vorabdruck von *Schach von Wuthenow.* Vielleicht hat Fontane, wie einige Historiker, das Manuskript im Archiv des Generalstabes eingesehen oder Auszüge davon erhalten. Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß er die Anekdote einer anderen Quelle entnahm, nämlich dem ersten Band von Pertz' *Aus Stein's Leben*, ein Werk, das Fontane, wie wir wissen, von seiner Frau 1857 in London erhielt.[23] Es ist also durchaus möglich, daß Fontane die *Nachrichten* nie gelesen hat.

Ob Quelle oder nicht, ein systematischer Vergleich von Clausewitz' Schrift mit Fontanes Erzählung könnte lohnen, weniger, um die Frage von Fontanes Benutzung weiter zu verfolgen als gewisse Besonderheiten der Erzählung schärfer zu definieren. Beide behandeln das Ende des Ancien régime in Preußen und dringen tief in den Charakter der leitenden Personen ein. Wenn auch die zwei Schriften ganz unabhängig voneinander sein sollten, können die *Nachrichten* fast als historisches Spiegelbild von *Schach von Wuthenow* gelten. Hier möchte ich nur kurz auf zwei Aspekte hinweisen: auf eine Eigenart des Clausewitzschen Textes und auf die Figur Heinrich von Bülows in der Erzählung und in der Geschichte. Einige Äußerungen in den *Nachrichten* über Menschen und Zustände sind in die historische Literatur eingegangen. Ein Beispiel: »Man hätte den General Rüchel eine aus lauter Preußenthum gezogene konzentrierte Säure nennen mögen.«[24] Oder:

»Fürst Hohenlohe war ein sehr gemüthlicher, frischer, thatenlustiger Mann, dessen ausgezeichnetste Eigenschaft der Ehrgeiz war. Leider wurde dieser nur durch einen gewissen Enthusiasmus und durch natürliche Bravour, aber keineswegs durch einen ausgezeichneten Verstand unterstützt.«[25]

Prinz Louis – ich zitiere nur einige Worte aus der bekannten Charakteristik – »suchte den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer; aber [...] der Umgang [...] schadete ihm mehr als er ihm half, denn er schöpfte ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte seinen Geist damit, ohne je selbst eine zu erzeugen.«[26] Und schließlich die einleitenden Sätze der Schrift: »Alle vorurtheilslosen Männer, welche Preußen vor und im Jahre 1806 beobachtet, haben von ihm das Urtheil gefällt, es sei in seinen Formen untergegangen. Ein unmäßiges mit Eitelkeit vermischtes Vertrauen auf diese Formen ließ es ganz übersehen, daß der Geist daraus entwichen war. Man hörte die Maschine noch klappern, und so fragte Niemand, ob sie auch ihre Dienste noch leiste.«[27]

Auffällig an dieser Sprache ist die nüchtern forschende Distanz, die ganz sonderbar mit Sarkasmus vereint ist. Ähnliche Bemerkungen in *Schach von Wuthenow* sind weniger schroff, viel verbindlicher und fügen sich lückenlos in den Fontaneschen Konversationsstil. Der Schriftsteller schlägt einen milderen Ton an als der Zeuge und Historiker.

In Fontanes Erzählung ist Heinrich von Bülow der heftigste Antagonist Schachs und zugleich des veralteten Preußens. Der historische Bülow war ein Bewunderer Napoleons, ein viel gelesener Kritiker preußischer Zustände, ein literarisches Kraftgenie. Aber er verstand die Schwächen des alten Systems besser als die Gründe von Napoleons Erfolgen. In den *Nachrichten* ist er nicht erwähnt. Zwanzig Jahre früher jedoch, in dem Essay *Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn von Bülow* von 1805 hat der junge Clausewitz das Gekünstelte von Bülows Theorie und seine Fehldeutungen der napoleonischen Kriegsführung brillant aufgedeckt.[28] Bülow erkannte die Mängel des Alten, aber seine Erneuerungen waren nur weitere Schnörkel des Ancien régime.

Für seinen Protagonisten des Neuen hat sich Fontane also auf eine historische Persönlichkeit gestützt, die noch in überlieferten Ansichten befangen war, statt auf einen Scharnhorst oder Clausewitz, die übrigens in einem viel engeren Verhältnis zu Prinz Louis standen als der historische Bülow, oder statt eine Figur zu erfinden, die die Konsequenzen der Zeit wirklich zu ziehen verstand. Darauf hinzuweisen, ist nicht als Kritik Fontanes gemeint. Aber daß er Bülow als Modell wählte, eine Verschiebung der Realität, die uns ähnlich schon in dem Essay über Knesebeck begegnet ist, erhellt eine zentrale Tatsache der Erzählung. Die Konflikte in *Schach von Wuthenow* –

mögen sie kriegstheoretische, politische oder persönliche sein – finden innerhalb der alten Gedankenformen statt. Nicht ein wirklich revolutionärer Geist erscheint. Es ist für die Welt der Erzählung bezeichnend, daß Fontane sogar für eine unbedeutende Nebenfigur, der allerdings die Funktion der Vermittlung zwischen Frau von Carayon und Friedrich Wilhelm III. zufällt, den historischen Generaladjutanten von Köckritz wählte, einen ungewöhnlich beschränkten Gegner alles Neuen. Das Reformmemorandum, das der Freiherr vom Stein im April 1806 an den König richtete – also nur einige Wochen vor dem Tag, an dem Frau von Carayon den General im Schloß Paretz um Hilfe ansprach – enthält einen heftigen, höchst beleidigenden Angriff auf Köckritz als einen derjenigen, die eine vernünftige Leitung der Geschäfte unmöglich machten.[29] Fontane war sich des Problems bewußt. Seine Beschreibung von Köckritz endete mit den Worten: »Er bestätigte durchaus die Lehre, daß eine *wohlwollende* Fürstenumgebung einer geistreichen immer weit vorzuziehen ist. Nur freilich sollen diese fürstlichen Privatdiener nicht auch Staatsdiener sein und nicht mitbestimmen und mitregieren wollen.«[30] Aber in der Affäre Schach bewährt sich der reaktionäre Köckritz glänzend. Er verwirft Schachs Benehmen, wird als verbindlich, gütig, vertrauenserweckend, aufmerksam und teilnahmsvoll geschildert. Sein gründlicher Bericht an den König bringt Abhilfe und löst Schachs Tragödie aus.

Soweit *Schach von Wuthenow*. Auch hier ist Fontanes Berührung mit Clausewitz' Schriften und Leben – soweit sie überhaupt stattgefunden hat – nicht bedeutend. Fontane nahm, was er für seine Zwecke benötigte, ließ anderes beiseite, und es ist offensichtlich, daß ihn weder als Historiker noch als Schriftsteller die Männer der preußischen Reformbewegung sonderlich interessieren – sicher sehr viel weniger als gewisse Vertreter der konservativen Opposition, Marwitz an der Spitze. Mit diesem Ergebnis – das ja an sich etwas überrascht – könnten unsere Betrachtungen über Fontane und den nicht gegenwärtigen Clausewitz schließen. Aber ich möchte zuletzt noch ein weiteres Thema anschlagen und kurz verfolgen: einen Zug in Fontanes erzählerischem Werk, auf den Clausewitz' soziale Identität hinweist.

Wir sahen, Clausewitz war nicht ein typischer Vertreter des preußischen Adels seiner Zeit. Er gehört aber einer deutlich definierten Untergruppe an: dem selbstnobilitierten und dann bestätigten beziehungsweise neuverliehenen Briefadel. Solange Privilegien die Struktur der preußischen Gesellschaft bestimmten, machten der hohe Prozentsatz aussterbender alter Familien und die anwachsenden staatlichen Institutionen die ständige Erneuerung und Vergrößerung des Adels zu einer biologischen und gesellschaftlichen Notwendigkeit. Friedrich der Große hat fast zweimal soviel geadelt wie sein Vater; Friedrich Wilhelm II. fünfmal soviel wie Friedrich der Große.[31] Diese

Erneuerung und Vergrößerung des Adels und seine ständige Auffrischung durch Heirat mit bürgerlichen Frauen – und deren Variante, mit jüdischen Frauen – waren für Fontane selbstverständliche Bestandteile und Vorgänge seiner gesellschaftlichen Welt. »Es gibt überhaupt nur noch sehr wenige Adelsfamilien, in denen jüdisches Blut nicht mitfließt,« schreibt er mit freundlicher Übertreibung an Friedlaender.[32] Und im selben Brief zählt er adlige Offiziersfamilien mit jüdischen Frauen auf, darunter die Etzels, deren preußischer Stammvater, Clausewitz' Gehilfe, 1807 eine Tochter Julius Eduard Hitzigs, des Juristen und Verlegers von Heinrich von Kleists *Berliner Abendblättern*, geheiratet hatte.

Wie spiegelt nun Fontanes Romanwelt diese Tatsache eines beständig sich erneuernden Adels? Heirat mit bürgerlichen Frauen stellt kein Problem dar – siehe die Poggenpuhls, Frau von Crampas und Frau von Carayon. Adlige mit jüdischen Frauen gibt es nicht in dieser Welt – es sei denn als abschreckende Möglichkeit, Leo von Poggenpuhls Existenz zu sichern. Neugeadelte dagegen spielen eine gewisse Rolle. Entweder erscheinen sie als ironisch behandelte Statisten wie Adalbert von Lichterloh, dessen Heiratsanzeige Käthe von Rienäcker amüsieren wird, und der Unterstaatssekretär »vom allerneuesten Adel«, dem Therese von Poggenpuhls Bosheiten imponieren. Oder sie machen sich als Parvenüs unter dem echten Adel ridikül wie Herr von Gundermann, was nicht ausschließt, daß der Schneidemühlenbesitzer auch das Verderben des Adels durch neue, unwürdige Erhöhungen symbolisiert. Den Adel, den der Erzähler Fontane ernst nimmt – gewöhnlich bleibt er beim Grafen stehen – wird von ihm ausdrücklich als »alt« qualifiziert: die Stechlins und die Carayons können ihre Ahnen bis zu den Kreuzzügen verfolgen; die Vitzewitze und die Ladalinskis gehen mindestens bis zum 14. Jahrhundert zurück. Oder er legitimiert sie eindeutig als von alter, vornehmer Familie, durch Position, Verwandtschaft oder hohe Auszeichnungen – man denke an ein Kennzeichen wie Graf Halderns großes blaues Band des Seraphinenordens.

Selbstverständlich sind »alt« und »vornehm« keine absoluten Begriffe. Hauptmann von Czako macht sich sogar über die »Jugendlichkeit« seines eigenen Adels lustig. Aber Fontane spart sich nicht die Mühe, uns genau zu informieren, wie alt dieser »jugendliche Adel« eigentlich ist. Immerhin kann Herr von Czako auf eine 200-jährige Ahnenfolge zurückblicken, und in Konflikten mit der bürgerlichen Welt würden ihn seine Standesgenossen sicher für voll ansehen.

Was wir unter diesen Menschen – ob positiv oder mehr kritisch geschildert – nicht finden, ist der neuere, neuste und erneuerte Adel, dessen Träger weder widerwärtige Streber noch komische Nachahmer sind, sondern Offi-

ziere, Beamte, Gutsbesitzer wie andere auch. Von Generälen mit einer jüdischen Frau oder Großmutter ganz zu schweigen, nicht gegenwärtig ist tüchtiger neuer Adel mit eigenen Werten – die Gneisenaus, Varnhagen von Enses und Clausewitzes der Kaiserzeit.

Aus der Perspektive der deutschen Geschichte am Ende unseres Jahrhunderts erscheinen diese Menschen als Übergangsfiguren. Sie verstärken den Adel und passen ihn bis zu einem gewissen Grad an die neue Industriegesellschaft und den Nationalstaat an. Aber sie hemmen die Liberalisierung der Gesellschaft und des politischen Systems. Die Ungerechtigkeiten und Gefahren, die darin lagen, hat Fontane früh und immer besser verstanden. Was aber nicht heißt, daß er diese politischen Einsichten immer in sein dichterisches Werk übertrug.

Jedenfalls wäre es falsch, Fontane vorzuhalten, er hätte den preußischen Adel seiner Zeit nicht in allen Formen, nicht in jeder Variante gezeichnet. Er strebte ja nicht panoramische Vollständigkeit und schon gar nicht reportoriale Genauigkeit an. Aber die gesellschaftliche Auswahl, die er in seinen Werken traf, ist sicher nicht ohne Bedeutung. Für die Absichten, die er in seiner Prosa verfolgte, scheinen sich die Übergangsfiguren eines tüchtigen neuen Adels nicht geeignet zu haben. Oder – was so ziemlich aufs gleiche herauskommt – sie passen nicht in das ihm psychologisch so wichtige Bild einer geschlossenen alten Elite, der es immer schwerer wird, sich zu behaupten. Fontanes bewußter oder unbewußter Entschluß, die vielschichtige soziale Realität, die er so außerordentlich gut kannte, in diesem Punkt nicht richtig zu schildern, muß auf zwingende persönliche Motive zurückgehen. Denn es wäre zu fragen: Hätte es Form und Gang von *Irrungen Wirrungen* wirklich gestört, wenn Botho Sohn eines neugeadelten Geheimen Kommerzienrats gewesen wäre? Oder, um eine andere Möglichkeit zu erwähnen, wenn Botho wie Fontanes Sohn Theodor die Militärintendanturlaufbahn gewählt hätte? Das Offizierkorps eines Eisenbahnbataillons hätte mit demselben Nachdruck auf einer standesgemäßen Heirat bestanden wie Bothos Kameraden vom Kaiser-Kürassier-Regiment. Aber eine solche Degradierung hätte Fontanes psychologisches Wunschbild getrübt, die Gefühle gestört, die der Erzählung zugrunde liegen und die die Erzählung hervorbringt, Gefühle, für die der märkische Junker letzten Endes nur ein Symbol – aber anscheinend ein sehr wichtiges Symbol – ist. Wir wissen, in einem berühmten Werk hat Fontane einen neugeadelten Offizier zum Helden gemacht – allerdings nicht in einem Roman. Die frühe Ballade *Der alte Derffling* über einen Mann, der der Legende nach als Schneider anfing, um als Feldmarschall zu enden, ist gesellschaftlich egalitär: »Es haben alle Stände / So ihren Degenwert.« Derselbe Ton klingt hin und wieder in den Novellen an, zum Bei-

spiel, wenn der alte Graf Haldern der Witwe Pittelkow vorwirft, die Tapferkeit seines 1870 verwundeten Neffen nicht gebührend zu respektieren. Pauline antwortet: »das is auch so eine von Euren Marotten, daß ihr immer denkt, wir verstünden nichts davon [...] Ich habe welche gekannt, die waren auch erst neunzehn und keine Halderns und saßen *nich* zu Pferde, nein, immer bloß auf Gebrüder Benekens, un mußten auch immer vorwärts [...] Ne, ne, Graf, die Halderns haben es nich alleine gemacht.«[33] Der Unterschied ist, daß die Ballade nicht menschliche Beziehungen besingt, sondern einen vorbildlichen Mann, der Allgemeines symbolisiert. Auch wenn *Stine, Irrungen Wirrungen, Schach* und die anderen Erzählungen politische und gesellschaftliche Dinge zur Sprache bringen, geschieht es im Rahmen des Verhaltens einzelner Menschen untereinander, und in diesen sozialen Komödien und Tragödien sind die führenden Männer die Halderns. Die Derfflinger erscheinen, wenn überhaupt, nur am Rande. Diese Betrachtungen haben uns ziemlich weit von Clausewitz entfernt. Zwischen Fontanes Begegnungen mit Clausewitz in der preußischen Geschichte und Fontanes Nichtbeachtung des tüchtigen neuen Adels als Träger menschlicher Beziehungen in den Romanen und Novellen besteht kein kausaler Zusammenhang. Aber alles gehört zu dem großen Thema von Fontanes Verhältnis zum preußischen Adel, und das Meiden eines Teils dieses Adels in den Erzählungen gehört zu dem noch größeren, unerschöpflichen Thema von Fontanes Realismus.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 12. April 1894. – In: HFA *Briefe*, 4. Bd., S. 343.

2 Eberhard Kessel: *Carl von Clausewitz: Herkunft und Persönlichkeit.* – In: *Wissen und Wehr.* 18. Bd. (1937), S. 700–706, 763–774 und, mit wichtigen neuen Ergebnissen, Friedrich Doepner: *Die Vorfahren des Kriegsphilosophen Carl von Clausewitz.* – In: *Genealogie,* 17. Bd., 34. Jahrgang (1985), S. 598–600, und *Die Familie des Kriegsphilosophen Carl von Clausewitz.* – In: *Der Herold.* 12. Bd., 30. Jg. (1987), H. 3, S. 53–68.

3 Angaben der militärischen Laufbahn von Friedrich August von Etzel dem Älteren und Friedrich August von Etzel dem Jüngeren bei Kurt von Priesdorff: *Soldatisches Führertum.* Hamburg 1936–1942, 6. Bd.: S. 80–82; 7. Bd.: S. 51–52.

4 Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* – Berlin 1997, S. 186.

5 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 13. Januar 1857. – In: GBA *Der Ehebriefwechsel,* 1. Bd., S. 482–483.

6 Theodor Fontane, 17. Februar 1857. – In: GBA *Tagebücher,* 1. Bd., S. 225.

7 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* – NFA *Die Grafschaft Ruppin,* S. 195.

8 Ebd. S. 197, Anm.

9 Über Clausewitz in Neuruppin und seine Beziehungen zu der Garnisonschule und der »militärisch-wissenschaftlichen Bildungsanstalt« des 34. Inf. Regts., vgl. Peter Paret: *Clausewitz und der Staat.* – Bonn 1993, S. 64–79.

10 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* NFA *Spreeland,* S. 363–364.

11 Peter Paret: Einleitung zu Clausewitz' Essay in Carl von Clausewitz: *Historical and Political Writings.* Hrsg. Peter Paret & Daniel Moran. – Princeton 1992, S. 85–88.

12 Theodor Fontane an Hermann Wichmann, 2. Juni 1881. – In: HFA *Briefe,* 3. Bd., S. 135.

13 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, [26. Februar 1861]. – In: HFA *Briefe,* 2. Bd., S. 25. Nürnberger wie Anm. 4, S. 187–192, gibt eine gute Einführung in die Problematik des Aufsatzes.

14 Nach einem Vorabdruck in den Beiheften des *Militair-Wochenblattes* 1848 erschien die Schrift als Manuskript gedruckt: *Bruchstücke aus den hinterlassenen Papieren des K. Preuss. Generalfeldmarschalls C. Fr.v. d. Knesebeck,* zusammengestellt von A. v. K[nesebeck]. – Magdeburg 1850.

15 In der Menge der sich oft widersprechenden Geschichtswerke und Memoiren des napoleonischen Zeitalters fielen Beanstandungen von Einzelheiten in Knesebecks Bruchstücken nicht besonders auf, bis der junge Historiker Max Lehmann in seiner Schrift *Knesebeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege.* Leipzig 1875 – zu einem Generalangriff schritt. Der Vergleich von Knesebecks Behauptungen mit Akten im Geheimen Staatsarchiv und im Kriegsarchiv nötigte den Verfasser, wie er schrieb, »das zarte Gewebe [von Knesebecks] Poesie mit brutaler Hand zerreißen zu müssen« (S. 36). Das Ergebnis war für Knesebecks Glaubhaftigkeit verheerend.

16 Carl von Clausewitz: *Strategie aus dem Jahre 1804, mit Zusätzen von 1808 und 1809.* Hrsg. Eberhard Kessel. – Hamburg 1937, S. 42.

17 Theodor Fontane: *Vor dem Sturm.* NFA S. 271.

18 Theodor Fontane: *Vaterländische Reiterbilder aus drei Jahrhunderten.* NFA S. 678.

19 Carl von Clausewitz: *Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.* 10. H. *Kriegsgeschichtliche Einzelschriften.* – Berlin 1888.

20 Theodor Fontane: *Schach von Wuthenow,* Hrsg. Pierre-Paul Sagave. – Berlin 1966.

21 Theodor Fontane: *Schach von Wuthenow.* – GBA, Hrsg. Katrin Seebacher. Berlin 1997.

22 Sagave wie Anm. 20. S. 170. Vgl. S. 218.

23 Georg Heinrich Pertz: *Aus Stein's Leben.* 1856, S. 102. Die drei Fassungen lauten:

1. Clausewitz, S. 450: »Er war von der Französischen Kolonie und geringer Geburt. Sein Vater war Perruqier. Er heirathete in der Folge die Tochter eines Regimentschirurgus, die bekanntlich in der Preußischen Armee ihre Laufbahn als Kompagniechirurgus mit Rasiren anzufangen pflegten. Dies gab ihm Veranlassung, seine Frau, die auf dem Punkt der Abstammung etwas empfindlicher war als er, damit zu necken, indem er sie frug: ›Quel vers préférez-vous ma chère? l'hirondelle d'une aile rapide frise la surface des eaux‹, oder: ›rase la surface des eaux. Le premier me rapelle mon père, et le second le tien.‹
Ich erzähle diese Anekdote, weil sie etwas Charakteristisches hat.«

2. Pertz, S. 102: »Er spottete über seine Herkunft; seines Vaters, eines Perückenmachers, erwähnte er als feu mon père de poudreuse mèmoire, und seine Frau, deren Vater früher als Compagniechirurg den Bartscherer gemacht hatte, pflegte er mit den Worten aufzuziehen
Quel vers préfères-tu ma chère: l'hirondelle d'une aile rapide frise la surface des eaux? ou: rase la surface des eaux?
Le premier me rappelle mon père, et le second le tien.«

3. Fontane, S. 53: »Ah, Lombard! Den Lombard nehm ich nicht ernsthaft, und stell ihm außerdem noch in Rechnung, daß er ein halber Franzose ist. Dazu hat er eine Form des Witzes, die mich entwaffnet. Sie wissen doch, sein Vater war Friseur und seiner Frau Vater ein Barbier. Und nun kommt eben diese Frau, die nicht nur eitel ist bis zum Närrischwerden, sondern auch noch schlechte französische Verse macht, und fragt ihn, was schöner sei: ›L'hirondelle *frise* la surface des eaux‹ oder ›l'hirondelle *rase* la surface des eaux?‹ Und was antwortet er? ›Ich sehe keinen Unterschied, meine Teure‹; l'hirondelle *frise* huldigt *meinem* Vater und l'hirondelle *rase* dem *Deinigen.* In diesem Bonmot haben Sie den ganzen Lombard.« Fontanes Version scheint etwas umständlicher als die von Clausewitz und besonders die von Pertz, der gleich noch eine zweite Anekdote anbringt. Die Verbindung von Wortspiel und gesellschaftlicher Bezugnahme ist so glücklich, daß die Anekdote sicher weit bekannt war. Es würde nicht überraschen, wenn sie auch in weiteren Geschichtswerken und Memoiren der Zeit zitiert ist.

24 Clausewitz wie Anm. 19, S. 435.

25 Ebd. S. 436–437.

26 Ebd. S. 438.

27 Ebd. S. 420.

28 Carl von Clausewitz: *Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn von Bülow.* – In: *Neue Bellona,* 9. Band (1805), H. 3.

29 Stein besann sich dann eines anderen und ersetzte das Memorandum durch einen mehr diplomatischen Text, in dem die Bemerkung über Köckritz nicht erschien.

30 Fontane wie Anm. 21, S. 132–133.

31 Fritz Martini: *Die Adelsfrage in Preußen vor 1806.* – Stuttgart, Berlin 1938, S. 77.

32 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 10. April 1893. – In: HFA *Briefe,* 4. Bd., S. 250.

33 Theodor Fontane: *Stine.* – NFA S. 295.

Theodor-Fontane-Preis 1999 der Stadt Neuruppin Laudatio auf Günter de Bruyn

Helmuth Nürnberger

Verehrter lieber Günter de Bruyn,
Meine Damen und Herren,
Die Nachricht, die vor einigen Wochen durch die Tagespresse ging, daß die Stadt Neuruppin Günter de Bruyn den Fontanepreis verliehen und dieser den Preis mit Freude angenommen habe, war eine gute Nachricht. Etwas Ruhiges und Selbstverständliches wohnt dieser Auszeichnung inne, von der sich sagen läßt, daß sie der feiernden Worte kaum bedarf. Es gibt viele Literaturpreise, größere und berühmtere als die Stadt Neuruppin einen vergeben kann. Der diesjährige Empfänger der städtischen Auszeichnung hat schon wiederholt große Preise erhalten. Selten aber dürften der Name eines Preises und der Preisträger so gut zusammenpassen wie der Fontane-Preis und de Bruyn, dessen Schaffen mit märkischer Literatur und Geschichte, vor allem auch mit Fontane selbst, so tief verbunden ist. Die Annahme des ›jungen‹ Preises durch den ›alten‹ Preisträger ehrt nicht nur ihn, sondern auch den Preis, und das schafft für diejenigen, die ihn nach ihm empfangen werden, eine gute Vorbedeutung. Auch dürfen wir uns der äußeren Umstände dieser Feststunde freuen. Keine politisch gezogene Grenze hindert den Leser de Bruyns, den heutigen Tag mit dem Autor im Land Brandenburg zu begehen oder – was noch ungleich wichtiger ist – beschränkt die Rezeption seines Werkes, das, wie jedes literarische Werk von Rang, grenzüberschreitend wirken will.

Auch Sie, meine Damen und Herren, haben durch Ihr Erscheinen Sympathie und Zustimmung bekundet, und so könnte man mit den Schlußworten von Eichendorffs Erzählung *Aus dem Leben eines Taugenichts* einfach nur noch sagen: »Und es war alles, alles gut.« Es liegt aber in der Natur der Sache, daß ein Laudator so schnell nicht abtreten kann. Der Erzähler von Eichendorffs Novelle ist ein Ich-Erzähler, ihm steht es an, »Und es war alles,

alles gut« zu sagen oder – wenn er den Märchenton der romantischen Novelle mit dem einer skeptischen Gegenwart vertauschen wollte –: »Es ist vieles recht gut geworden.« Der Laudator sagt: »Er, der Autor, dessentwegen wir hier versammelt sind, hat alles sehr gut gemacht« oder doch: »Weil dieser Autor so ist, wie er ist, konnte vieles so überzeugend gelingen.«

Die Rollen sind verteilt, die Frage ist nur: »Wie lobt man einen Preisträger, der schon einmal einen Roman mit dem Titel *Preisverleihung* verfaßt und – offenbar nimmt er ein berufliches Interesse an der Sache – auch noch andere vergleichbare Situationen erzählerisch gestaltet hat?« Ich bin also bereits bei de Bruyns schriftstellerischem Werk, wenn ich die aus Täuschung und Selbsttäuschung geschmiedeten Fußangeln, die dem schönen Schwung der Rede gefährlich werden können, in die Betrachtung einbeziehe. Eine Kollegin, ihrerseits Tochter eines Professors und als Studentin von ihrem Vater dazu angehalten, auch seine Vorlesungen zu besuchen, erzählte mir, daß sie einmal, todmüde, nur mit aufgerissenen Augen seinen Ausführungen zu folgen vermocht habe. Nachher, beim Mittagessen, gestand er ihr, daß er selbst am Vortragspult zunächst unsicher gewesen sei. »Aber Kind, als ich dann deine großen Augen auf mich gerichtet sah, da wußte ich, heute habe ich eine Sternstunde.«

Besonders Festreden eignen sich zur Parodie. De Bruyn steht da in einer Tradition, es genügt, an Flauberts Beschreibung eines Landwirtschaftsfests in *Madame Bovary* zu erinnern. Die Kunst folgt dem Leben, allerdings auch das Leben der Kunst, daher werden auch die fiktiven Gestalten der Literatur zu Vorrednern dieser Stunde. Gleichwohl wird sich heute sicherlich nicht der Vorgang wiederholen, den das elfte Kapitel von de Bruyns Roman *Märkische Forschungen* beschreibt: Es ist »Laudatio« betitelt, und gipfelt in der Lobrede, die ein brillanter Intellektueller – Professor Menzel – sich selber hält. Der Minister, so argumentiert er, würde in seiner Geburtstagsrede doch nur sagen, was am Morgen schon in der Zeitung gestanden habe, er, der Gefeierte, kenne sich selbst aber schließlich am besten und sei daher wie niemand anders als Redner geeignet. Lesen Sie es bitte nach, wie gern – oder doch widerstandslos – die Anwesenden bei dieser kleinen Komödie der Eitelkeit mitspielen, die letztlich sogar eine gewisse Berechtigung hat, denn wie sehr wir auch geneigt sein mögen, uns über uns selbst zu täuschen, so wird das, was der Wunsch nach Selbstdarstellung uns eingibt, vielleicht doch nicht so falsch sein, wie das konventionelle Zerrbild eines nur vorgeblichen Interesses.

De Bruyn, wenn er nicht gerade schreibt, ist im Umgang mit Worten sparsam und scheut, wie er in einem Interview 1990 und noch entschiedener in seiner Selbstbiographie bekennt, besonders in der Öffentlichkeit die laute

Deklamation. »Wenn Sie wüßten, wie ungern ich rede. Das ist immer nur Pflicht, Neigung nie.«[1] Zuweilen gelingen ihm dann Formulierungen von einer vollkommenen Einfachheit, hinter der sich gleichwohl eine inkommensurable Fülle gelebten Lebens verbirgt, etwa wenn er einem Interviewer in München 1984 auf die Frage nach den überraschend anmutenden Motiven eines geplanten Romans die Antwort gibt: »Ich bin halt katholisch.« Das hat für mich die Grazie einer Hofmannsthalschen Komödie, etwa wenn die Komtesse Altenwyl bei einer Soiree auf zwei in ein intrikates Gespräch verwickelte Freundinnen trifft und sagt: »Stör ich Euch? Dann geh ich halt wieder.« Solche scheinbar beiläufigen Sätze, die man auch mit dem altmodischen Wort »anmutig« belegen könnte, spiegeln eine Höflichkeit, die in Worten und Gesten ganz unaufdringlich zu sein wünscht. Als berufliche Haltung eines erfolgsgewohnten Literaten ist sie keineswegs alltäglich. Um es mit Worten Fontanes zu sagen: »[...] einfache Menschen sind eben von Natur einfach, sehr kluge Menschen aber müssen sich das Einfache, als ein Höchstes, erst wieder zurückerobern. Diese *gewonnene* Einfachheit ist dann aber auch die echte, weil sie durchgeistigt ist.«[2]

Auch als Autor hat de Bruyn die schwere Kunst, mit wenigen Worten immer mehr zu sagen, in einem jahrzehntelangen künstlerischen Reifeprozeß immer vollkommener beherrschen gelernt. In Parodie und Satire aber hält er den Menschen gern ihre Äußerungen als Spiegel vor. Der Roman *Märkische Forschungen* beschreibt eingangs eine Vortragsveranstaltung mit einem redlichen Forscher – Lehrer Pötsch – und dem uns bereits bekannten, von seinem Ehrgeiz gelenkten Professor Menzel auf dem Podium und einem interessierten Publikum im Parkett. Der Vorgang ist entlarvend und komisch zugleich. Es ist die stets aktuelle Aufgabe der Literatur, die Wahrheit über den Menschen zu sagen, und de Bruyn ist ihrer offensichtlich niemals müde geworden. Ich habe mich bei den *Märkischen Forschungen* wiederholt an den frühen Heinrich Böll erinnert gefühlt, an Stücke wie *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen.* De Bruyns Professor Menzel ist Bölls Rundfunk- und Feuilletonlöwen Bur-Malottke ebenbürtig – das reale Vorbild war selbstredend jemand ganz anders –, und wir erkennen, daß es die gleichen Phraseure sind, die in verschiedenen Staaten und unterschiedlichen Systemen dieselbe Sonne bescheint. Aber wie sind dann die Gefühle eines Anwalts der redlichen Worte bei einer Preisverleihung? Wie richten wir es ein, daß ihm diese Stunde zu einer angenehmen Erinnerung wird, möglichst wenig abgestumpft durch konventionelle Erklärungen und doch der Distanz bewußt, die seiner Persönlichkeit und seinem Werk gebührt? In einer Stadt übrigens, die für ihn noch andere als literarische Erinnerungen bereithält, denn hier in Neuruppin ist er, wie Sie in *Zwischenbilanz* nachlesen können, in den letzten Monaten

des Zweiten Weltkriegs Soldat geworden. Die Beschreibung der zuweilen irrsinnig anmutenden Abläufe dieser Zeit, die de Bruyn wie ein militärischer Simplicius erlebte, gehört zu den eindrucksvollsten Abschnitten der Autobiographie.

Der Laudator kann einem literarischen Werk nichts hinzufügen und ihm auch nichts nehmen. Ein Text trägt sein Gelingen und Mißlingen, seine Maßstäbe und seine Gerechtigkeit in sich selbst. Mit dem, was ein Autor geschrieben hat, ist er zuletzt allein. Dem jüngeren Freund und Kollegen kann der Kritiker eventuell ermutigend zur Seite stehen. Dessen bedarf de Bruyn in dieser Stunde nicht. Was versucht werden kann, ist die Achtung und Sympathie zu artikulieren, mit der sein umfangreiches belletristisches, kritisches und autobiographisches Werk von uns begleitet wird.

Im vorgegebenen zeitlichen Rahmen kann ich freilich weder diesem Werk und dem darin beschlossenen gelebten Leben, noch dem sogenannten Forschungsstand gerecht werden, so verlockend es wäre, der Chronologie zu folgen. De Bruyn zählt nicht anders als Fontane zu den Autoren, die in einer komplizierten Entwicklung zunehmend zu sich selbst gefunden haben. Mit einem der frühen Romane wie *Buridans Esel* ließe sich da beginnen, dessen Titel jenem durch den scholastischen Philosophen Buridan, Rektor der Universität in Paris, bekannten Langohr entstammt, das verhungert, weil es unbeweglich zwischen zwei lockenden Heuhaufen verharrt und sich nicht entscheiden kann, wo es seine Nahrung suchen soll. Möglicherweise handelte es sich dabei um eine von Gegnern Buridans ins Werk gesetzte Zuspitzung der von Aristoteles stammenden Erörterung über das Verhalten des Menschen in Konfliktsituationen. Was de Bruyn dazu einfiel, war die Geschichte eines sympathischen Bibliotheksdirektors zwischen zwei Frauen – und ich lasse es bei dieser Pointe bewenden, muß es dem Leser überlassen zu entdecken, was dieser Roman darüber hinaus noch ist, beispielsweise eine sehr kritische Überprüfung individueller Handlungsmotive im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Forderungen, denen der Held scheinbar, aber eben nur scheinbar, pflichtbewußt genügt. So begegnet uns in diesem frühen, humorvollen Roman bereits eine für den Autor charakteristische Gewissensfrage und sein aus männlicher Perspektive behutsamer Blick auf weibliche Charaktere. »Vielleicht. Wer kennt sich in Elisabeth aus!« lautet der Schlußabsatz des Romans.

Was ein Vierteljahrhundert später ins Werk gesetzt wird, ist, wie es in *Zwischenbilanz* genannt wird, das »Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion. […] Der berufsmäßige Lügner übt, die Wahrheit zu sagen. Er verspricht, was er sagt, ehrlich zu sagen; alles zu sagen, verspricht er nicht.«[3] Gesagt werden soll, was sagbar ist. Bereits dieser

erste Teil der Autobiographie zeigt de Bruyn im Vollbesitz seiner erzählerischen Kunst. Es dürfte schwerfallen, einen zweiten Bericht über eine deutschen Kindheit in diesem Jahrhundert von einem gleichen Reichtum individueller Details und zeitgeschichtlicher Signifikanz zu entdecken. Der Verzicht, darauf näher einzugehen, fällt besonders schwer.

1999 sind nun gleich zwei Bücher von de Bruyn erschienen, die *Deutschen Zustände* und die *Finckensteins*, so daß wir uns allmählich Proportionen nähern, auf die man Fontanesche Altersgedichte wie *Als ich zwei dicke Bände herausgab* anwenden kann, obwohl unser Autor *dafür* noch zu jung ist. Auf einige Entsprechungen zu Fontanes Biographie und auf de Bruyns Arbeiten über Fontane komme ich später noch zurück. Zunächst sollen einige allgemeine Gesichtspunkte zu seinem Schaffen geltend gemacht werden, bei deren Auswahl persönliche Erfahrung maßgebend war.

Was sichert einem literarischen Werk und/oder seinem Autor einen besonderen Platz in unserem Bewußtsein und Empfinden? Liebe ist im Spiel, aber – um mit de Bruyn zu reden – »wer will entscheiden, ob wir lieben, was uns ähnlich ist, oder ob wir dem ähnlich werden, was wir lieben?«[4] Jedenfalls geht es wohl um etwas Unverwechselbares, das dieses Werk und seinen Urheber vor anderen auszeichnet und das dem, was wir in ihm suchen, entspricht. Ein Rest von Zufall mag dabei sein, denn es handelt sich bei dem, was wir lesen, stets nur um eine Auswahl aus einem für den einzelnen unübersehbaren Bestand. Längstvergangene Zeitalter präsentieren die tausendfältigen Reize ihrer Formen, und darunter sind »klassische« Epochen, in denen auch das für die damalige Gegenwart Durchschnittliche immer noch hervorragend ist. Wir sind von diesem Reichtum umgeben, der so oft ungenutzt bleibt, denn nicht für alles sind wir in gleicher Weise aufnahmefähig. Zuweilen aber begegnen wir dem, was aufgrund seiner Eigenart unvermittelt zu uns spricht. Um wiederum mit de Bruyn zu reden: »[…] längere literarische Praxis hat mich an das Wunder glauben gelehrt, daß Eigenstes, genau dargestellt, sich als Allgemeines erweist.«[5]

Für mich bildet das unverwechselbare Charakteristikum de Bruyns die Glaubwürdigkeit seiner Sprache. Bewußt rede ich von »Glaubwürdigkeit der Sprache«, obwohl ich weiß, daß hinter dieser Sprache ein Mensch steht, der sie spricht und schreibt und für den diese Sprache Zeugnis ablegt. Gleichwohl ist es die *Sprache* eines Autors, die mir in seinen Büchern begegnet und nicht unmittelbar die Person. Die Existenz eines Schriftstellers gründet in der Sprache, denn in sie ist alles eingegangen, was den Kern seiner Persönlichkeit bildet, – und das sind nicht die mehr oder weniger zufälligen Umstände der Biographie. Am Ende behält jedes menschliche Dasein ein Unauflösbar-Fremdes, in das niemand einzudringen befugt ist, und auch der Schriftsteller

selbst umkreist letztlich nur das Geheimnis des eigenen Lebens. Vorsicht ist angezeigt, auch im Befragen seiner selbst. »Die Menschen lügen. Alle«, sagt der Psalmist (Psalm 116, Vers 11)[6], und de Bruyn, der die christlichen Wurzeln seiner Spiritualität nie verleugnet hat, dürfte der Letzte sein, dem realistischen Blick der Bibel auf den Menschen zu widersprechen. Was aber von der Bemühung eines Menschen um Wahrheit mitteilbar ist, das wird in seiner Sprache enthalten sein. »Die Literatur ist die Aufrichtigkeit selbst, sie ist der einzig wahre Ausdruck des Lebens«, hat Joseph Roth formuliert[7] – ein schöner, wenngleich dem ersten Anschein nach anfechtbarer Satz, den ich indessen so verstehe, daß mich allenfalls der Autor und das Blendwerk seiner Absichten belügen könnten, nicht aber die Sprache, die er spricht.

Es handelt sich bei literarischer Sprache mithin um ein ästhetisches Phänomen, aber keineswegs nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie um ein solches. Vielleicht war das glaubwürdige Wort des Schriftstellers niemals so wichtig wie in der von konkurrierenden Kräften umstellten modernen offenen Gesellschaft. Für einen Schriftsteller, der in seiner Zeit wirken will, halte ich solche Glaubwürdigkeit für eine unentbehrliche Qualität. Die Sprache de Bruyns befriedigt das ästhetische Gefühl durch ihre unverbildete Natürlichkeit, aber sie lehrt uns zugleich, dem, was sie uns mitteilt, zu vertrauen. Es ist eine Sprache, die nicht in erster Linie Glück sucht, sondern Wahrheit, eine faire Sprache, die um starke Gefühle weiß, ohne davon ein Aufhebens zu machen und die es von Grund auf verlernt hat, arrogant zu sein. Was uns de Bruyn als ein Zeuge des nun endenden Jahrhunderts berichtet – und er hat viel zu erzählen – gewinnt seinen Quellenwert dadurch, daß es als sprachliches Zeugnis selbst da noch unverdächtig erscheint, wo möglicherweise der Zeuge irrt.

Das Zeugnis glaubwürdiger noch als der Zeuge, kann dies sein? Gewiß kann es sein, weil es zum Lebensgesetz, fast möchte ich sagen zum Rhythmus dieser Sprache gehört, daß sie sich stets von neuem selbst in Frage stellt und prüft. Mehr als die Wahrheit dieses Strebens ist uns nicht gegeben.

Nachdem ich erklärt habe, was mein Vertrauen in das Werk de Bruyns begründet, möchte ich sagen, wofür ich es künstlerisch bewundere. Dabei handelt es sich um einen Vorzug, der mit dem zuerst genannten, der Glaubwürdigkeit der Sprache, in einer inneren Beziehung steht, nämlich um die schon früh erkennbare und auch im zunehmenden Maße geglückte Bemühung des Erzählers, anschaulich und konkret zu sein – was sich unscheinbarer anhört, als es ist, denn es verbirgt sich ein artistisch höchst Anspruchsvolles darunter. Von de Bruyns »Bekenntnis zum Konkreten« hat Christa Wolf gesprochen, »zu der greifbaren, sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit.«[8] Ein besonderer Liebling von mir unter de Bruyns Figuren ist daher sein bereits er-

wähnter, »äußerlich naßkalte[r], innerlich aber von Schreibgedanken erwärmte[r]«[9] Lehrer Pötsch und das, was der Erzähler der *Märkischen Forschungen* »Pötschs Lokaluniversalismus« nennt. Wer ist dieser Mann und was ist mit dieser Bezeichnung gemeint? Nun, es ist der eingangs von mir erwähnte Referent, der in der Vortragsreihe »Vergessene Dichter – neu entdeckt« über Max von Schwedenow seinen Beitrag leistet. So wird er uns vorgestellt:

»[...] Pötsch liebte, was ihm nah war, und nahm es dadurch in Besitz, daß er es so genau wie möglich kennenlernte. [...] Sein Wissen war begrenzt, doch innerhalb der Grenzen universal. Er hatte kein ausgeprägtes Interesse für Botanik, doch die Kiefern, die das Dorf umstanden, interessierten ihn bis hin zu der Struktur des Holzes. Bautechnik war sein Fach nicht, aber wie man vor 150 Jahren, als das Haus, in dem er wohnte, gebaut wurde, die Feldsteine gespalten hatte, um glatte Außenwände zu bekommen, wollte er wissen. Das Ausheben einer Baugrube regte ihn zu geologischen Studien an, ein Gespräch mit Landvermessern zu mathematischen. Jede Fahrt in eine andere Gegend wurde eine des Vergleichs, und der schönste Teil der Reise war die Heimkehr. Er war kein kühner Denker, aber ein genauer, Fanatiker des Details, Polyhistor des Vertrauten.«[10]

De Bruyn hat seinen Landlehrer Pötsch mit einer Reihe komischer Züge ausgestattet, die es uns zuweilen erlauben, über ihn zu lächeln. Über seine geistige Grundhaltung ist uns ein Lächeln hingegen nicht erlaubt. Der Vergleich zwischen Menzel und Pötsch fällt nur scheinbar neutral oder gar zu Gunsten Menzels aus. »Stand Menzel«, so lesen wir, »gleichsam auf einem Aussichtsturm und schaute durch ein Fernrohr in die Weite, so Pötsch mit Lupe auf platter Erde, wo jede Hecke ihm den Blick verstellte.«[11] Tatsächlich läuft, was Menzel als Ergebnis seiner Fernsicht mitteilt, auf Irrtum und Unzuverlässigkeit, Korruption und Fälschung hinaus. Im Gegensatz zu ihm verliert Pötsch seine Würde nicht, auch wenn wir über seine Naivität gelegentlich amüsiert sind. Täuschen läßt er sich gelegentlich durch Menschen, weil er verführbar ist wie wir alle und weil er zu redlich ist, die Täuschungsmanöver sogleich zu durchschauen. In den stummen Dingen täuscht er sich nicht.

Wenn wir nach dem Roman *Märkische Forschungen* Günter de Bruyns 1993 erschienenes Buch *Mein Brandenburg* zur Hand nehmen, begegnet uns der »Polyhistor des Vertrauten« wohl auf einer noch höheren Stufe seiner Kenntnis und seiner Sprache:

»Beeskow-Storkows Geschichte bietet kaum Höhepunkte. Germanische Semnonen, slawische Lusiki, deutsche Kolonisatoren, preußische Beamte und sächsische Parteifunktionäre kamen nacheinander in diese Gegend, aber

ein Ereignis, das die Geschichtsbücher hätten verzeichnen können, kam nie. Den Wettinern und der Böhmischen Krone, die hier im Mittelalter die Lehnshoheit hatten, waren die beiden Herrschaften so uninteressant wie später den brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Königen; und nur einer von ihnen, der Soldatenkönig, besuchte sie mehrmals, erst zur Jagd, und dann, um in der Abgeschiedenheit Kossenblatts seine Gicht auszusitzen, während er sich die Zeit mit dem Malen von Bildern vertrieb. – Während von den Germanen, die sich in die lieblicheren Gefilde des deutschen Südwestens absetzten, nur Speerspitzen und Urnengräber zurückblieben, sind die seßhaften Slawen bis heute durch Orts- und Familiennamen präsent. In den zwei Städtchen (deren End-W, das sei für Süddeutsche gesagt, stumm bleibt) zeugen noch Reste der Burgen, in vielen Dörfern unverwüstliche Feldsteinkirchen von den ersten deutschen Siedlern, Mönchen und Rittern, und von den Preußen blieben Kasernen, Straßen, bizarr gewachsene Maulbeerbäume und die Vorliebe für Kartoffeln zurück. – Reich war man hier immer an Wäldern, Seen, Sandflächen und Sümpfen, arm an Kulturgütern, Fabriken und fruchtbaren Äckern, und da auch berühmte Persönlichkeiten nur dünn gesät waren, nimmt man vorlieb mit dem durch Heinrich von Kleist (als Michael Kohlhaas) bekannten Terroristen Hans Kohlhase, dem Storkow zeitweise als Schlupfwinkel diente, mit Tschech, einem Storkower Bürgermeister, der umgebracht wurde, weil er den König hatte umbringen wollen, mit Ludwig Leichhardt, einem Australienforscher, und mit einem Beeskower Stadtkämmerer französischer Herkunft, der leider nicht Theodor Fontanes Großvater war, sondern der seiner Frau.«[12]

Soweit unser Autor. Literarisch ist die Bilanz gar nicht so schlecht, sie ist sogar ausgezeichnet. Dem Storkower Bürgermeister verdanken wir immerhin das Tschech-Lied (vergleichen Sie dazu die Äußerungen Leutnant Vogelsangs in *Frau Jenny Treibel*, wo die gewagtesten Verse aber noch nicht einmal zitiert sind) und Beeskow – nun, zweifellos wird kein künftiger märkischer Landeshistoriker darauf verzichten, neben dem alten Rouanet, Emilies Großvater, auf Günter de Bruyn hinzuweisen, der sich dort niedergelassen hat. Fontane hat mit seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* viele Nachfolger gefunden, die ihn mit mehr oder weniger Glück nachahmten, ohne ihn zu erreichen. De Bruyn imitiert nicht, er formt den Stoff nach seinen eigenen Bedürfnissen, und er macht uns sogar darauf aufmerksam, was bei Fontane fehlt.

Damit komme ich zu de Bruyns jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem gewissermaßen »klassischen« Autor der Mark, über den er mit einer Sicherheit schreibt, wie sie nur mit einer großen, alten Leseerfahrung möglich ist, deren es bei diesem schwierigen Autor aber auch tatsächlich bedarf. Erlau-

ben Sie mir zunächst den mehr scherzhaften Hinweis auf zwei aus Familiensage und autobiographischem Zeugnis gespeiste Übereinstimmungen zwischen beiden Autoren. Ebenso wie die Fontanes sich in der Mark gern ihrer romanischen Herkunft entsannen und so vornehmen Verwandtschaften wie die mit einem Großmeister der Pariser Universität und Pair von Frankreich sowie mit einem Kardinalerzbischof von Lyon und Primas von Gallien entdeckten, erzählten die de Bruyns, allerdings ungleich bescheidener, von einem französischen Vorfahr. Die Rede ist von einem napoleonischen Grenadier, der an der Seite seines Kaisers Preußen eroberte, dort aber von einem brandenburgischen Mädchen erobert wurde, die ihn beim Rückzug der Großen Armee in einem Backofen versteckte, indem sie zuletzt auch den Hochzeitskuchen buk. Aufschlußreicher für die spätere poetische Laufbahn ist die bei beiden Autoren frühzeitig erkennbare Neigung zum weiblichen Geschlecht. Fontane bekennt in einem Brief, es sei ihm gegangen wie seinem Freund Lepel, der auf die Frage, wann er zuerst geliebt habe, wehmütig antwortete: »Mit vier Jahren!« De Bruyn schreibt in *Zwischenbilanz:*

»[…] eine Woche, einen Monat, einen Sommer lang kannte der Vier- oder Fünfjährige keine größere Wonne, als eine Dreijährige zu beschützen und ihr beim Sandkuchenbacken behilflich zu sein. Warum es unter den vielen Mädchen, die es dort [auf einem Hof, H. N.] gab, dieses und nur dieses war, beschäftigte den Vierjährigen lange, aber auch der Sechzigjährige weiß noch keine Antwort darauf; er hat nur gelernt, sich nicht mehr darüber zu wundern.«[13]

Schließlich: Beide Autoren – vielleicht weil sie eben der ungeteilten Hingabe an die Kunst zunächst ermangelten –, waren im Umgang mit den Musen zunächst nicht so erfolgreich wie mit den Dreijährigen. Dazu der fünfundzwanzigjährige Fontane 1844 in einem Brief an Wilhelm Wolfsohn: »Mit mir also war's nichts im Literatenthum, der bloße Versuch hat mich bedeutend runtergebracht.«[14] Ganz ähnlich der bereits dreiunddreißigjährige de Bruyn im Oktober 1959, nach Verweigerung einer Druckgenehmigung, im Tagebuch: »So endet eine literarische Laufbahn, bevor sie begann.«[15] Wie wenig, bleibt nur zu ergänzen, weiß ein junger Mensch von seiner Zukunft.

Zurück zum Fontane-Leser und -Kenner de Bruyn: *Immer wieder Fontane* ist ein 1970 erschienener Beitrag aus seiner Feder betitelt. »Wie kommt es, daß der Stern dieser Kunst noch immer strahlt, daß die Romane aus einer vergangenen Epoche uns noch immer zu Tränen rühren. […] Weil hier ein großer Künstler sich über die Anschauungen, Konventionen und Tabus seiner Zeit und Gesellschaft zu erheben vermag, und diese als unmenschlich entlarvt, indem er das von ihnen verschüttete Menschliche im Menschen freilegt. Und das, glaube ich, wird noch lange aktuell sein.« De Bruyn weiß

um die angemessenen Proportionen, wenn es um die Teilbereiche des Fontaneschen Werks geht: Zutreffend und voller Sympathie schreibt er über die *Wanderungen*, gibt aber dennoch dem Romanwerk verdientermaßen die Priorität, stellt die Alterslyrik über den populären Balladendichter auf preußische Kriegshelden und kann es sich sogar erlauben, in seinen *Altersgedanken über den alten Fontane* vom hoch gelobten Briefwerk nun doch ein Stück weit abzurücken und den späten Romanen und autobiographischen Schriften als dem letztlich zutreffenderen Ausdruck des Fontaneschen Geistes den Vorzug zu geben. Seinen unbefangenen Status als Leser und Liebhaber gibt er glücklicherweise nicht auf. (Gewiß, Herr de Bruyn, jetzt spricht der Spezialist, Sie schreiben Innstetten mit einem »n«, das würden wir in den *Fontane Blättern* nicht durchgehen lassen!) Dafür schützt ihn ein unvoreingenommenes, keinem System verpflichtetes Denken vor den Verengungen, die das fachwissenschaftliche Denken zuweilen bestimmen, besonders wenn es sich in Rücksicht auf parteiliche Interessen auch ideologisch manifestiert. De Bruyn weiß, und er wußte es längst, daß die germanistische Fontane-Interpretation unter anderem auch einer stets erfolgreichen Ostereier-Suche gleicht: Jedes brave Kind bekommt sein Ei und sogar in seiner Lieblingsfarbe.

Dergleichen sagt sich leicht und darf als Insider-Scherz unter Kollegen wohl auch so gehandelt werden. Harmlos ist es gleichwohl nicht, denn es sind ja die Dichter, die ein wirkungsmächtiges Bild vom Vergangenen entwerfen, und wie wir sie verstehen, das entscheidet nicht nur über unsere Meinung von dieser Vergangenheit, sondern auch über Gegenwart und Zukunft. In diesem Sinne ist de Bruyns Fontane-Verständnis oder ein Buch wie *Die Finkensteins* zweifellos Ausdruck eines Bemühens um historische Gerechtigkeit. Vergessen wir daher nicht, daß die Stadt Neuruppin, wenn Sie den Schriftsteller Günter de Bruyn auszeichnet, in ihm zugleich den politischen Bürger ehrt – »politisch« in jenem weitgespannten Sinn des Wortes, der die Teilnahme des einzelnen an der Verantwortung für das Ganze meint. »Wenn Sie so wollen ist alles, was ich geschrieben habe immer eine Verteidigung des Individuums gegen die Ansprüche der Macht«, hat de Bruyn 1983 in einem Interview formuliert.[16] Keineswegs hat de Bruyn die Rolle des Parteigängers oder Repräsentanten gesucht; sein Sinn ist viel eher auf Privatheit gerichtet, und wenn er ehrgeizig war, so war er es als Schriftsteller. Es ist jedoch die Erfahrung unseres Jahrhunderts, daß Freiheit und Demokratie Werte sind, die der Verteidigung bedürfen, und daß daher auch die literarische Existenz keine unpolitische sein kann. De Bruyns in diesem Jahr erschienenes Buch *Deutsche Zustände* ist im besonderen Maße Ausdruck dieses Verantwortungsbewußtseins. Es ist an dieser Stelle weder möglich noch

notwendig, sich mit den verschiedenen Themen, die es behandelt, auseinanderzusetzen, aber ein Beispiel sei gegeben. Der nur wenige Seiten umfassende Beitrag »Notwendige Toleranz« erinnert zunächst an die durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm begründete und auch gegen Widerstände durchgesetzte Tradition, die religiös Verfolgten in Brandenburg Zuflucht gewährte und beiden Seiten, den Toleranten und den Tolerierten zugute kam. De Bruyn zitiert ein Lied der durch die Gegenreformation vertriebenen Böhmischen Brüder: »Dein Volk, das sonst im Finstern saß, von Irrtum ganz umgeben, das findet hier nun sein Gelaß und kann in Freiheit leben.«[17] Dann jedoch erfolgt – nach einer sehr nüchternen Charakterisierung der vielberufenen »preußischen Tugenden« – die Mahnung an die Gegenwart samt ihrer irrationalen Fremdenfeindlichkeit: »[...] dem Land [...] wäre zu wünschen, einige der Vorzüge des schon lange verstorbenen Staates hätten ihn in den Nachkommen seiner Bewohner überlebt.«[18] Unübersehbar ist wiederum der prüfende, selbstkritische Ernst in der Darstellung der »deutschen Zustände« und – zehn Jahre nach Wiederherstellung der deutschen Einheit – ihr aus der aktuellen Situation kommender Impetus. Literatur ist Gedächtnis – und dient gerade darum auch dem Hier und Heute.

Da es nun also so ist, daß die Nation in de Bruyn einen Autor besitzt, der – und auch das gibt ihm eine Ähnlichkeit mit Fontane – in seinem achten Lebensjahrzehnt auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens steht und noch immer die lebendigste Anteilnahme zeigt an der naturgemäß widerspruchsvollen Gegenwart, bedarf es für diese Laudatio keines Schlußsteins. Ich danke Günter de Bruyn in Ihrer aller Namen für sein bisheriges literarisches Werk, Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und bitte den Preisträger die Auszeichnung durch den Herrn Bürgermeister in Empfang zu nehmen.

Anmerkungen

1 *Stimme einer Stimmung. Günter de Bruyn im Gespräch mit Regina General.* – In: *Die Zeit*, 9. 3. 1990.

2 An Emilie, 13. Juni 1878; HFA IV/2, S. 591.

3 Günter de Bruyn, *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin.* – Frankfurt am Main 1992, S.7.

4 Günter de Bruyn, Märkische Forschungen. Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte. – Frankfurt am Main 1981 (Fischer Taschenbuch), S. 15.

5 Günter de Bruyn, *Der Holzweg*, in: Ders., *Frauendienst. Erzählungen und Aufsätze.* – Halle, Leipzig 1986, S. 168.

6 *»Die Menschen lügen. Alle« und andere Psalmen.* Aus dem Hebräischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Arnold Stadler. – Frankfurt am Main und Leipzig 1999, S. 85.

7 »La littérature cést la sincérité même, la seule expression vraie de la vie.« Zit. nach Frédéric Lefèvre, *Une heure avec Joseph Roth.* – In: *Les Nouvelles Littéraires*, 2.6.1934.

8 Christa Wolf, *Preisverleihung.* – In: Dies., *Die Dimension des Autors.* Darmstadt/Neuwied, S. 221-229.

9 *Märkische Forschungen*, wie Anm. 4, S. 22.

10 Ebd., S. 14f.

11 Ebd.

12 G. de Bruyn, *Mein Brandenburg.* Fotos von Barbara Klemm. – Frankfurt am Main 1993, S. 45f.

13 G. de Bruyn, *Zwischenbilanz*, wie Anm. 3, S. 25f.

14 29. Februar 1844; HFA IV/1, S. 14.

15 Günter de Bruyn, *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht.* – Frankfurt am Main 1996, S. 97.

16 *Der Einzelne und die Macht. G. de Bruyn im Gespräch mit Frank Hafner am 5.5. 1983*, in: *Günter de Bruyn. Materialien zu Leben und Werk.* Hrsg. von Uwe Wittstock. – Frankfurt am Main 1990, S. 89.

17 Günter de Bruyn, *Deutsche Zustände. Über Erinnerungen und Tatsachen, Heimat und Literatur.* Fotos von Barbara Klemm. – Frankfurt am Main 1999, S. 69.

18 Ebd., S.71.

Dankesworte für den Fontane-Preis für Literatur Neuruppin, am 30. Dezember 1999

Günter de Bruyn

Bei der Verleihung von literarischen Preisen, die den Namen eines berühmten Dichters im eignen führen, erwartet man von dem Preisträger verständlicherweise, daß er in seinen Dankesworten auch über seine Verbundenheit mit dem Namenspatron Auskunft gibt. Das aber kann in einzelnen Fällen auch Schwierigkeiten bereiten, wie ich in jungen Jahren einmal erfahren mußte, als man mich durch Preisvergabe in eine Traditionslinie zu reihen versuchte, die durchaus ehrenswert, aber die meine nicht war. Um nicht lügen zu müssen, half ich mir damals durch Ausweichen ins Allgemeine und verstärkte damit bei den Zuhörern die durchaus richtige Meinung, daß die Ehrung hier an den Falschen geraten war.

Heute dagegen befinde ich mich in der glücklichen Lage, ein Verschweigen durch Ausweichen nicht nötig zu haben, mich vielmehr ohne Umschweife und aus vollem Herzen zu dem Autor bekennen zu können, dessen Namen, ihm und seiner Geburtsstadt zu Ehren, der Preis führt. Denn länger und intensiver als andere meiner Lieblingsautoren hat mich dieser erfreut und beschäftigt, und seine Werke haben, was ich besonders erstaunlich finde, bei der über Jahrzehnte sich hinziehenden immer erneuten Lektüre an Frische nichts eingebüßt. Selbst das Vorjahr, sein Gedenkjahr, in dem die Gefahr, seiner überdrüssig zu werden, groß war, hat daran nichts geändert. Noch immer gilt seiner Person meine Verehrung und meine Liebe seinen Romanen und Briefen, seinen »Wanderungen« und den Gedichten. Und sie alle werden mir wohl auch für den Rest meines Lebens eine bevorzugte Lektüre sein.

Sie werden mir aber auch weiterhin Rätsel aufgeben. Wobei ich weniger an seine zu langem Grübeln verleitenden Äußerungen, wie »Geschichtsschreibung ist Stilübung« oder »Vor Gott sind eigentlich alle Menschen Berliner« denke, als vielmehr an das nie ganz erklärbare Wunder seiner oft hu-

moristischen gefärbten Romandialoge, die meist von Bagatellen handeln und doch Größeres aufscheinen lassen, von dem wörtlich gar nicht die Rede ist.

Nicht weniger nachdenkenswert aber ist die Frage, warum dieser Autor, den man früher oft unterschätzte, heute mehr Leser als zu seinen Lebzeiten und den Jahrzehnten danach findet, während mancher seiner hochgerühmten Zeitgenossen so gut wie vergessen wurde und auch jene seiner Kollegen, die, wie Storm, Keller und Raabe, in bester Erinnerung blieben und noch geliebt, gedruckt und gelesen werden, kein solch waches Interesse und solche Verkaufszahlen verbuchen können wie er. Gründlich erforscht und weiter als vorher verbreitet wurde sein Werk erst in den letzten Jahrzehnten des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts, und keiner kann mit Sicherheit sagen, warum.

Da kann man nur vermuten und nichts beweisen. Sehnsucht nach vergangenen Zeiten, die andere Sorgen als unsere hatten und uns deshalb leicht als die besseren erscheinen, könnte da eine Rolle spielen, aber, wie ich glaube, am Rande nur. Denn ginge es dabei nur um diese Art Wünsche, so konnten sie auch bei vielen anderen Autoren des 19. Jahrhunderts Erfüllung finden. Es muß mehr als am Stoff an dessen Darbietung liegen, wenn der Kleinstädter aus Neuruppin, der zum exemplarischen Dichter der Großstadt wurde, uns heute näher als seine Mitlebenden steht. Er war moderner als sie, könnte man sagen und damit vor allem seinen nüchternen und skeptischen Blick auf den Einzelnen und die Gesellschaft meinen, der uns, gerade uns Deutschen, die wir in den Jahrzehnten nach seinem Tode mehrheitlich das Pathetische liebten und zum Fanatischsein neigten, so gegenwärtig wie nötig erscheint. Fontane schreibt, wie wir heute zwar nicht sind, aber gern sein möchten: so abständig und doch gefühlsträchtig, so locker und doch zielstrebig, so in der Zeit lebend und doch Traditionen achtend, so ungebunden und doch den Gesetzen menschlichen Zusammenlebens verpflichtet, so lebenserfahren und doch heiter auch noch im Leid.

Doch ist mit »modern« seine Gegenwärtigkeit noch nicht genügend umrissen. Der Modernität seines Werkes steht nämlich, in diesem selbst, auch etwas entgegen, das aber, wie ich vermute, seine Beliebtheit bei uns nicht etwa mindert, sondern paradoxerweise verstärkt. Was ich hier meine, bezeichnete er als »Verklärung«, und er benutzte diesen Begriff, der nicht »Schönreden« oder »Vergolden«, sondern »Banales in den Rang der Kunst zu erheben« bedeutet, zur Abgrenzung vom Naturalismus Zolascher Prägung, dessen minutiöse Beschreibung vorwiegend des Häßlichen und Gemeinen seiner Auffassung von Lebensechtheit der Kunst widersprach. Seine Romane sollten nicht niederdrücken, sondern erheben. Kunstgenuß war für ihn auch mit Schönheit, Gesittung, Tröstung und nicht zuletzt auch mit Erheiterung verbunden, und das vermochte er dann auch umzusetzen, so daß

seine Romane, heute gelesen, etwas besitzen, das der Literatur der letzten Jahrzehnte weitgehend fehlt. Mit ihrem Hang zur Konventions- und Tabuverletzung, zum Schockierenden und Sensationellen, hat sie sich eher in eine überdrehte Zolasche Richtung entwickelt, der zu folgen sich manche Leser verständlicherweise weigern.

Fontane, der mit wenigen Worten (manchmal sogar mit Aussparungen) mehr sagen kann als manche naturalistische schonungslose Beschreibung, füllt hier sozusagen eine Marktlücke aus.

Das aber ist, wie gesagt, nichts als Vermutung, und soll nur Anstoß zum Nachdenken über die Unberechenbarkeit literarischer Wirkung geben. Mit Gewißheit aber kann ich Ihnen versichern, daß ich mich über die Auszeichnung, die mir hier in Fontanes Stadt und in seinem Namen verliehen wurde, von Herzen freue und allen daran Beteiligten dankbar bin.

Zum Projekt Theodor-Fontane-Bibliographie

Wolfgang Rasch

»Es klingt erstaunlich«, schrieb Henry H. Remak bereits im Jahr 1937, »daß bis auf den heutigen Tag noch keine umfassende Bibliographie eines Dichters vom Range Fontanes vorliegt«,[1] und benannte damit ein Forschungsdesiderat, das seitdem noch immer nicht eingelöst worden ist. Während das Œuvre von Fontanes Freunden und Zeitgenossen Raabe, Storm, Heyse[2] längst mit mehr oder minder guten Bibliographien erschlossen ist und selbst eine vom gegenwärtigen Standpunkt gesehen eher ephemere Figur der Literaturgeschichte wie Ernst Eckstein (1845–1900) mit einer selbständig erschienenen Personalbibliographie bedacht wurde[3], verfügt die Forschung immer noch nicht über eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Bibliographie, die einen Gesamtüberblick über das Werk Theodor Fontanes, die breit gefächerte Rezeption und die Forschungsliteratur böte, die ein kaum noch überschaubares Ausmaß angenommen hat[4].

Wer sich heute mit Fontane beschäftigt, stößt unweigerlich auf das Mißverhältnis zwischen der enormen Wertschätzung des Autors und seiner Werke und der mangelhaften bibliographischen Erfassung der Primär- und der Sekundärliteratur. Neben einigen verstreut publizierten Teilbibliographien[5] kann der Forscher zu einer ersten Orientierung auf das 1965 von Joachim Schobeß herausgegebene Bestandsverzeichnis des Theodor-Fontane-Archivs *Literatur von und über Theodor Fontane*[6] zurückgreifen, das allerdings keine vollständige Bibliographie bietet, veraltet und leider nicht immer ganz zuverlässig ist. Die dringliche Aufgabe, dieses dem Forschungsstand und der Bestandsentwicklung des Fontane-Archivs nicht mehr entsprechende Verzeichnis durch eine Bibliographie zu ersetzen, ist bereits mehrfach angemahnt worden[7]. Auch durch die fortlaufend in den *Fontane-Blättern* veröffentlichte Auswahlbibliographie, die der Dokumentation der Erwerbstätigkeit des Fontane-Archivs dient, wird dieses Defizit nicht abge-

stellt. Wertvolle Vorarbeiten für eine Fontane-Bibliographie wurden mit den Materialienbüchern von Hans-Heinrich Reuter[8], Charlotte Jolles[9] und neuerdings Helmuth Nürnberger[10], mit den verschiedenen verstreut publizierten Aufsätzen und Beiträgen sowie mit den Quellennachweisen in Werk-, Tagebuch- und Briefeditionen geleistet, eine zusammenfassende Darstellung können sie ebenfalls nicht ersetzen.

Dank der Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft konnte jetzt die Erarbeitung einer Personalbibliographie zu Theodor Fontane als Gemeinschaftsprojekt der Humboldt-Universität zu Berlin und des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam begonnen werden. Seit dem 1. Oktober 1999 existiert am Theodor-Fontane-Archiv eine Arbeitsgruppe unter meiner Leitung, deren Ziel es ist, eine vollständige Fontane-Bibliographie auszuarbeiten. Das Fontane-Archiv stellt der Arbeitsgruppe »Fontane-Bibliographie« nicht nur Arbeitsplätze und Computer zur Verfügung, sondern vor allem auch seine wertvollen Bestände. Das bibliographische Projekt soll hier kurz vorgestellt werden.

Konzipiert ist die Fontane-Bibliographie als Datenbank, von der zu bestimmten Zeitpunkten auch Buchausgaben hergestellt werden können. Die Datenbank mit ihren komfortablen Recherchemöglichkeiten, ihren modernen Publikationsformen (Online-Publikation, CD-Rom) und ihrer Aktualisierbarkeit ist das zeitgemäße und zukunftsträchtige Medium. Durch den Export und eine entsprechende Aufbereitung der Daten kann bei Bedarf eine Printausgabe, wie sie auch durch eine stets auf dem aktuellen Stand zu haltende Datenbank nicht überflüssig gemacht wird, hergestellt werden. Geplant ist zunächst, nach Abschluß der Erarbeitungsphase des bibliographischen Materials eine Buchausgabe für die Jahre 1839–2003 vorzulegen.

Die Fontane-Bibliographie soll mehrere Funktionen übernehmen. Sie wird sowohl als eine stets aktualisierte Personalbibliographie und als Bestandsverzeichnis zentraler Teile des Fontane-Archivs gelten können und die älteren Verzeichnisse und Kataloge dieses Archivs ersetzen. Da die Datenerfassung nur anhand vorliegender Originale vorgenommen werden soll, kann in jedem Fall in der entsprechenden Kategorie der Datenbank eine Signatur festgehalten werden, entweder die des Fontane-Archivs oder die einer anderen Einrichtung. Auf diese Weise wird die Bibliographie auch Standortnachweise präsentieren, was besonders in Bezug auf seltene oder entlegene Editionen, die nicht im Fontane-Archiv vorhanden sind, wichtig ist.

In einem ersten Teil wird die Bibliographie die Primärliteratur (Werkausgaben, selbständig erschienene Einzelwerke, Publikationen in Zeitschriften und Tageszeitungen, in Anthologien, Übersetzungen der Werke Fontanes, Briefausgaben bis hin zu digitalen Editionen) verzeichnen. Alle selbständig

publizierten oder in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelausgaben unselbständig im Druck erschienenen Werke und Lebenszeugnisse (Tage- und Notizbücher, Briefe) Fontanes werden dokumentiert, sofern es sich dabei nicht lediglich um auszugsweise Veröffentlichungen geringeren Umfangs ohne eigenen editorischen oder wissenschaftlichen Beitrag zur Fontaneforschung handelt. Die Beiträge, die Fontane in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, werden chronologisch verzeichnet. Durch diese Darstellung wird der Publizist Fontane stärker konturiert werden, der sich vom Beiträger kritisch-belletristischer Zeitschriften *(Berliner Figaro, Eisenbahn)*, wie sie im Vormärz weit verbreitet waren, zum Journalisten *(Dresdner Zeitung, Die Zeit, Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung, Vossische Zeitung)* und schließlich zum freien Schriftsteller etablierte (Vorabdruck seiner Romane und Novellen in der *Deutschen Rundschau, Nord und Süd, Daheim, Gartenlaube* usw.).

Im zweiten Teil der Bibliographie werden alle selbständig erschienenen oder in Sammelbänden und wissenschaftlichen Zeitschriften enthaltenen Beiträge über Fontane und sein Werk verzeichnet. Außerdem werden hier auch Aufsätze und Artikel aus Tageszeitungen und literarischen Zeitschriften erfasst, und zwar vollständig für die Phase der zeitgenössischen Rezeption (1839–1902) und in Auswahl für die danach einsetzende Rezeptionsphase. Artikel in Lexika, Nachschlagewerken, Literaturgeschichten werden in Auswahl aufgenommen.

Die Titelaufnahme erfolgt nach den Regeln für die alphabetische Katalogisierung (RAK). Die Erfassung der einzelnen bibliographischen Einheiten erfolgt nach dem Autopsieprinzip, das heißt, Bücher, Aufsätze und Artikel werden anhand der Originale erfaßt. Die Ordnung innerhalb der einzelnen Kapitel erfolgt chronologisch. Jeder verzeichnete Text erhält eine bibliographische Kennziffer, die sich aus der jeweiligen Kapitelnummer und dem Erscheinungsdatum des Textes zusammensetzt. Diese Kennziffern ermöglichen interne Verweisungen, die notwendig sind, da Beiträge der Sekundärliteratur mitunter verschiedene Forschungsaspekte beleuchten und nicht immer eindeutig einem Kapitel zuzuordnen sind. Durch diese Verweisungen lassen sich Doppeleinträge in der Buchausgabe vermeiden.

Der Zeitraum der Bibliographie wird zunächst durch den Beginn der literarischen und publizistischen Aktivitäten (1839) und den Abschluß der 1. Arbeitsphase der Bibliographie (voraussichtlich 2003) bestimmt. Nach diesem Zeitpunkt soll die Datenbank im Theodor-Fontane-Archiv fortlaufend aktualisiert werden.

Die Schwierigkeiten, vor die sich die Arbeitsgruppe gestellt sieht, sind beträchtlich. Das Werk Fontanes ist nicht nur außergewöhnlich umfangreich[11] und vielseitig, auch die Streuung der Publikationen über die unterschiedlich-

sten Medien ist enorm. Vorermittlungen haben ergeben, daß allein im Bereich der Primärliteratur mit etwa 5–6000 Einzelpublikationen zu rechnen ist, die in etwa 100 verschiedenen Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Allein die Auswahl der unechten Korrespondenzen aus der *Neuen Preußischen [Kreuz-] Zeitung* in den Jahren 1860 bis 1870, die kürzlich von Heide Streiter-Buscher herausgegeben wurde[12], enthält ca. 750 Texte. Allerdings ist bei einem nicht geringen Teil dieser Texte die Verfasserschaft Fontanes umstritten; vgl. dazu in diesem Heft S. 44–66. In diesem und ähnlichen Fällen wird sich die Fontane-Bibliographie darauf beschränken müssen, den Forschungsstand wiederzugeben. Arbeiten, die nicht mit letzter Sicherheit Fontane zugeschrieben werden können, werden mit dem Vermerk »Verfasser ungesichert« aufgenommen.

Da im Theodor-Fontane-Archiv weniger als 10% des zu erfassenden Materials (bezogen auf die Zeitungs- bzw. Zeitschriftenartikel bis 1898) in Originalen oder Kopien vorhanden ist, muß der größte Teil der einzelnen Artikel in auswärtigen Bibliotheken – oft mit ungewöhnlich hohem Aufwand – eruiert werden. Die Recherche in Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts ist zeitraubend und kompliziert. Einige Periodika sind verschollen, andere (wie z. B. das *Berliner Fremden- und Anzeigeblatt*, von dem bis auf eine Nummer die Jahrgänge bis 1875 unauffindbar sind) nur noch zum Teil überliefert, viele so stark beschädigt und vom Papierzerfall bedroht, daß sie nicht mehr benutzt werden können. Und nur selten liegen in den Bibliotheken vollständige Reihen von Zeitschriften oder Tageszeitungen vor.

Da einzelne Ausgaben und Auflagen nur schwer zu ermitteln sind, hoffen wir, daß die bibliographische Arbeitsgruppe auch bei interessierten Fontane-Forschern, Spezialisten und Fontane-Sammlern, die oft über seltene Exemplare oder Unikate verfügen, Unterstützung finden wird.

Anmerkungen

1 Henry Heymann Remak: *Fontane Bibliographie unter besonderer Berücksichtigung von Privatdrucken. Nebst einem unveröffentlichten Brief Th. Fontanes.* Submitted in partial fulfilment of the requirements for the degree of Master of Arts of Indiana University, Masch. 1937 [TFA: 85/102q], S. 1.

2 Vgl. Fritz Meyen: *Wilhelm Raabe Bibliographie.* 2., völlig umgearb. u. erw. Aufl. – Göttingen 1973. – Hans Erich Teitge: *Theodor Storm Bibliographie.* Berlin 1967. – Alfred Sobel: *Theodor Storm-Bibliographie 1967–1991.* – Wiesbaden, Berlin 1993. – Werner Martin: *Paul Heyse. Eine Bibliographie seiner Werke.* – Hildesheim, New York, 1978.

3 Karola Rimmel: *Ernst-Eckstein Bibliographie.* – Gießen, 1993.

4 So konnte Charlotte Jolles ihr Realienbuch über Fontane allein in der Zeit von 1976 bis 1983 um rund vierhundert neue Veröffentlichungen ergänzen, im Zeitraum von 1983 bis 1992 verzeichnete sie nochmals einen Zuwachs von etwa vierhundert bibliographischen Einheiten. (Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* 4. überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar, 1993.)

5 Vgl. beispielsweise die *Bibliographische Übersicht über Fontanes Veröffentlichungen in Periodika 1839–1859/60* in Charlotte Jolles Arbeit *Fontane und die Politik.* Berlin u. Weimar 1988; die neuerdings im *Deutschen Schriftsteller-Lexikon. 1830-1880. Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Fortführung* (Berlin, 1998) erschienene Teilbibliographie der Werke von und über Fontane bleibt leider weit hinter den Leistungen früherer Bände des *Goedeke* zurück.

6 Joachim Schobess: *Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek. Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, Bestandsverzeichnis Teil 2. Literatur von und über Theodor Fontane.* 2. bedeutend verm. Aufl. – Potsdam 1965.

7 Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* – Berlin 1997, S. 420. Das ältere Projekt einer Fontane-Bibliographie, das hier von Nürnberger benannt wurde, ist über das Stadium einer allgemeinen Konzeption niemals hinausgelangt.

8 Hans Heinrich Reuter: *Theodor Fontane. Grundzüge und Materialien einer historischen Biographie.* – Leipzig : Reclam 1976.

9 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane* (wie Anm. 4).

10 Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt* (wie Anm. 7).

11 Bereits das von Joachim Schobeß veröffentlichte Literaturverzeichnis des Fontane-Archivs erfaßte in 2307 Nummern die bis dahin im Druck erschienenen Werke und Forschungsarbeiten von und über Fontane im Bestand des Fontane-Archivs. Heute wird der Bibliotheksbestand auf ca. 5 000 Bücher und 15 000 Zeitungsartikel und Zeitschriftenaufsätze geschätzt. Geht man davon aus, daß das Archiv nur über einen Teil der zu erfassenden Literatur verfügt, kann man für die Bibliographie mit etwa 25 000 bis 30 000 Datensätzen rechnen.

Zum Projekt Theodor Fontane. Chronik von Leben und Werk

Josefine Kitzbichler

Daß das von der Forschung zusammengetragene Faktenmaterial zu Theodor Fontanes Leben und Werk inzwischen selbst beim besten Willen nicht mehr zu überschauen ist, ist kein Geheimnis. Die Unmenge an Daten bringt mit sich, daß man bisweilen statt von gesammeltem vielmehr von zerstreutem Faktenwissen sprechen möchte. Biographien sind eine Form, solches Wissen zu bündeln. Deutend werten sie ihre Quellen aus, um zu einer schlüssigen Erzählung des Autorenlebens zu gelangen, und gerade in solcher wechselseitiger Spiegelung zwischen dem Autor und dem Biographen liegt zugleich ihre Problematik und ihr besonderer Erkenntniswert.

Auch in Autoren-Chroniken steht der Lebensverlauf und die Individualität des Autors im Blickpunkt – jedoch mit anderem Ziel. Der Chronist erstellt, statt zu erzählen, lediglich eine nach Zeitfolge geordnete Liste biographischer Fakten, die das Kriterium empirischer Faktizität insofern erfüllen können, als sie durch biographische und historische Quellen belegbar sind. Auch er kann kein von jeglicher Deutung freies und reines Abbild geben, denn allein die Tatsache, daß er auswählen und weglassen muß, bringt seinen besonderen Blickwinkel und seine Subjektivität ins Spiel. Und doch sollte es sein Ehrgeiz sein, nicht eigene Positionen zu manifestieren, sondern das in Editionen, Untersuchungen, Archivalien etc. verstreut liegende Material nur gewissenhaft zu sammeln, zu ordnen, mithin zugänglich zu machen. Der Wert dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Im Fall Theodor Fontanes, dessen Leben – im Vergleich zu anderen Autorenviten – nicht nur lang und ereignisreich war, sondern auch gut dokumentiert ist, kann eine dichte, klar strukturierte Chronik für die Fontane-Forschung – und darüber hinaus – ein unverzichtbares Nachschlagewerk sein, mit dessen Hilfe gleichermaßen einzelne Informationen schnell verifiziert und Verknüpfungen und Kontextualisierungen unter den verschiedensten Fragestellungen hergestellt werden können.

Eine solche Chronik zu Leben und Werk Theodor Fontanes wird derzeit am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin unter der wissenschaftlichen Leitung von PD Dr. Roland Berbig erarbeitet. Aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von der das Vorhaben gefördert wird, konnten eine wissenschaftliche Mitarbeiterin (eine Doktorandin in einer halben Stelle) und zwei studentische Hilfskräfte eingestellt werden. Die Förderung wurde zunächst für zwei Jahre bewilligt.

Zunächst sollen primäre Quellen, die bereits gedruckt vorliegen, später auch sekundäre Quellen und unpublizierte Archivalien ausgewertet werden. Begonnen wurde mit solchen Quellen, die eine besonders hohe Informationsdichte versprechen: mit den Tagebüchern und Briefen Theodor Fontanes. Dabei wird angestrebt, die Fontanes Biographie und schriftstellerische Arbeit direkt betreffenden Daten möglichst vollständig aufzunehmen. Die gewonnenen Daten werden nach Rubriken geordnet (Unternehmungen, Begegnungen, familiäre Ereignisse, Lektüre, schriftstellerische Arbeit, Publikationen, Briefe) und in ein Kalendarium eingetragen. Für jede Information wird mittels Fußnote die Quelle nachgewiesen. Informationen zu Zeitgeschichte, zu Orten und Umständen etc. werden nicht gesondert mitgeteilt, sondern, sofern sie einen unmittelbaren Bezug zu konkreten biographischen Details haben, in die entsprechenden Angaben integriert. Ein differenzierter Apparat von Registern soll schließlich die Zugänglichkeit und Vernetzung der Einzelinformationen gewährleisten.

Förderung, Unterstützung und Entlastung bei ihrer Arbeit versprechen sich die Chronisten von der sich abzeichnenden Koordination und Kooperation mit Dr. Wolfgang Rasch, der an einer Fontane-Bibliographie arbeitet, mit Dr. Gotthard Erler, dem Herausgeber der Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe, für die die Chronik vorgesehen ist sowie mit dem Theodor-Fontane-Archiv unter seiner Leiterin Dr. Hanna Delf von Wolzogen.

»Der Dichter Fontane hier, der [...] von dem englischen Leben – sehr wenig versteht.« Eine anonyme Äußerung über Fontane in London und eine Vermutung zur Autorschaft

Mitgeteilt von Peter Schaefer

Bei den Arbeiten an der umfangreichen Bibliographie zu Theodor Fontane – das Projekt wird von seinem Bearbeiter, Wolfgang Rasch, in diesem Heft vorgestellt – wurde eine interessante, bisher unbekannt gebliebene Äußerung über Theodor Fontane entdeckt, die hier kurz vorgestellt werden soll. In *Das Jahrhundert. Zeitschrift für Politik und Literatur.* 2. Jg. (1857) Januar bis Juni, erschienen in Hamburg bei Otto Meißner, findet sich auf S. 60f. eine anonyme Korrespondenz, gezeichnet »London, den 12. Januar«. Der knapp zweiseitige Artikel, in dem es um das Verhältnis der europäischen Mächte zu Asien, besonders um die Rechtmäßigkeit der Beschießung Kantons geht, sei hier nicht in Gänze wiedergegeben. Interessant scheint in unserem Zusammenhang vor allem das Urteil über Fontanes Arbeit in London. Der wohlinformierte Anonymus beschließt seinen Artikel mit den folgenden zwei Absätzen:

»England müßte indessen seine Politik durch Herrn von Manteuffel korrigiren und sich zum Vasallen Preußens machen lassen, wenn es anders hätte handeln wollen. Wenn Herrn von Manteuffel die Artikel der Morning-Post übersetzt zugehen, – woran nicht zu zweifeln, da sich ein Literat der Berliner Zentralstelle, Herr Fontane, hier aufhält, um die englische Presse zu überwachen und zu denunziren, – so wird er wissen, wie man in Downing-Street über seine Politik in Bezug auf die Schweiz denkt.

Früher hatte Herr Fontane nebst Herrn Wentzell, ehemaligem Redakteur der Berliner Staatszeitung, die Aufgabe, eine lithographirte Korrespondenz anzufertigen und an die Zeitungen zu versenden, welche die englischen Zustände vom preußischen Gesichtspunkte aus aufgefaßt zu schildern hatte. Diese Darstellung fand jedoch so wenig Anklang, und that der sehr gut redigirten, objektiv gehaltenen Korrespondenz von Max Schlesinger so wenig Eintrag, daß die preußische Regierung doch Anstand nahm, für diese nur

von offiziösen Blättern benutzten, sonst aber in den Papierkorb wandernden Schilderungen gegen 1000 £ jährlich auszugeben. Nach dem Friedensschluß wanderte Herr Wentzell nach Berlin zurück, und es blieb nur der Dichter Fontane hier, der bereits früher einmal durch ein Buch über London bewiesen hatte, daß er von dem englischen Leben – sehr wenig versteht.«

Interessant daran ist auch, daß die – was die »lithographirte Korrespondenz« betrifft – durchaus zutreffenden Beobachtungen Fontane selbst und wohl auch seinen Freunden unbekannt geblieben zu sein scheinen; weder in Briefen oder Tagebüchern fand sich ein Hinweis auf diesen Artikel.

Der abfällige Ton dieser Äußerungen allerdings kann einem durchaus bekannt vorkommen, und so sei zur Autorschaft an dieser Stelle eine Vermutung geäußert, nicht ohne jedoch zuvor einige Zeilen aus einem geheimpolizeilichen Werk zitiert zu haben. Sie sind etwa ein halbes Jahr nach o.g. Korrespondenz verfaßt worden:

»Der Handel zerschlug sich. Jetzt hat Fontane das Amt, Artikel, welche die Preußische Politik vertheidigen, in hiesige Blätter einzuschmuggeln [...]. So weit ich Fontane kenne, ist seine Beobachtungsgabe gerade nicht so glänzend, um viel zur Aufklärung des Grafen Bernstorff beizutragen. Englische Verhältnisse sind ihm ein Räthsel, und sein Urteil wird noch mehr verwirrt, da die *Times* die einzige Quelle zu sein scheint, aus welcher er Belehrung schöpft.«[1]

Edgar Bauer ist der Autor dieser Zeilen, und bei dem Anonymus des ersten Textes dürfte es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auch um ihn handeln. Wer Edgar Bauer war und warum man ihn einen erschreckend produktiven IM nennen darf, hat Charlotte Jolles in Heft 50 der *Fontane Blätter* ausführlich dargelegt[2], so daß dies hier nicht wiederholt werden soll. Nur soviel: Bauers Satz in einem Schreiben an den dänischen Polizeidirektor Bræstrup »Ich habe Ihnen über Personen, Zustände, Parteien, Pläne und Gegenpläne zu berichten.«[3] liest sich wie eine Verpflichtungserklärung. Er hat die nach England emigrierten Demokraten in einer kaum glaublichen Weise für die dänische Polizei bespitzelt, wobei seine Berichte auszugsweise an die Polizeibehörden des Deutschen Bundes weitergeleitet worden sind. Die erst vor wenigen Jahren aufgefundenen und veröffentlichten Berichte aus 9 Jahren füllen fast 600 eng bedruckte Seiten; auf eine so reich sprudelnde Quelle wäre ein Markus Wolf sicher stolz gewesen. Fontane findet sich in Bauers Berichten mehrfach, doch ist er nur eine kleine Randfigur.

Zu den bekannten Autoren der Zeitschrift *Das Jahrhundert* zählt Edgar Bauer nicht. Estermann[4] verzeichnet lediglich eine Rezension von Eduard Meyen über Edgar Bauers *Englische Freiheit*, doch war Bauer die Hamburger Presselandschaft noch aus seiner Zeit als Herausgeber der Zeitschrift *Die*

Parteien und als Redakteur, später Korrespondent der *Altonaer Zeitung* gut bekannt, so daß seine Autorschaft auch daher durchaus möglich scheint. Zum selben Ergebnis gelangt man, wenn man sieht, daß im Personenverzeichnis der Bauerschen Berichte auch jener Eduard Meyen (und Familienmitglieder) mehrfach auftaucht; Berührungspunkte müssen also nicht konstruiert werden. Daß Bauer nicht namentlich genannt wird, entspricht den Gepflogenheiten der Zeitschrift. Sibylle Obenaus[5] nennt Martin May, Friedrich August Reckahn und Gottfried Cohen als namentlich nicht genannte Redakteure des Blattes, das innerhalb der deutschen Landesgrenzen die einzige Zeitschrift der entschiedenen Demokratie jener Zeit darstellte. Auch die Korrespondenzen aus der Schweiz, aus Paris, Dänemark und Italien erschienen anonym. Ob Edgar Bauer nicht überhaupt der Korrespondent aus London für *Das Jahrhundert* war (Estermann verzeichnet immerhin 51 Korrespondenzen von 1856 bis 1859 aus London), soll hier nicht weiter untersucht werden; Fontane jedenfalls wird in der Zeitschrift *Das Jahrhundert* nur einmal abgefertigt.

Anmerkungen

1 Edgar Bauer: *Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852–1861.* Hrsg. von Erik Gamby. Trier 1989 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus; 38), Bericht XV vom 13. Juli 1857, S. 232f.

2 Vgl. auch Peter Barker: *Edgar Bauer, Refugee Journalist and Police Informer.* – In: *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London.* Hrsg. von Peter Alter u. Rudolf Muhs. Stuttgart: Heinz 1996, S. 370–384.

3 Edgar Bauer, Bericht VIII, S. 124.

4 Alfred Estermann: *Inhaltsanalytische Bibliographien deutscher Kulturzeitschriften des 19. Jahrhunderts.* Bd. 7. – München u.a.: Saur 1996, S. 4.

5 Sibylle Obenaus: *Literarische und politische Zeitschriften 1848–1880.* – Stuttgart: Metzler 1987. (Sammlung Metzler; 229)

Korrektur

Im vorigen Heft stammt das Zitat »Die wird nich wieder« auf S. 121 im Aufsatz von Bettina Plett natürlich nicht von der Wittwe Pittelkow, sondern von der Polzin.

Nachruf auf Peter Görlich

Am 20. April 2000 starb unser ehemaliges Potsdamer Redaktionsmitglied, Dr. habil. Peter Görlich, im Alter von 45 Jahren. Selten ist mit größerer Berechtigung von »völlig überraschend« die Rede gewesen, selten ist jenes »ein ewig Gesetzliches vollzieht sich« so bezweifelt worden. Der Tod riß ihn nicht nur aus einem arbeitsreichen, sondern auch aus einem gesunden Leben. Die ihn kannten, erlebten ihn besonders in den letzten Jahren als beeindruckendes Urbild für Energie und eine beinahe jugendliche, ansteckende Lebensfreude. Den Kopf voller Pläne für verschiedenste Aktivitäten – darunter auch gemeinsame, erst wenige Tage vorher besprochene –, starb er plötzlich während eines seiner langen Läufe durch die Caputher Wälder, völlig überraschend für seine Frau und seine beiden fast erwachsenen Töchter.

Peter Görlich, geboren und aufgewachsen in Ludwigsfelde, promovierte 1985 in Potsdam über westdeutsche Literatur der siebziger Jahre und habilitierte sich noch zu DDR-Zeiten mit einer Arbeit über österreichische Gegenwartsliteratur, speziell über Thomas Bernhard.

Er kam 1988 als Vertreter der Potsdamer Pädagogischen Hochschule (später Universität Potsdam) in den Beirat der *Fontane Blätter*. Seine aktive Mitarbeit war für die Zeitschrift ein großer Gewinn, vor allem, weil er neben seinem Überblick über die Literatur des Realismus seine umfangreichen Kenntnisse über österreichische, schweizer und skandinavische Literatur mit einbrachte. 1990/91 half er mit, das Theodor-Fontane-Archiv als kulturelle Einrichtung zu erhalten. Fontane-Freunden wird sein Name vor allem als Herausgeber der 1995 erschienenen neuen Ausgabe von Hans-Heinrich Reuters Monographie in Erinnerung bleiben. Peter Görlich schied 1995 aus dem Beirat aus, nachdem er seine mehr als zehnjährige Lehrtätigkeit an der Potsdamer Universität bereits vorher beendet hatte, um sich beruflich neu zu orientieren. Anders als geplant ließen ihn die Literatur und die Lehrtätigkeit doch nie los. So folgte er 1996 einem Ruf der Universität in Zielona Góra (Polen) und engagierte sich dort für deutschsprachige Literatur.

Im vorigen Heft der *Fontane Blätter* war er es, der den Nachruf für Prof. Werner Rieck verfaßte. Darin rühmte Peter Görlich an seinem Mentor etwas, das ihn selbst in einem hohen Grad auszeichnete und hier nun abschließend genannt sein soll: die tiefe Liebe zur Literatur, verbunden mit dem Anspruch, viel von der eigenen Begeisterung weiterzureichen.

PETER SCHAEFER
für Herausgeber und Redaktion

Bibliographie

Auswahlbibliographie

Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis 30. Januar 2000
Bearbeiter: KLAUS MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

I. Briefe Fontanes an Carl Müller-Grote

10 bisher unbekannte Briefe Fontanes an Carl Müller-Grote konnten vom Theodor-Fontane-Archiv dank privater Spenden auf einer Auktion in Hamburg erworben werden. Sie sollen im nächsten Heft der Fontane Blätter veröffentlicht werden.

II. Briefe Fontanes an verschiedene Empfänger

Darüber hinaus gelang es im letzten Halbjahr, 8 Briefe Fontanes an unterschiedliche Empfänger zu erwerben.

Einer ungenannten Dame dankte Fontane am 21. Juni 1876 für eine Einladung und sagte sein Kommen für den folgenden Tag zu, bezweifelt aber, daß seine Frau, die zu angegriffen sei, ihn begleiten werde.

Einem unbekannten Herrn schickte Fontane am 31. Dezember 1891 Neujahrsgrüße.

Ebenfalls unbekannt ist der Herr, dessen Anfrage zum Ribbeck-Gedicht Fontane am 30. April 1895 brieflich beantwortete. Diesem Brief kann man entnehmen, was Fontane unter einem Doppeldachhaus verstand (vgl. den Abdruck in diesem Heft auf den S. 39–41.)

Der Brief vom 25. Januar 1897 an Marie Sternheim enthält neben dem Geburtstagsglückwunsch eine Entschuldigung dafür, daß Emilie »in Folge schlafloser Nacht« ihre Glückwünsche nicht persönlich überbringen könne. (Über die Sternheims und ihre Beziehungen zu den Fontanes vgl. OTTO DRUDE: *Fontane und sein Berlin*, Frankfurt und Berlin 1998, S. 312–316).

Der schriftstellernde preußische Offizier Karl Walleiser (geb. 1839), der seit 1879 im Berliner Invalidenhaus wohnte, war den Fontanes bereits seit längerem bekannt. In seinem Brief vom 25. Juni 1880 berichtete Fontane seiner Tochter Mete von einem ausführlichen Gespräch mit Walleiser, bei dessen Schwester Eugenie und deren Ehemann Max von Mandel Mete vom 1. August 1880 eine Anstellung als Erzieherin finden sollte. Die Tagebücher Fontanes verzeichnen für 1881 den gelegentlichen Austausch von Besuchen. In ihren Briefen aus Klein Dammer berichtete Mete auch über die Konversation, die sie mit Walleiser während seiner Besuche bei der Familie seiner Schwester führte. Die beiden bisher unbekannten Briefe Theodor Fontanes an Walleiser enthalten Höflichkeitsfloskeln, mit denen sich der Romancier für die Zusendung

von zwei Büchern Walleisers bedankte. Der Brief vom 13. Dezember 1885 enthält auf den unbeschrieben gebliebenen Seiten mehrere Fundstellen für Rezensionen bzw. Kurzanzeigen in Zeitungen über Walleisers *Heureka*.

Bei Hermann Wette (1857–1919), Arzt, Rezitator und Schriftsteller, der seine Bücher geschickt hatte, bedankt sich Fontane und teilt seine Leseeindrücke mit.

III. Kopien von Briefen Fontanes an verschiedene Empfänger

Von Privatbesitzern wurden dem Theodor-Fontane-Archiv Kopien einzelner Briefe Fontanes an verschiedene Empfänger überlassen, die damit auch der Forschung zur Verfügung stehen (im folgenden alphabetisch nach Empfängern geordnet). Wir bedanken uns bei den Eigentümern der Briefe für ihre Unterstützung.

Anton Bettelheim (1851–1930) hatte Fontane bereits am 18. März 1889 brieflich um Mitteilungen für seine Biographie über Berthold Auerbach (erschienen Stuttgart 1907) gebeten, Fontane antwortete bedauernd: »ich habe nichts.« (HBV 89/20). Während seines Berlinaufenthalts im November 1896 (Hotel Hollstein, Königgrätzer Str. 38) stattete der Feuilletonredakteur und Theaterreferent der *Neuen Freien Presse* und der *Deutschen Zeitung* in Wien offenbar am 12.11.96 einen Besuch in der Potsdamer Str. 134c ab.

Der Brief Fontanes an Rudolf von Decker vom 21. August 1865 war bereits nach der im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrten Abschrift veröffentlicht, die vom Original geringfügig abweicht. Der Brief trägt einen Bearbeitungsvermerk Deckers. Dabei ging es um weitere Absprachen zur Ausgabe des Buches *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*.

Der Briefumschlag an Heinrich Julius Horwitz (1829–1899) bezeugt einen bisher nicht bekannten Brief Fontanes an den Justizrat, der Fontane als Spezialist für Urheberrechtsfragen bekannt war (vgl. HBV 83/100).

Rudolf Korn (1864–1918), dem Neffen von Georg Friedlaender (Sohn von Friedlaenders Schwester Elisabeth Korn, geb. Friedlaender), gratulierte Fontane am 17. August 1888 zur Verlobung mit Elisabeth Stobbe (vgl. HBV 88/121 und 88/123).

Carl Lücke, geb. am 19.2.1860 in Neuruppin, war Standesbeamter in Berlin und beschäftigte sich mit Forschungen zur märkischen Geschichte, insb. zum märkischen Adel. Fontane hatte sich offenbar eine Publikation Lückes zuschicken lassen.

IV. Kopien von Briefen und Dokumenten aus dem Archiv des S. Fischer Verlages

Dem S. Fischer Verlag danken wir für die freundliche Überlassung von Kopien aus dem Verlagsarchiv. Es handelt sich um 54 Handschriften, die als wertvolle Ergänzung zum Verlagsarchiv des Verlags F. Fontane & Co. in die Gruppe Wa aufgenommen worden sind. Die Schriftstücke wurden chronologisch geordnet.

Verlagsverträge werden in der Dokumentation *Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv* (im nächsten Heft der Fontane-Blätter) eingehender beschrieben.

I. Briefe Fontanes an Carl Müller-Grote

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 6.10.1885
Inhalt: Fontane erklärt sich mit Vorschlägen des Verlags zur Gestaltung der Ausgabe von *Unterm Birnbaum* einverstanden.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 33

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 13.11.1885
Inhalt: Fontane bedankt sich für die Zusendung der ersten Exemplare von *Unterm Birnbaum*, bestellt weitere Exemplare und erteilt Anweisungen zum Versand von Rezensionsexemplaren.
4° 3 Bl. (1 1/2 Bg.), 1^r, 2^v, 3^r Text, Rest leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 34

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 27.11.1885
Inhalt: Begleitbrief zu einer Postkarte mit einem Rezensionsangebot des *Magazins für die Literatur des In- und Auslandes*, die Fontane an den Verleger weiterreicht.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, Rest leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 35

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 8.12.1885
Inhalt: Fontane schickt sein Gedicht *Sanssouci 7./8. Dezember 1885 (zu Menzels 70. Geburtstag)* und teilt mit, daß er sich beim Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* (Friedrich Stephany) über die kurze Rezension (»nicht voll 3 Zeilen«) von *Unterm Birnbaum* in der letzten Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung* beklagt und daraufhin die Zusage erhalten habe, daß nun eine längere Besprechung in der eigentlichen Zeitung gebracht werde.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 36

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 18.12.1885
Inhalt: Fontane berichtet von einer Rezension in der *Frankfurter Zeitung* mit dem Titel: *Zwei Criminalgeschichten und – keine*, in der *Unterm Birnbaum* mit einem Werk von C. F. Meyer verglichen wird. Außerdem teilt er mit, daß Menzel sich persönlich für das ihm gewidmete Gedicht bedankt habe.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 37

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Mülle-Grote, Berlin, 6.1.1886
Inhalt: Fontane schickt einen Auszug aus dem Geburtstagsbrief Wilhelm Lübkes (Karlsruhe), der angeboten hatte, für die *Augsburger Allgemeine Zeitung* etwas über

Fontanes Novellen zu schreiben und um Bücher oder um eine Anzeige des Verlags in der Zeitung bat.
4° 3 Bl. (1 1/2 Bg.), 1^r, 2^v Text, 3^r Auszug aus d. Brief Lübkes, Rest leer.
(HBV: nicht verz.) Signatur: D 38

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 11.1.1886
Inhalt: Wilhelm Lübke hält in Übereinstimmung mit Fontane die *Augsburger Allgemeine Zeitung* für abgefunden. Sein Artikel wird erst für Februar in Aussicht gestellt.
8° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, 1^v–2^v leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 39

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 12.5.1886
Inhalt: Fontane verspricht, die entsprechenden Nummern des *Universums* zu schicken, sobald der Schluß der Novelle *Cécile* erschienen ist.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, 1^v–2^v leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 40

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 20.11.1886
Inhalt: Fontane bedankt sich bei seinem Verleger für die Zusendung der neuesten Bücher von Julius Wolff und teilt seine ersten Leseeindrücke mit.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 41

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Müller-Grote, Berlin, 29.1.1887
Inhalt: Fontane teilt die Gründe mit, warum es zwischen ihm und seinem Verleger zum Bruch gekommen sei: Seiner Meinung nach hätte Müller-Grote die Novelle *Cécile* nicht ablehnen dürfen.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r–2^v Text. (HBV: nicht verz.) Signatur: D 42

II. Briefe Fontanes an verschiedene Empfänger (alphabetisch nach Empfängern, vgl. auch III.)

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt [»Hochgeehrte Frau.«], Berlin, 21.6.1876
Inhalt: Fontane bedankt sich für eine Einladung für den folgenden Tag und sagt sein Kommen zu.
4° 1 Bl. (1/2Bg.), 1^r Text, 1^v leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: C 319

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt [»Hochgeehrter Herr.«], Berlin, 31.12.1891
Inhalt: »Zugleich mit meinem besten Dank unser aller herzlichste Glückwünsche zum neuen Jahr für Sie und Frau Gemahlin.«
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, 1^v–2^v leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: C322

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt [»Hochgeehrter Herr«], Berlin, 30.4.1895
Inhalt: s. Abdruck und Faksimile auf den S. 39–41 dieses Heftes.
4° 2 Bl., 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: C 323

1 Brief Fontanes an Marie Sternheim

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Marie Sternheim, o. O. 25.1.1897
Inhalt: Fontane gratuliert zum Geburtstag und entschuldigt seine Frau Emilie, die »ganz elend und besuchsunfähig« sei.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer, m. e. Briefumschlag
(HBV: 97/22) Signatur: C 324

2 Briefe Fontanes an Karl Walleiser

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., an Karl Walleiser, Berlin 13.12.1885
Inhalt: Fontane bedankt sich für das »reizende kleine Buch« (*Heureka*) und verspricht, sich für eine Notiz in der *Vossischen Zeitung* einzusetzen.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, 1^v–2^v Notizen zu Rezensionen bzw. Anzeigen. Die ehemals dort aufgeklebten Zeitungsausschnitte fehlen, lediglich die Angaben der Fundstellen sind erhalten. (HBV: nicht verz.) Signatur: C 317

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., an Karl Walleiser, Berlin 31.1.1894
Inhalt: Fontane bedankt sich für die Zusendung des Buchs *Buntes Allerlei* von Karl Walleiser: »›Berliner Wittwen‹ welch herrliches Thema!«
4° 1 Bl. (1/2 Bg.), 1^r Text, 1^v leer, m. e. Umschl. m. 1 Briefm.
(HBV: nicht verz.) Signatur: C 318

2 Briefe Fontanes an Hermann Wette

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Hermann Wette, Berlin, 19.12.1896
Inhalt: Fontane bedankt sich für die Zusendung eines Buches [*Was der Wind erzählt*] und teilt seine Leseeindrücke mit.
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: C 320

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Hermann Wette, Berlin, 25.12.1896
Inhalt: Fontane dankt für die Zusendung von zwei Büchern, darunter das Drama *Widukind.*
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer. (HBV: nicht verz.) Signatur: C 321

III. Kopien von Briefen Fontanes an verschiedene Empfänger

(alphabetisch nach Empfängern)

FONTANE, THEODOR: eigh. Postkt. m. U. an Anton Bettelheim, Berlin, 12.11.1896
Inhalt: »Bin sehr erfreut, Sie heute Nachmittag 6 1/2 begrüßen zu dürfen.«
Xerokopie, 2 Bl. (HBV: nicht verz.) Signatur: Ca 1798

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U. an Rudolf von Decker, Berlin, 21.8.1865 m. e. hs. Bearbeitungsvermerk von Rudolf v. Decker, 22.8.1865
Inhalt: s. THEODOR FONTANE: *Briefe an den Verleger Rudolf von Decker*, R. v. Decker's Verlag, Heidelberg 1988, S. 28. – Bearbeitungsvermerk von R. v. Decker: *»Empf. d. 22. Aug. 1865* | Dato gemeldet daß ich Donnerstag von 5–6 Uhr be-

stimmt im Contor sein und Besucher erwarten werde. | Decker«
Xerokopie, 4 Bl., Transkription 1 Bl. (HBV: 65/25) Signatur: Da 1241

FONTANE, THEODOR: Br. [nur Umschlag], an Heinrich Joseph Horwitz, Berlin, 29.1.1880
Xerokopie, 2 Bl. (HBV: nicht verz.) Signatur: Ca 1799

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Rudolf Korn, Krummhübel, Brotbaude 17.8.1888
Inhalt: Fontane gratuliert Rudolf Korn zur Verlobung mit Elisabeth Stobbe, Tochter von Prof. Otto Stobbe.
Xerokopie, 1 Bl. (HBV: nicht verz.) Signatur: Ca 1800

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Carl Lücke, Berlin 26.9.1884
Inhalt: Fontane bedankt sich für »Blatt und Brief« und legt seinem Antwortbrief 1,50 Mk. in Briefmarken bei.
Xerokopie, 2 Bl. (HBV: nicht verz.) Signatur: Ca 1797

IV. Kopien aus dem Archiv des S. Fischer Verlages

masch. Abschrift des Verlagsvertrages zwischen den Erben Fontanes und der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. über das Recht zur Aufnahme von Werken Fontanes, deren Verlagsrechte bei Cotta liegen, in die geplante Gesamtausgabe des S. Fischer-Verlages, gez. von Friedrich Fontane, Berlin, 14.3.1902, Theodor Fontane (jr.), Cassel, 11.3.1902, Martha Fritsch, geb. Fontane, Waren, 12.3.1902 und für den Verlag: W. Koebner, H. Kurz, Stuttgart, 17.3.1902
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,1

masch. Abschrift des Verlagsvertrages zwischen den Erben Fontanes und der J. G. Cottaschen Buchhandlung über die Aufnahme der von Hermann Berdrow hrsg. Auswahl aus den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in die Cotta'sche Handbibliothek, gez. von: Friedrich Fontane (für die Erben), Berlin, 24.11.1905; Cotta, Stuttgart, 22.11.1905
Xerokopie 1 Bl. Signatur: Wa 2,2

masch. Abschrift des Briefes von ADOLF KRÖNER (J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung Nachf.) an Friedrich Fontane, Stuttgart, 7.6.1907
Inhalt: Antwort auf einen Brief vom 26.10.1906. Formulierung der Verlagsbedingungen für die Herausgabe einer Auswahlausgabe der *Gedichte* in der *Cottaschen Handbibliothek*.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,3

masch. Abschrift des Verlagsvertrages zwischen den Erben Fontanes und der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. über die Aufnahme der von Gymnasialdirektor Dr. Wahner (Glogau) zusammen mit Johannes Hoffmann erarbeiteten gekürzten Ausg. von *Vor dem Sturm* in die Sammlung *Cotta'sche Schulausgaben*, gez. von [Friedrich Fontane (für die Erben)], Berlin, 28.5.1913 und H. Kurz (für die J. G.

Cottasche Buchhandlung Nachf.), Stuttgart, 30.5.1913
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,4

Fontane, Friedrich: eigh. Br. m. U. an S. Fischer, Verlagsbuchhändler, Berlin, 22.6.1914
Inhalt: Zur Vorbereitung der geplanten Gesamtausgabe schickt F. Fontane Verlagsverträge bzw. Informationen über die Verlagsrechte folgender Werke: *Gedichte, Grete Minde, Ellernklipp, Unwiederbringlich, Quitt* und *Unterm Birnbaum*. »Alle übrigen in Betracht kommenden Werke sind ja in meinen Verlag (incl. des Rechtes der Separat-Ausgabe) übergegangen.«
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,5

Verlagsvertrag über die *Wohlfeile Ausgabe* der gesammelten Werke Fontanes, zugleich Darlehensvertrag über 20 000 Mark, unterzeichnet von: Friedrich Fontane (für die Firma F. Fontane & Co.) Berlin, 29.6.1914, und S. Fischer (Verlag).
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,6

Fontane, Friedrich: masch. Br. m. U. an S. Fischer, Verlagsbuchhändler, Berlin, 14.7.1914
Inhalt: F. Fontane informiert S. Fischer über den Stand seiner Verhandlungen mit der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. über die Aufnahme von *Grete Minde* und *Unwiederbringlich* sowie der *Gedichte* in die geplante Gesamtausgabe. Der erfolgreiche Abschluß dieser Verhandlungen ist eine der Bedingungen, die der S. Fischer Verlag an das im Vertrag vom 29.6.1914 vereinbarte Darlehen von 20 000 Mark für F. Fontane geknüpft hatte.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,7

masch. Abschrift des Briefes von Wilhelm Koebner (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) an Friedrich Fontane, Berlin, 15.7.1914
Inhalt: Antwort auf das Schreiben vom 30.6.1914, Rekapitulation der vertraglichen Vereinbarungen über die Aufnahme von Werken, deren Verlagsrechte bei Cotta liegen *(Gedichte, Grete Minde, Unwiederbringlich)*, in die vom S. Fischer Verlag geplante Gesamtausgabe.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,8

Fontane, Friedrich: masch. Br. m. U. an S. Fischer, Verlagsbuchhändler, Berlin 15.7.1914
Inhalt: Begleitschreibung zur Übersendung des Briefes von W. Koebner (Wa 2,8), den F. Fontane am selben Tage erhalten hatte.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,9

Fischer, S.: eigh. Br. m. U. (Entwurf?), an Friedrich Fontane, Sils Maria, 18.7.1914
Inhalt: Antwort auf Briefe vom 14.7. und 15.7. Mit dem Brief von Koebner (Cotta) sind die Verlagsrechte für die geplante Gesamtausgabe geklärt. S. Fischer überweist das Darlehen von 20 000 Mark auf das Konto von F. Fontane.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,10

FONTANE, FRIEDRICH: masch. Br. m. U., an S. Fischer, Verlag, Berlin, 16.10.1914
Inhalt: F. Fontane bedankt sich für den Brief vom 5.10.1914, freut sich über den Abdruck d. *Englischen Tagebuchs* seines Vaters [Auswahl aus *Ein Sommer in London*, erschien als Bd. 3 in der Reihe *Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte* (jeder Bd. gebunden für 1 Mark) mit dem Titel: *Der englische Charakter, heute wie gestern*, von THEODOR FONTANE, Berlin, S. Fischer Verlag, 1915, TFA: 49/4152] und läßt die 300 Mark Honorar auf die fälligen Zinsen anrechnen.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,11

[S. FISCHER, VERLAG]: masch. Br. o. U. (Durchschlag), an Friedrich Fontane, 23.2.1915
Inhalt: S. Fischer bestätigt die Aufnahme der Auswahl aus *Ein Sommer in London* in eine neue 1-Mark-Sammlung [*Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte*] des S. Fischer Verlages und faßt die mündlich getroffenen Vereinbarungen zusammen.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,12

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U. an S. Fischer, Verlagsbuchhändler, Berlin, 24.2.1915
Inhalt: F. Fontane beglückwünscht S. Fischer zu dem Projekt seiner *Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte* und bestätigte die Vertragsbedingungen (Wa2, 12).
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,13

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U. an S. Fischer, Verlagsbuchhändler, Berlin, 22.11.1915
Inhalt: Friedrich Fontane bedankt sich für die Zusendung der Freiexemplare der Auswahlausgabe und trifft Festlegungen zur Zinsentilgung seines Darlehens.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,14

Abschrift des Verlagsvertrages zwischen den Erben Fontanes und der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. über die Aufnahme der biographischen Auswahl aus den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* mit dem Titel *Märker*, in die *Cotta'sche Handbibliothek* [THEODOR FONTANE: *Märker. Eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«*, hrsg. von HERMANN BERDROW, Stuttgart und Berlin: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916, TFA: 57/3323], gez. von: [Friedrich Fontane], Berlin, 10.2.1916 und J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart, 13.2.1916
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,15

Abschrift d. Auszugs aus e. Br. von G. MÜLLER-GROTE (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) an Friedrich Fontane, Berlin, 8.11.1918
Inhalt: vertragliche Vereinbarungen über die »neue kleine illustrierte Ausgabe«. [Vermutl.: THEODOR FONTANE: *Unterm Birnbaum*, neue Ausg. m. Zeichn. v. Johannes v. Wicht, Berlin: G. Grote 1919, GV, S. 412]
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,16

Verlagsvertrag zwischen dem S. Fischer Verlag und der Firma F. Fontane & Co., vertreten durch Friedrich Fontane, über die Übernahme des gesamten »Fontane-Objektes«, unterzeichnet von Friedrich Fontane, Berlin, 18.6.1918 und S. Fischer Verlag
Xerokopie, 3 Bl. Signatur: Wa 2,17

Verlagsvertrag zwischen den Erben Fontanes und dem S. Fischer Verlag über die Übertragung der Urheberrechte für sämtliche Werke Fontanes, ausgenommen die bei Cotta, Decker und Grote liegenden, für sämtliche Auflagen und Ausgaben während der Dauer der gesetzlich noch bestehenden Schutzfrist, gez. von: S. Fischer Verlag; Theodor Fontane (jr.), Waren, 28.6.1918; Oskar Große, Berlin, 30.6.1918; Friedrich Fontane, Berlin 29.6.1918.
Xerokopie, 4 Bl. Signatur: Wa 2,18

Fontane, Friedrich: eigh. Quittung über den Erhalt von 2000 Mark als Akontozahlung vom S. Fischer Verlag, Neuruppin, 6.12.1919
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,19

Fontane, Friedrich: masch. Br. m. U. an S. Fischer, Verlag, Berlin, 9.2.1920
Inhalt: Zusendung eines ausführlichen Gutachtens über einen gewissen Hoffmann [Gutachten fehlt hier], der Literarhistoriker sein will, aber »keinen blassen Schimmer« davon hat. Vorschlag zur Präzisierung der Vereinbarungen zur Aufteilung der Kosten und Einnahmen aus den Beständen, die der S. Fischer Verlag vom Verlag F. Fontane & Co. übernommen hatte.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,20

S. Fischer Verlag: masch. Br. m. U. an Friedrich Fontane, Berlin, 11.2.1920
Inhalt: S. Fischer bestätigt die im Schreiben vom 9.2.1920 von F. Fontane gemachten Vorschläge zur Aufteilung der Kosten und Einnahmen aus den übernommenen Beständen und formuliert einen Vorschlag zur Verteilung der Herausgeberkosten für die II. Serie der Gesammelten Werke Fontanes.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,21

Fischer, S.: eigh. Notizen zur Verlagsabrechnung, November 1919 – Juni 1920, mit einer Bestätigung (Unterschrift) von Friedrich Fontane
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,22

Vereinbarung zwischen dem S. Fischer Verlag und Friedrich Fontane über das Honorar für Dr. Maril (reisender Verlagsvertreter), die Kostenverteilung für die in Kommission übernommenen Bestände und die Tantieme vom *Wohlfeilen guten Roman*.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,23

Fischer, S.: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, o. O., 16.9.1924 (m. hs. Notizen von S. Fischer zu Honorarvereinbarungen)
Inhalt: In Beantwortung eines Schreibens von F. Fontane vom 15.9.1924 sichert sich S. Fischer das Neudruckrecht der *Familienbriefe*. Im Zusammenhang damit muß die Konzeption der 2. Serie der Gesamtausgabe überarbeitet werden.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,24

Nachtrag zum Verlagsvertrag vom 28.6.1918 zur Konkretisierung der Honorarbedingungen, unterzeichnet von: S. Fischer, Berlin, 29.10.1925; Oskar Große, Erfurt, 31.10.1925; Theodor Fontane (jr.), Berlin, 1.11.1925; Friedrich Fontane, Neuruppin, 30.10.1925.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,25

Fischer, S.: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, o. O. 25.7.1928
Inhalt: S. Fischer teilt F. Fontane die Berechnung der Anteile aus dem Verkauf der 9bändigen Ausgabe an Fikentscher mit und macht Vorschläge zur Marktstrategie und zur Honorierung für die Zeit bis zum Ablauf der 30jährigen Schutzfrist.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,26

Fontane, Friedrich: eigh. Postkt. m. U. an S. Fischer, Neuruppin, 30.7.1928
Inhalt: In Beantwortung des Schreibens vom 25.7.1928 von S. Fischer rekapituliert F. Fontane die Honorarbedingungen.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,27

Fontane, Friedrich: masch. Br. m. U. an S. Fischer, Berlin 18.11.1928
Inhalt: In Beantwortung eines Schreibens vom 3.11.1928 äußert F. Fontane konkrete Vorstellungen zur Verlagsabrechnung und zu den Zahlungsbedingungen und macht unter Hinweis auf § 1 u. 2 des Urheberrechts darauf aufmerksam, daß die Briefbände und einige andere Bände der II. Serie als selbständige Leistungen auch weiterhin geschützt bleiben (bis 30 Jahre nach dem Tod der Herausgeber).
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,28

Fontane, Friedrich: masch. Br. o. U. (Kopie) an Hellmut Meyer & Ernst, Neuruppin, 29.8.1933.
Inhalt: F. Fontane teilt dem Auktionshaus mit, daß die Kiste mit der Aufschrift »F.F.69« abgeschickt wurde und daß nach ihrem Eintreffen alle Originale im Auktionshaus sein werden. Er verzeichnet den Bestand summarisch und trifft verschiedene Anordnungen zum Verkauf bzw. zur Zurückgabe.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,29

S. Fischer Verlag: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, Berlin, 1.12.1933
Inhalt: Antwort auf das Schreiben vom 13.11.1933 [nicht bekannt]. Mitteilung, daß S. Fischer einverstanden ist mit den dort vorgeschlagenen Bedingungen.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,30

Stade, Vogt und Wiese (Rechtsanwälte): masch. Br. m. U. (Stade) an S. Fischer Verlag AG, Neuruppin, 27.6.1934
Inhalt: Im Auftrage von Friedrich Fontane schickt das Rechtsanwaltsbüro Stade, Vogt und Wiese das neue Abkommen in zwei Ausfertigungen an S. Fischer und bittet um Rücksendung eines unterschriebenen Exemplars.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,31

Vertrag zwischen dem S. Fischer Verlag und Friedrich Fontane: Aufhebung eines Abtretungsvertrages und Abtretung anderer Sicherheiten zur Deckung eines Darlehens von 1000 RM, unterzeichnet von: Suhrkamp / ... [?] Berlin, den 30.6.1934, Friedrich Fontane, Neuruppin, 27.6.1934.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,32

S. Fischer Verlag A. G. (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschl.) an Stade, Vogt und Wiese (Rechtsanwälte), Berlin, 30.6.1934
Inhalt: Begleitschreiben zur Rücksendung eines Exemplars des unterschriebenen Vertrages [vgl. Wa 2,31 und Wa 2,32].
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,33

Berliner Morgenpost: masch. Br. m. U. [unlesbar], an Friedrich Fontane, Berlin, 4.8.1934, mit handschr. Annotationen von Friedrich Fontane vom 10.8.1934
Inhalt: Die Feuilleton-Redaktion der Berliner Morgenpost schickt Briefe von Theodor Fontane, die Friedrich Fontane zur Veröffentlichung ausgewählt hatte, zurück, da sie in der Morgenpost nicht abgedruckt werden können. Da auch andere Blätter diese als »Hundstagsbriefe« bezeichneten Schriftstücke voraussichtlich nicht abdrucken werden, sieht Friedrich Fontane von einer Veröffentlichung ab.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,34

Hellmut Meyer & Ernst: masch. Br. m. U. an Friedrich Fontane, Berlin, 8.8.1934, auf der Rückseite hs. Entwurf eines Antwortbriefes von Friedrich Fontane
Inhalt: Das Auktionshaus Meyer & Ernst bittet um die Erlaubnis, einem namentlich nicht genannten Interessenten die nach der Auktion (vom 9.10.1933) noch vorhandenen Bestände zeigen und Teile davon verkaufen zu dürfen. In seinem Antwortbrief, den der S. Fischer Verlag im Auftrag von Friedrich Fontane an das Auktionshaus schicken sollte, formuliert Friedrich Fontane die Bedingungen.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,35

Fontane, Friedrich: eigh. Br. m. U. an S. Fischer Verlag, Wölfelsgrund, den 10.8.1934
Inhalt: Wegen Irritationen im Geschäftsverkehr mit Meyer & Ernst möchte Fontane die Autorität des großen Verlages geltend machen, um Meyer & Ernst zu sofortiger Zahlung zu bewegen. Er bittet S. Fischer, ein Schreiben an das Auktionshaus zu richten, dessen Entwurf er auf der Rückseite des beiliegenden Briefes von Meyer & Ernst (Wa 2,35) mitteilt. Ebenfalls beigelegt hat F. Fontane eine Vollmacht, mit der der S. Fischer Verlag sich gegenüber dem Auktionshaus als berechtigt ausweisen konnte, Zahlungen im Auftrag Fontanes entgegenzunehmen, sowie eine Aufstellung von Sicherheiten in Händen des S. Fischer Verlages.
Xerokopie, 3 Bl. Signatur: Wa 2,36

S. Fischer Verlag: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Hellmut Meyer & Ernst, Berlin, 16.8.1934 [vgl. auch den Entwurf F. Fontanes Wa 2,36].
Inhalt: Im Namen der Fontaneschen Erben und Friedrich Fontanes teilt der S. Fi-

scher Verlag dem Auktionshaus die Bedingungen zur Übergabe der Handschriften, die im Verlag aufbewahrt werden sollen, die Bedingungen weiterer Verkäufe und die Zahlungsbedingungen mit. Die Vollmacht (Wa 2,36) wird präsentiert.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,37

S. Fischer Verlag: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, Berlin, 16.8.1934
Inhalt: Mitteilung, daß das gewünschte Schreiben (vgl. Wa 2,36, Wa 2,37) an Meyer & Ernst abgeschickt worden ist.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,38

M. Rinkel geb. Fontane: eigh. Br. m. U. an S. Fischer Verlag, Wilmersdorf, 19.3.1935
Inhalt: »Hiermit bestätige ich den Eingang der vernagelten Kiste: Erinnerung von Th. Fontane enthaltend.«
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,39

[S. Fischer Verlag (Suhrkamp)]: masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, [Berlin] 26.5.1937
Inhalt: Antwort auf das Schreiben vom 18.5.1937, in dem F. Fontane offenbar ein Editionsprojekt vorgeschlagen hatte, das aber abgelehnt wird.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,40

Fontane, Friedrich: eigh. Br. m. U. an S. Fischer Verlag (Suhrkamp), Neuruppin, 16.10.1940
Inhalt: Fontane teilt die Bedingungen mit, zu denen der G. Grote'sche Verlag die Restexemplare von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* übernehmen will. Außerdem unterbreitet er Vorschläge zur weiteren Darlehenstilgung.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,41

S. Fischer Verlag (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, Berlin, 18.10.1940
Inhalt: In Beantwortung des Schreibens vom 16.10.1940 werden konkrete Vorschläge zur Übergabe der Restbestände an die G. Grote'sche Buchhandlung gemacht. Außerdem enthält der Brief eine Berechnung zur Tilgung des Darlehens, das Friedrich Fontane vom Fischer-Verlag erhalten hatte.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,42

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung: masch. Br. m. U. [unleserlich] an S. Fischer Verlag (Suhrkamp), Berlin, 4.12.1940
Inhalt: Bitte um Aushändigung der Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* an den Kommissionär F. Volckmar.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,43

S. Fischer Verlag (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, Berlin, 12.12.1940
Inhalt: Erinnerung an die Anfrage, ob die Restbestände von *Aus den Tagen der Oc-*

cupation und *Kriegsgefangen* an F. Volckmar (Kommissionär) ausgeliefert werden sollen, die bisher unbeantwortet geblieben ist.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,44

Fontane, Friedrich: eigh. Br. m. U. an S. Fischer Verlag (Suhrkamp), Neuruppin, 16.12.1940
Inhalt: F. Fontane bittet um einen kleinen Aufschub.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,45

Fontane, Friedrich: masch. Br. m. U. an S. Fischer Verlag (Suhrkamp), Neuruppin, den 3.1.1941
Inhalt: Vorschlag F. Fontanes zum Verkauf der Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* und zur Schuldentilgung.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,46

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung: masch. Br. m. U. [unleserlich] an S. Fischer Verlag, Berlin 8.1.1941
Inhalt: Herr Fleischer (Leipzig) will die Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* nur auf schriftlichen Auftrag herausgeben.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,47

S. Fischer Verlag (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschlag) an die Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 15.1.1941
Inhalt: Mitteilung, daß der Auftrag zur Auslieferung der Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* am selben Tag erteilt worden sei.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,48

S. Fischer Verlag (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Firma Carl Fr. Fleischer (Auslieferung S. Fischer Verlag), Berlin, 15.1.1941
Inhalt: Auftrag zur Auslieferung der Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* an F. Volckmar, Kommissionär.
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,49

S. Fischer Verlag (Suhrkamp): masch. Br. o. U. (Durchschlag) an Friedrich Fontane, Berlin, 15.1.1941
Inhalt: Rekapitulation der Vereinbarungen zur Übernahme der Restbestände von *Aus den Tagen der Occupation* und *Kriegsgefangen* durch die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung und zur Schuldentilgung durch F. Fontane.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,50

Fontane, Friedrich: eigh. Br. m. U. an S. Fischer Verlag, Neuruppin, 18.1.1941
Inhalt: Abrechnung des Übernahmegeschäfts mit Grote und Vorschlag zur Abstoßung der Restbestände von *Aus dem Nachlaß.*
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,51

S. Fischer Verlag: eigh. Notizen zur Verlagsabrechnung des Fontane-Verlages, Berlin, 6.5.1943
Xerokopie, 3 Bl. Signatur: Wa 2,52

Suhrkamp Verlag: masch. Br. o. U. an Peter Paul Fontane, Berlin, 8.5.1943 m. hs. Bearbeitungsvermerken
Inhalt: Verlagsabrechnung 1941–1942
Xerokopie, 1 Bl. Signatur: Wa 2,53

Fontane, Peter: masch. Br. m. U. u. Bearbeitungsvermerken an Suhrkamp Verlag, Berlin, 23.6.1843
Inhalt: Festlegungen zur Aufteilung der Tantiemen und zur Zahlungsweise.
Xerokopie, 2 Bl. Signatur: Wa 2,54

Primärliteratur

Brosig, Maria [Hrsg.]: »Es sei dies die Geschichte eines Feldpredigers, der in gewissem Sinne [...] die Schlacht bei Kesselsdorf gewonnen ...«. Zwei unbekannte Fontane-Briefe aus d. »Wanderungs«-Zeit. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 18–28. (65/5536 = 68)

Fontane, Theodor: Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich u. Elsaß-Lothringen 1871. Mit e. Nachw. von Gotthard Erler. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2000. 404 S. (AtV; 5279) (2000/25)

Fontane, Theodor: Dolingen dwalingen [Irrungen, Wirrungen. Niederländ. Übersetzung von Theodor Duquesnoy] met een nawoord van Hans Ester. – Soesterberg: Uitgeverij Aspekt 1999. 166 S. (99/100)

Fontane, Theodor: Jenseit des Tweed. Briefe u. Bilder aus Schottland. Hrsg. von Gotthard u. Therese Erler. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1999. 313 S. (AtV; 5286) (99/107)

Fontane, Theodor: Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864. Mit e. Vorw. von Sven-Aage Jørgensen u. e. Anhang von Eveline Maassen hrsg. von Helmuth Nürnberger. – Flensburg: Baltica 1999. 404 S. (99/108)

Fontane, Theodor: Der Stechlin. Mit einem Nachw. von Carolina Romahn. – Frankfurt/M.: S. Fischer 1999. 463 S. (Sammlung Fischer) (2000/1)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Sämtliche Romane. Hrsg. von Johannes Flatow. 7 Bde. o.O.: Mundus 1999. [Ungekürzte Lizenzausg. d. RM Buch u. Medien Vertrieb GmbH für Buchclub Bertelsmann] (2000/20 = 1–7)

»Und auch zu viel Lob ist von Uebel.« Unbekannte Briefe Th. Fontanes an Salo Schottländer. Mit e. Geburtstagsgruß für Charlotte Jolles. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 10–17. (65/5536 = 68)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

ANDREE, CHRISTIAN: Provinzialität und Weltruhm. Studien zur Rezeptionsgeschichte Th. Fontanes u. Rudolf Virchows. – In: Europa-Universität Viadrina. Antrittsvorlesungen VII/Reden 1997–1999. Frankfurt (Oder) 1999, S. 65–83. (Universitätsschriften; 15) (99/98)

AUST, HUGO: Fontanes Lektürewerk – eine einflußgeschichtliche Skizze. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 31–50. (2000/11)

BERBIG, ROLAND: »aber zuletzt – […] – schreibt man doch sich selber zu Liebe«. Mediale Textprozesse. Th. Fontanes Romanerstling ›Vor dem Sturm‹. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 99–120. (2000/11)

BOWMAN, PETER JAMES: Theodor Fontane's ›Cécile‹: an allegory of reading. – In: German Life and Letters 53 (2000) 1, S. 17–36. (2000/35)

BREITENFELLNER, KIRSTIN: Lavaters Schatten. Physiognomie u. Charakter bei Ganghofer, Fontane u. Döblin. Mit e. Exkurs über den Verbrecher als literar. Gestalt von Schiller bis Böll u. e. systemat. Bibliogr. zum Thema »Physiognomie u. Charakter«. – Dresden, München: Dresden University Press 1999. 275 S. (Artes liberales. Beitr. zu Theorie u. Praxis d. Interpretation; 5) (2000/12)

BRUNNER, MARIA E.: Effi Briest von Theodor Fontane als Schule des Sehens. – In: Zeitschr. für Literaturwissenschaft u. Linguistik 1999/115, S. 143–153. (ZA 1999+,8)

DE BRUYN, GÜNTER: Märkische Musenhöfe oder Anmerkungen zu einem von Fontane nicht ausgeführten Kapitel der »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 51–66. (2000/11)

CARSTANJEN, EVA: Les filles de Fontane. – In: THURET, MARC (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 183–198. (2000/7)

CHEVREL, YVES: Fontane critique du théâtre français. – In: THURET, MARC (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 221–234. (2000/7)

COEN, ANNETTE: Literaturkartei: »Effi Briest«. – Mülheim a.d. Ruhr: Verlag an d. Ruhr 1999. 90 S. 31 cm (99/101q)

DAFFA, AGNI: Frauenbilder in den Romanen »Stine« und »Mathilde Möhring«. Untersuchungen zu Fontane. – Frankfurt/M.: Lang 1998. 309 S. (Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur u. Literaturwissenschaft; 19) (2000/15)

DIETERLE, REGINA: Im Banne des Vaters. Die Fontanesche Familientragödie. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 203–220. (2000/11)

Dieterle, Regina: Die sieben Waisen und die Mädchenbildung. Zur pädagogischen Diskussion in Fontanes »Frau Jenny Treibel«. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 130–143. (65/5536 = 68)

Dubar, Monique: Portrait d'Effi Briest en Cendrillon, Nora et Froufrou. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 199–218. (2000/7)

Eh, Karl: »Dies ist das Niederdrückendste«. Theodor Fontane – Moritz Lazarus. Eine Freundschaft (die tragisch endete). Überarb. u. erw. Fassung des Vortrages, gehalten auf dem Symposium »Das Autobiographische und das Biographische bei Th. Fontane« Bad Freienwalde Sept. 1996. – Spardorf [1999]. 31 S. Privatdruck (99/105)

Erdmann, Horst: »die geliebten ›Wanderungen‹, die immer helfen und heilen müssen«. Vor 125 Jahren erschien die dritte Aufl. des ersten Bandes. – In: Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 2000, S. 136–139. (2000/27)

Erler, Gotthard: »Tüchtig gelobt und mäßig gekauft«. Gibt es noch Neues vom alten Fontane? Ein editionspraktischer Exkurs. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 243–251. (2000/11)

Fischer, Hubertus: Ein »etablierte[r] deutsche[r] Schriftsteller«? Fontane in den siebziger Jahren des 19. Jhds. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 67–97. (2000/11)

Fischer, Hubertus: »Gedichte – Soldatenlieder – Preußenlieder«. Wie Fontanes »Preußische Feldherrn« volkstümlich wurden. – In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 50/1999, S. 136–168. (2000/26)

George, Gertrud: Brahms und Fontane. »Sie konnten zusammen nicht kommen ...« Fußnotenfreie Variationen. – Privatdruck Wuppertal 2000. 39 S. (2000/24)

Grawe, Christian: »Mit 78 ist man ein unsicherer Passagier.« Th. Fontanes letztes Lebensjahr – an d. Schwelle zum 20. Jhdt. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 221–241. (2000/11)

Guillard, Gilbert: 'Fontane, Effi Briest' de R. W. Fassbinder: un vaste contrechamp. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 169–182. (2000/7)

Hehle, Christine: »Ich steh und falle mit Gieshübler.« Die Verführung d. Effi Briest. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 137–162. (2000/11)

Kaufholz-Messmer, Eliane: L'art du roman chez Fontane. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 133–148. (2000/7)

Klug, Christian: Die Poesie der Zeitung. Fontanes poet. Rezeption d. Tagespresse u. die Entdeckung d. neuen Wirklichkeiten. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 74–117. (65/5536 = 68)

Krebs, Gilbert: Fontane et la révolution de 1848 ou Portrait de l'artiste en jeune homme. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 45–70. (2000/7)

Legrand, Jacques: Fontane et Stendhal dans le droit fil d'une tradition européenne d'élégance intellectuelle. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 235–250. (2000/7)

Legrand, Jacques: Les loches d'Altenbrak. Un traducteur essaie de jouer sur les jeux de mots de Theodor. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 301–310. (2000/7)

Losch, Bernhard; Kranen, Kim: Fontanes Kriminalgeschichten. – In: Neue Juristische Wochenschrift (1999) 27, S. 1913–1919. (ZA 1999+,6)

Mecklenburg, Norbert: Fontanes Erzählkunst der feinen Unterschiede. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 179–201. (2000/11)

Modigliani, Denise: Lire-écrire Fontane. Réflexions sur une pratique théorique du traduire. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 277–300. (2000/7)

Möller, Klaus: Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv (1. Teil). – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 29–72. (65/5536 = 68)

Möller, Klaus: Der vorgetäuschte Erfolg. Zum Problem d. Erstausgaben, Neuauflagen, Neudrucke bei Th. Fontane. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 192–216. (65/5536 = 68)

Müller-Michaels, Harro: »Fontane in der Schule«. Ein Bericht über das internationale Symposium in Neuruppin vom 29.–31. Oktober 1998. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 217–219. (65/5536 = 68)

Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. – Berlin: Siedler 1999. 830 S. [»vollständige, im Bildteil reduzierte Taschenbuchausgabe«] (2000/2)

Nürnberger, Helmuth: »Theodorus victor« – ein Schriftstellerleben. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 253–273. (2000/11)

Overton, Bill: Children and childlessness in the novel of female adultery. – In: The Modern Language Review 94 (1999) 2, S. 314–327. (ZA 1999+, 7)

Plett, Bettina: Frauenbilder, Männerperspektiven und die fragwürdige Moral. Applikation u. Demontage von Rollenbildern u. Wertzuschreibungen in Fontanes Romanen. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 118–129. (65/5536 = 68)

Plett, Bettina: »Sie … mit einer Hinneigung zu Rußland, ich zu England.« Die Rußlandbilder Th. Fontanes. – In: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 19./20. Jahrhundert: Von der Bismarckzeit bis zum Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Mechthild Keller. München: Fink 1999, S. 566–598. (2000/28)

Renz, Christine: Geglückte Rede. Zu Erzählstrukturen in Th. Fontanes »Effi Briest«, »Frau Jenny Treibel« u. »Der Stechlin«. – München: Fink 1999. 228 S. (2000/9)

Ritte, Jürgen: Le voyage en France. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 71–90. (2000/7)

Sagarra, Eda: Vorurteil im Fontaneschen Erzählwerk. Zur Frage d. falschen Optik in »Cécile«. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 121–136. (2000/11)

Scherpe, Klaus R.: Allerlei Fontane. Erlebnisgesellschaft im Fontane-Roman. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 163–178. (2000/11)

Settler, Humbert: »Effi Briest« – Fontanes Versteckspiel mittels Sprachgestaltung und Mätressenspuk. – Flensburg: Baltica 1999. 145 S. (99/99)

Steinmetz, Horst: Fontanes Bildreihen. – In: Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 45 (1999), S. 161–173. (ZA 1999+, 9)

Stephan, Rüdiger: L'œuvre de Theodor Fontane en France. Un témoignage. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 273–276. (2000/7)

Streiter-Buscher, Heide: Présence de Bismarck dans l'œuvre romanesque de Fontane. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819-1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 91–114. (2000/7)

Theodorus victor. Th. Fontane, d. Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jhds. E. Sammlung von Beitr. Roland Berbig (Hrsg.). Frankfurt/M. u.u.: Lang 1999. 275 S. (Literatur-Sprache-Region; 3) [Ringvorlesung d. Humboldt-Univ. Berlin; Beitr. einzeln verzeichnet] (2000/11)

Thormann, Michael: ›Im Kerker der Fremde‹. Aspekte von Fremdheit u. Fremderfahrung in Fontanes England-Aufenthalten. – In: Begegnung der Zeiten. Festschr. für Helmut Richter zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Regina Fasold u.a. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1999, S. 169–183. (99/104)

Thuret, Marc: Fontane en France et en français. – In: ders. (Hrsg.), Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 251–272. (2000/7)

Thuret, Marc: L'humour de Fontane. – In: ders. (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 149–168. (2000/7)

Thuret, Marc: Un promeneur dans le siècle. – In: ders. (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 9–32. (2000/7)

Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819-1898). Un promeneur dans le siècle. – Asnières: Publications de l'Institut d'Allemand 1999. 323 S. [17 Aufsätze, einzeln verzeichnet] (2000/7)

Tophoven, Erika: »What's in a name …« Beckett lecteur de Fontane. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 311–319. (2000/7)

Wruck, Peter: Bildungsmisere? Die atypische literar. Sozialisation des Schriftstellers Th. Fontane in ihren bildungsgeschichtl. Zusammenhängen. – In: Theodorus victor, Frankfurt/M. 2000, S. 15–29. (2000/11)

Wruck, Peter: »Monde nouveau« et »dieux anciens«. Theodor Fontane, chroniqueur provincial et romancier moderne. – In: Thuret, Marc (Hrsg.): Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Asnières 1999, S. 115–130. (2000/7)

Żylinski, Leszek: Theodor Fontanes Rezeption in Polen. – In: Fontane Blätter 68/1999, S. 144–156. (65/5536 = 68)

2. Rezensionen

Bemmann, Helga: Theodor Fontane. Ein preußischer Dichter. Berlin: Ullstein 1998. Rez.:
– M. Horlitz in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 182–183.

Berbig, Roland (Hrsg.): Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Der Briefwechsel. Berlin: de Gruyter 1998 (Schr. d. Th. Fontane Gesellschaft; 2) Rez.:
– W. Rieck in Fontane Blätter 68/1999, S. 158–161.
– B. Hinrichs in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 191–194.

Blumenberg, Hans: Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane. München: Hanser 1998. Rez.:
– M. Meyer: Ein Echo der Lebenswelt. In: Neue Zürcher Ztg v. 25.2.1999.
– H. Delf von Wolzogen in Fontane Blätter 68/1999, S. 179–181.
– S. Walter: Fontane-Miniaturen: Gerade noch Klassiker. In: Oberhessische Presse v. 2.12.1999.

Helen Chambers: The changing image of Theodor Fontane. Columbia 1997. Rez.:
– Ch. Grawe in Jahrb. für Internationale Germanistik 30 (1998) 2, S. 195–200.

Chevanne, Reine: Fontane et l'histoire. Présence et survivances. Bern 1995. Rez.:
– R. Böschenstein in Jahrb. d. Raabe-Ges. 1998, S. 191–198.

Drude, Otto: Fontane und sein Berlin. Personen, Straßen, Häuser. Frankfurt/M.: Insel 1998. Rez.:
– G. Radecke in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 189–190.

Fontane, Emilie und Theodor: Der Ehebriefwechsel. 3 Bde. Berlin: Aufbau 1998. Rez.:
– M. Horlitz in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 190–191.

Fontane, Theodor: Aus meinem bunten Leben. Ein biographisches Lesebuch. Aus Briefen zusammengest. von Gabriele Radecke u. Walter Hettche. München, Wien: Hanser 1998. Rez.:
– R. Berbig in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 185–186.
– P. Schaefer in Fontane Blätter 68/1999, S. 178–179.

Fontane, Theodor: Beyond the Tweed. A Tour of Scotland in 1858. Translated by Brian Battershaw. London: Libris 1998. Rez.:
– K. Stelling in Fontane Blätter 68/1999, S. 175–177.

Fontane, Theodor: L'Adultera. Mit e. Nachw., Zeittafel, Anm. u. bibliograph. Hinweisen von Dirk Mende. München: Goldmann 1997. Rez.:
– G. Radecke in Fontane Blätter 68/1999, S. 161–164.
Fontane, Theodor: Die Saison hat glänzend begonnen. Theaterkritiken. Hrsg. Peter Goldammer. Rez.:
– A. Pecht: »Da, auf Parkettplatz Nr. 23, sitzt das Scheusal wieder.« In: Rhein-Ztg v. 16.6.1998.
– anon.: Honig für Herzog. Die Neuausgabe von Fontanes Theaterkritiken ist unnötig wie ein Kropf. In: Junge Welt v. 19.6.1998.
Fontane, Theodor: Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler. Das erzählerische Werk. Bd. 4: L'Adultera. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin: Aufbau-Verl. 1998. Rez.:
– G. Eversberg in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 48/1999, S. 178–179.
Fontane, Theodor: Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler. Das erzählerische Werk. Bd. 12: Quitt. Hrsg. von Christina Brieger. Berlin: Aufbau-Verl. 1999. Rez.:
– anon.: Fontane-Krimi. In: Frankfurter Neue Presse v. 1.12.1999.
Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Sprecher: Gunter Schoß. 22 CDs. Produktion: Unterlauf u. Zschiedrich [1996–98]. Rez.:
– P. Schaefer in Fontane Blätter 68/1999, S. 189–190.
Guarda, Sylvain: »Schach von Wuthenow«, »Die Poggenpuhls« und »Der Stechlin«. Fontanes innere Reisen in die Unterwelt. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997. Rez.:
– Ch. Hehle in Fontane Blätter 68/1999, S. 186–189.
Hädecke, Wolfgang: Theodor Fontane. München: Hanser 1998. Rez.:
– C. Schmitz in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 179–181.
Heller, Gisela: »Geliebter Herzensmann …« Emilie u. Theodor Fontane. Berlin: Nicolai 1998. Rez.:
– R. Dieterle in Fontane Blätter 68/1999, S. 172–174.
Mit Fontane durch Berlin und Potsdam. Die schönsten Spaziergänge u. Wanderungen. Hrsg. von Peter Bramböck. München: Nymphenburger 1999. Rez.:
– G. Bellmann: Der praktische Nachzügler auf Fontanes Spur. In: Berliner Morgenpost v. 19.7.1999.
Neuhaus, Stefan: Fontane-ABC. Stuttgart: Reclam 1998. Rez.:
– anon. in Lesenswert – Gutachterausschuß für bayer. Schulbibliotheken 1/99.
– W. B. in Berliner Lesezeichen v. 1.6.1999.
Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. Berlin: Siedler 1997. Rez.:
– H. Streiter-Buscher in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 183–185.
– R. Berbig in Fontane Blätter 68/1999, S. 167–171.

Perrey, Gudrun und Hans-Jürgen: Theodor Fontane in Schleswig-Holstein und Hamburg. Hamburg: Schubert 1998. Rez.:
– B. Hinrichs in Jahrb. d. Th.-Storm-Ges. 47/1999, S. 186–189.
Scheffel, Michael: Formen selbstreflexiven Erzählens. Eine Typologie u. sechs exemplar. Analysen. Tübingen: Niemeyer 1997. Rez.:
– Ch. Hehle in Fontane Blätter 68/1999, S. 181–185.
Ziegler, Edda; Erler, Gotthard: Theodor Fontane. Lebensraum u. Phantasiewelt. Berlin: Aufbau-Verlag 1996. Rez.:
– H. O. Horch in Jahrb. d. Raabe-Ges. 1998, S. 184–190.

3. Zeitungsartikel

anon.: Fontane-Archiv ersteigert Dichterbriefe. – In: Bild; Flensburger Tageblatt; Frankfurter Allg. Ztg; Husumer nachrichten; Neue Presse; Pinneberger Tageblatt v. 27.11.; Märkische Allgemeine; Südkurier v. 27./28.11.; Berliner Ztg v. 29.11.; Remscheider General-Anzeiger; Westdeutsche Ztg v. 2.12.1999.

anon.: Konsequente Tragik. Fontane u. die Kritik an d. adligen Gesellschaft: »Stine« [als neuer Fortsetzungsroman]. – In: Fuldaer Ztg v. 4.8.1999.

anon. (alu): Randalierer beschädigten Fontane-Denkmal [in Letschin]. – In: Berliner Morgenpost v. 18.8.1999.

Andree, Christian: Fontane-Spitzenpreis. Die Buchauktion von Hauswedell & Nolte. – In: Handelsblatt v. 7.12.1999.

Häussler, Silke: Das Gerede ist es, was den Menschen zum Menschen macht. Walter Jens, derzeit als Gastprofessor im Warburg-Haus, über die Bedeutung des Gesprächs im Werk von Th. Fontane. – In: Die Welt v. 20.7.1999.

Mohm, Hans Werner: Das »Great Game« wurde zum Trauerspiel. Th. Fontane u. seine Ballade über die britische Niederlage im Januar 1842. – In: Frankenpost v. 31.12.1999.

Paczkowski, Linda: Glücksgriff des Fontane-Archivs: Was Theodor seinem Verleger schrieb. – In: Berliner Morgenpost v. 8.2.2000.

Pralow, Karl: Ein Kräuterbüchlein bringt 21 0000 Mark. Überdurchschnittlich erfolgreiche Auktion bei Hartung & Hartung – Fontane teuer bei Hauswedell. – In: Die Welt v. 18.12.1999.

Schnaibel, Marlies: Laudatio mit Druckfehler. Fontane-Preis für Günter de Bruyn. – In: Märkische Allgemeine v. 31.12./1.1.2000.

Stitz, Michael: »Zentral ist die Liebe zur Literatur«. Fontane-Forscher Helmuth Nürnberger wird 70 Jahre. – In: Flensburger Tageblatt v. 19.1.; Pinneberger Tageblatt v. 20.1.2000.

4. Video-Kassetten (VHS)

Cécile. BRD 1977: ZDF Regie: Damek, Dagmar; Buch: Krischke, Traugott; Damek, Dagmar. (VC 53)

Grete Minde. BRD; Österreich 1976: ZDF; ORF, 100 Min. Regie u. Buch: Genée, Heidi. (VC 53)

5. Audio-Kassetten

Fontane, Theodor: L'Adultera. Die Ehebrecherin. Gesprochen [von Bodo Bühling] auf 4 Kassetten. Ascolto 1998. (MB 72=1–4/1998)

6. Nachträge

Boehm, Willy: Theodor Fontane, der jüngste der märkischen Landschaftsdichter … – In: ders.: Norddeutsche Landschaftsdichter. Separat-Abdr. aus d. Besond. Beil. zum Dt. Reichs- u. Königl. Preuß. Staats-Anzeiger. Berlin o.J. [ca. 1873], S. 20–27. (99/119)

Köfer, Renate: Eine Berliner Komödie in Frankfurt (Oder). Zur Premiere von »Frau Jenny Treibel« im Kleist-Theater. – In: Neuer Tag v. 30./31.1.1965. (ZA 1965+)

Fleischer, Michael: Fontane und die Norderneyer Kapitänswitwe. Aus einem Inselurlaub wurden Roman-Figuren. – In: Bade-Courier. Kurzeitschrift des Nordseeheilbades Norderney v. 25.8. u. 8.9.1962. (ZA 1962+)

Fontane, Theodor: Gedichte. 16.–25. Tsd. Leipzig: Insel 1943. 71 S. (Insel-Bücherei; 251) (2000/21)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Roman. – Berlin: F. Fontane [1890]. 284 S. [Titelaufl. d. Erstausg.] (99/110)

Fontane, Theodor: Preußische Generäle. Mit 17 Bildern von Wilhelm Camphausen. Hrsg. von Hanns Martin Elster. – Berlin: Siegismund 1943. 203 S. (99/90)

Fontane, Theodor: Der Stechlin. Roman. 3. Aufl. – Berlin: F. Fontane 1898. 517 S. [Titelaufl. d. Erstausg., mit handschr. Besitzervermerk »1898. Soltmann«.] (58/71333.)

Lorenz, Max: Theodor Fontane als Dichter und Kritiker. – Bielefeld, Leipzig: Velhagen & Klasing 1908, S. 118–137. (Zur deutschen Literaturgeschichte; 2) (99/114)

Steinlein, Rüdiger: Die Stadt als geselliger und als ›karnevalisierter‹ Raum. Th. Fontanes ›Berliner Romane‹ in anderer Sicht. – In: Klaus Siebenhaar (Hrsg.), Das poetische Berlin. Metropolenkultur zwischen Gründerzeit u. Nationalsozialismus. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl. 1992, S. 41–68. (ZA 1992+)

Informationen

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Hugo Aust, Köln
Maria Brosig, Potsdam
Günter de Bruyn, Görsdorf
Stefanie Dietzsch, Berlin
Dr. Horst Gravenkamp, Cuxhaven
Clarissa Jantzen, London
Josefine Kitzbichler, Berlin
Prof. Dr. Helmuth Nürnberger, Freienwill
Dr. Bettina Plett, Köln
Dr. Wolfgang Rasch, Berlin
Peter Schaefer, Potsdam
PD Dr. Michael Scheffel, Göttingen
Dr. Rolf Selbmann, Bamberg

Post erreicht die Autoren über die Redaktion.

Vertriebshinweise

Die Fontane Blätter können als Einzelheft (DM 15,–/Doppelheft DM 30,– zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam. Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Gesamtregister der Fontane Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (DM 6,50)
- das Gesamtinhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965–69/2000 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 29 S. (DM 3,00)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- eine Diskette (DOS, 3 1/2", 1,44 MB, virengeprüft), die folgende Dateien im ASCII-Code (als reinen Text) enthält:
  - das Gesamtregister der Fontane Blätter für die Hefte 1/1995 bis 65–66/1997 (geht über das o.g. gedruckte Register hinaus);
  - das Gesamtinhaltsverzeichnis;
  - die laufenden Bibliographien (Primär- und Sekundärliteratur) aus den Heften 53/1992–69/2000. (DM 8,50)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (ohne Gebühr)

- Ich bin ganz einfach nur Fontane. FontaneJahrBuch. Museumspädagogischer Dienst Berlin; Theodor-Fontane-Archiv. 1998. 118 S. Mit Karte, zahlr. Abb. (DM 3,–)
- Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – PATRIMONIA 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (DM 3,–)

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.
Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit einem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen möglichst verzichten.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend numerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen als Endnoten auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.
Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten in einer nichtproportionalen Schrift (möglichst Courier) gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung). Zwischen - (kurzem) Trennungs- und – (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollen in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt WordPerfect für Windows 6.1), einmal unformatiert als ASCII-Datei (Endnoten in eigener Datei).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen im Manuskript

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern [...]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate im Manuskript

Normale Anführungszeichen „..."; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚...'; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

Der Stechlin erschien bereits …

In: *Fontane Blätter* 62/1996, …

Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree* …

6. Anmerkungen im Manuskript

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht. Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern unterstrichen (werden im Heft zu Kapitälchen).

1 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.* Hrsg. von Otto Drude. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 Schobeß, wie Anm. 3. Vgl. Schreinert, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende *Siglen*:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau 1969–1993 (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt.* – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Grosse Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von Gotthard Erler. – Berlin, Weimar: Aufbau 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft.* – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows.* 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes.* Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. – München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. –

München: Carl Hanser 1962ff. (Abteilung/Band evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. – München: Nymphenburger 1959–75. (Bd. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: NFA XXIV. 1975, S. 9-39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe.* I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von Charlotte Jolles. – Berlin: Propyläen 1968–71.

7. weitere Abkürzungen

Abb.	Abbildung	Fs.	Festschrift
Aufl.	Auflage	H.	Heft
Bd.	Band	Hrsg.	Herausgeber
Br.	Brief	hrsg.	herausgegeben
bearb.	bearbeitet	Jb.	Jahrbuch
Diss.	Dissertation	Jg.	Jahrgang
eigh.	eigenhändig	m.U.	mit Unterschrift
Einl.	Einleitung	Nachw.	Nachwort
erw.	erweitert	Nr.	Nummer
FA	Theodor-Fontane-Archiv Potsdam	S.	Seite
		überarb.	überarbeitet
FBl	Fontane Blätter	Vorw.	Vorwort

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;
Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;
Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig; das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie die Konsonantenverdopplung;
wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Brieftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Platzierungsvorschläge im Text. Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

Die Redaktion

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:
Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/29 29 83
Fax: 0331/2 70 96 81
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de.
http://www.cseditors.com/archive/fontane_archiv/fonthome.htm

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.
Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

Die Beiträge des Potsdamer Symposiums zum 100. Todestag des Dichters in drei thematisch gegliederten Bänden:

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts

im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger

Band 1: *Der Preuße - Die Juden - Das Nationale*

ca. 350 Seiten, DM 86,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 66,–)

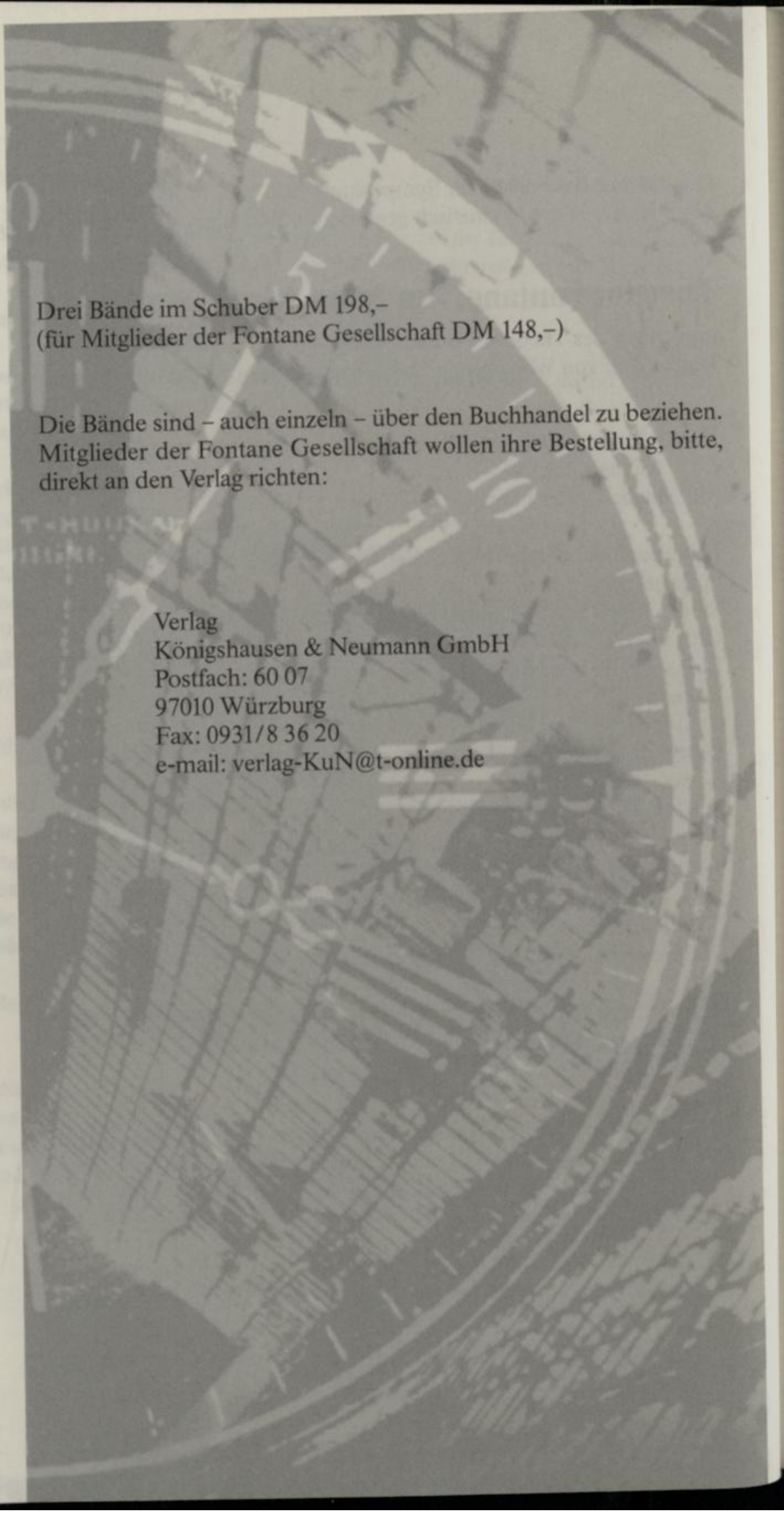
Beiträger/innen: Hubertus Fischer, Werner Rieck, Hans Ester, Peter Sprengel, Pierre-Paul Sagave, Wulf Wülfing, Roland Berbig, Dietmar Storch, Hans Dieter Zimmermann, Bernd Witte, Wolfgang Benz, Hans Otto Horch, Henry H.H. Remak, Bernd Balzer, Rolf Parr, Gudrun Loster-Schneider, Hugo Aust, Mirosław Ossowski, Peter Paret, Regina Dieterle

Band 2: *Sprache - Ich - Roman - Frau*

ca. 300 Seiten, DM 78,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 58,–)
Beiträger/innen: Barbara Naumann, Eckehard Czucka, Dagmar Schmauks, Lilo Grevel, Andrea Gnam, Renate Böschenstein, Bettina Plett, Klaus Briegleb, Uwe Dethloff, Petra Kuhnau, Waltraud Wende, Claudia Liebrand, Edda Ziegler, Michael Masanetz, Helmut Schmiedt, Gotthard Erler, Gabriele Wittig-Davis

Band 3: *Geschichte - Vergessen - Großstadt - Moderne*

ca. 350 Seiten, DM 86,–
(für Mitglieder der Fontane Gesllschaft DM 66,–)
Beiträger/innen: Sigrid Thielking, Peter C. Pfeiffer, Monika Ritzer, Erzsébet Szabo, Christine Hehle, Katrin Lange, Helmuth Nürnberger, Eda Sagarra, Kerstin Stüssel, Martin Lowsky, Walter Hettche, Klaus R. Scherpe, Ortrud Gutjahr, Michael Andermatt, Susanne Ledanff, Helen Chambers, Sybille Schönborn, Stefanie Brauer, Michael Scheffel, Christian Grawe, Wieńczysław A. Niemirowski



Drei Bände im Schuber DM 198,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 148,–)

Die Bände sind – auch einzeln – über den Buchhandel zu beziehen. Mitglieder der Fontane Gesellschaft wollen ihre Bestellung, bitte, direkt an den Verlag richten:

Verlag
Königshausen & Neumann GmbH
Postfach: 60 07
97010 Würzburg
Fax: 0931/8 36 20
e-mail: verlag-KuN@t-online.de

ISSN 0015-6175